

FRIEDRICH VOLTERS
DER DEUTSCHE
EIN LESEWERK. THEIL I
DAS BILD DER ANTIKE
BEI DEN DEUTSCHEN

FERDINAND HIRT IN BRESLAU

6^a / 1770

F
h
20

+5015 825 01





FERDINAND HIRT IN BREITENBURG
DREI BÜCHER
EIN LESERWERK

FERDINAND HIRT IN BREITENBURG
1888



FRIEDRICH (WOLTERS
DER DEUTSCHE
EIN LESEWERK

ERSTER TEIL:
DAS BILD DER ANTIKE
BEI DEN DEUTSCHEN

FERDINAND HIRT IN BRESLAU
1925



FRIEDRICH WOLTERS
DAS BILD DER ANTIKE
BEI DEN DEUTSCHEN

LESEWERK:
ERSTER TEIL

FERDINAND HIRT IN BRESLAU
1925



25

phi q

280

w 868

N 89.493

5.015.825.01

Philos. Institut
der Universität
Düsseldorf

(651978)



INHALT

DIE GÖTTER I

Geist der alten Religionen 1. Das Weltgesicht Hesiods 3. Der Götterkrieg 3. Jugend der Götter 4. Götter und Helden 5. Die olympischen Götter 5. Apollon 7. Apollons Geschichte und Kult 8. Juno und Jupiter 10. Aphrodite 11. Die Nacht und das Fatum, das über Götter und Menschen herrscht 11. Geschichte des Dionysos und sein Kult 13. Einung des Dionysos mit Apollon 15. Apollon und die Tragödie 17. Dionysos 18. Samothrake 19. Vesta 20. Die Römer und ihre Götter 21.

MENSCH · VOLK · VATERLAND 23

Die Griechen 23. Der griechische Jüngling 24. Antike Freundschaft 25. Das griechische Weib 26. Menschlichkeit des Schmerzes 27. Die Genien 28. Die Mysterien im Leben des Volkes 28. Die Athener 28. Das Wesen des dorischen Stammes 33. Die Athener und die Dorier 33. Griechische Hoffnung auf Befreiung durch Rom 34. Troja und sein Herrschergeschlecht 35. Sizilien im Weltbild der Alten 36. Die Griechen im Osten und Westen 36. Antike Vaterlandsliebe 37. Tod fürs Vaterland 38. Lykische Gräberstätten 40. Die Totenfeier 41. Römische Leichenfeier 42.

DICHTER · TÄTER · WEISE 45

Homer 45. Pindar 46. Sophokles 47. Euripides 48. Der heldische Partner 49. Achill bei Homer 49. Achill 49. Achill und Alexander 50. Chiron und Achill 51. Herakles 52. Alexander in Troja und bei Jupiter Ammon 55. Alexander und Athen 57. Alexander und Candace 58. Römische Herrschaft: Cäsar 62. Cäsar 62. Cicero und Cäsar 66. Brutus 68. Cornelius Scipios Gestalt 69. Cato 71. Scipio Aemilianus 73. Pythagoras 75. Pythagoras in Kroton 76. Heraklit 77. Empedokles 78. Sokrates 79. Sokrates und Platon 80. Seele und Leib bei Platon 81. Sappho, Diotima und Sokrates 82. Die Platonische Akademie 86. Platon und Aristoteles 88. Poseidonios 88.

STADT UND STAAT 91

Athen und Sparta 91. Der griechische Staatsmann 91. Der Dorische Staat 92. Der Spartaner und sein Staat 93. Die Athener nach den Perserkriegen 94. Attische Demokratie 96. Das Reich Alexanders 97. Entwicklung der griechischen Staatenwelt 98. Das späte Griechenland 102. Die göttliche Sendung Roms 102. Auswanderung auf den Heiligen Berg 105. Appius Claudius vor dem Senat 106. Rom zur Zeit des Marius (nach Sallust) 106. Das Ende der Republik 107. Welt-herrschaft Roms 108. Die Welt des Augustus 109. Rom besiegt den Orient und gründet das Abendländische Reich 110. Staat und Religion unter Konstantin 112. Der alternde Senat: Symmachus 114. Untergang der Gestaltenwelt 115. Verfall des Reiches 116.



KAMPFSPIEL UND FEST 117

Festspiele 117. Der männliche Geist in der griechischen Körperbildung 117. Attisches Gymnasium 118. Die griechische Ringschule 119. Athletik und Gymnastik 120. Gymnastische Erziehung 121. Griechische Erziehung 122. Einzigkeit der griechischen Gymnastik 123. Griechische Feste 124. Die Hochzeit von Susa 125. Der Festzug in der römischen Siegesfeier 126.

KUNST 127

Der Künstler 127. Griechische Kunst 127. Die griechische Dichtung 128. Wirkung der Dichtung bei den Griechen 130. Goethe an Wilhelm v. Humboldt über dessen Übertragung des „Agamemnon“ von Äschylus 132. Wiedergeburt der Homerischen Welt in der Tragödie 133. Der tragische Dichter und der Mythos 134. Das dionysische Leiden 135. Die Griechen und ihre Tragödie 136. Der Chor 137. Über die griechischen Dichter und ihr Volk 138. Selbständigkeit der Dichtung 139. Virgil 140. Lukan 140. Griechische Musik 142. Dorische Tonart 143. Griechische Malerei 144. Die Artung griechischer Kunst 145. Das Wesen der griechischen Form 145. Das schöne Maß in Schmerz und Freude 147. Die Zartheit der griechischen Statuen 147. Ehrung des Schönen und des Siegers 147. Staat und Kunst 148. Die Kunst im Staate 151. Gegenstände der bildenden Kunst 153. Der zerbrochene Krug 154. Die Grazie 155. Herkulestorso 156. Archaische Plastik 157. Auf einen Apollon 158. Apollon 159. Chiron und Achill 160. Büsten 160. Pantheon 161. Religion und Staat als Ursprung der griechischen Kunst 162.

KRIEG 165

Krieg und Kunst 165. Der Krieg als Kunst bei den Doriern 165. Die Schlacht bei den Thermopylen 166. Die Schlacht bei Salamis 168. Die Schlacht bei Issos 169. Entscheidung zwischen Rom und Alba 171. Die Schlacht von Herakleia 172. Die Römer in der karthagischen Bedrängnis 173. Die Schlacht bei Zama 175. Der Bürgerkrieg 177. Der Krieg gegen die Helvetier 179.

SPRACHE UND REDE 183

Charakter der griechischen Sprache 183. Die Sprache der Griechen 185. Der platonische Dialog 185. Griechische Namen 186. Lebendige Rede 187. Sprechen und Singen 187. Der Hexameter Homers 187. Die römische Sprache 188. Sallusts Sprache und Form 189.

GESCHICHTSCHREIBUNG 190

Herodot 190. Tukydidēs 191. Cäsar 192. Sallust 194.

DIE ANTIKE WELT UND DIE DEUTSCHEN 198

Die Griechen als Bildner der Deutschen 198. Das griechische Vorbild 199. Die Alten als Erzieher 199. Göttlichkeit der Alten Welt 201. Griechische und deutsche Spiele 201. Vom Nackten in der Antike 203. Ersehnte Platonübertragung 204. Die Griechen um der Griechen willen 204. Staatliche Bildung bei den Alten und den Neueren 205. Gang der Bildung einer Nation 206. Stärkung aus antikem Geiste 206. Die antike Artung Winkelmanns 207. Ein Deutscher in Rom 208. Rom 209. Huldigung der deutschen Wissenschaft vor den Griechen 210. Goethe als Schöpfer der Wissenschaft von den Griechen 210. Die Alten als Helfer 212. Die Heutigen und die Griechen 213. Antike und neuere Kunst 214. Alte und neue Harmonik der Welt 214. Sinn der alten und der neuen Musikbildung 216. Alte und neue Heldenverehrung 218. Olympia und Hagion-Oros 220. Hellas 221. Hellas und der Deutsche 222. Goethe und Eckermann über das Studium der Antike 222.



DAS BILD DER ANTIKE BEI DEN DEUTSCHEN.

DIE GÖTTER.

GEIST DER ALTEN RELIGIONEN.

Alles war, was im religiösen Denken der griechischen Völker unter so mannigfaltigen Formen immer wiederkehrt, im wesentlichen nichts anderes, als eine Vergötterung der leiblichen Natur. Die lebendigen Elemente, was sie so nannten, Luft, Feuer, Wasser und Erde, in ihrer Wechselwirkung und in ihrem Einfluß auf den Menschen, die auffallendsten Erscheinungen im Tierreiche, die Merkwürdigkeiten der Pflanzenwelt, daneben besonders Sonne und Mond, die Planeten nebst einigen anderen ausgezeichneten Sternen und noch der Sirius: das waren die Dinge, die der Grieche verehrte und die er zur Grundlage und zum Inhalte von tausend und tausend Fabeln machte. Physisch war fast seine ganze Religion, die öffentliche wie die geheime. Auf das eigentümliche Sein der natürlichen Dinge, auf ihr Bestehen und Leben im Reflex des Menschengestes: darauf bezog sich alles religiöse Tun und Denken. Der Gottesdienst heiligte in diesem Kreise alles. Selbst das Kleinste verschmähte er nicht. Es war da nichts zu klein und zu geringfügig. In diesem magischen Schimmer lebendiger Einbildung ward jedes physische Dasein, Regen und Weben abgestrahlt. Es war eine Religion der Phantasie. Lichtzeit, Schattenzeit und das Jahr in seinem wechselnden Laufe, Sonnen- und Mondperioden mit den daran hängenden Veränderungen, mit Saat und Ernte, diese bildeten den immer wiederkehrenden Kreis der Feste. Naturgeister wurden erschaffen, Sternengeister, Luft-, Erd-, Wasser- und Feuergeister, die dann wieder, in einzelne Strahlen zerlegt, zu einer unübersehbaren Zahl von Göttern und götterähnlichen Wesen anwuchsen. In ihren Beziehungen zueinander wurden die Gesetze des physischen Lebens aufgefaßt, wie sie sich dem offenen Natursinne darbieten konnten. Auf der Höhe der Körperwelt, im Organischen, ward die Zeugung der Mittelpunkt des religiösen Ahnens, Glaubens und Bildens. Und im Natürlichen war nichts zu geheim, es ward ans Licht gezogen und in Bild und Gestalt vor Augen gestellt. Was der Kulturmensch im gesellschaftlichen Leben verschämt und besorglich verbirgt, ward vom geraden Sinne des Naturmenschen im Namen und Abbild religiös ergriffen und dem öffentlichen Dienste geheiligt. In diesem ganzen immanenten Glauben, daß ich so spreche, in diesem Glauben, der den Gott in die Natur setzt und mit ihr identifiziert, sodann bei der freieren Lebensweise südlicher Völker, zumal der Griechen, dort konnten jene Unterscheidungen von schicklich und unschicklich, des Gottes würdig und unwürdig, wie sie sich erst unter ganz anderen Lebensansichten und historischen Ereignissen für uns fest-

gesetzt haben, gar nicht aufkommen. Daher jene Nationen in ihren Religionen viel unschuldiger solche sinnliche Göttergeschichten und Bilder haben konnten, als zum Beispiel die Römer in der Kaiserzeit und als die neueren Europäer. Die Götterwelt der griechischen Bildnerie beruht auf demselben physischen Grunde. Sie führte aber von da aus beträchtlich weiter, läuterte die Phantasie und steigerte die religiösen Vorstellungen. Hier war eine jede Göttergestalt ein Körpergeist. In einer schönen Individualität das eigentümliche Wesen der ganzen Art, und, sozusagen, durch die Oberfläche des leiblichen Erscheinens das innere Bestehen, wie auf dem Grunde, zu erblicken, das war das eigentümliche Bestreben des griechischen Künstlers. Damit ist ein bedeutender Fortschritt getan. In dieser plastischen Darstellung des Göttlichen ward nun nicht mehr die Natur in ihren individuellsten Äußerungen genommen und als solche vergöttert. Das Einzelne mußte mehr und mehr gegen das Allgemeine zurücktreten. Was nicht zur wahren Wesenheit des Körperlichen, zum eigentlichen Sein der Menschengestalt gehörte, ward abgetan und dahinten gelassen. Es ward als Schranke und Hindernis des wahren leiblichen Daseins erkannt. Das Gesetz selbst sollte verkörpert werden, welches die bildende Natur in der Menschenform befolgt hatte. Nicht was dem leiblichen Auge erschien, sondern was das Auge des Geistes in der Tiefe der Menschengestalt sah, ward vom Künstler gebildet. Es war eine Idee, die der griechische Bildner vom Körper ausgehend suchte und erstrebte. Es war ein Geistiges im Leiblichen, ein Körpergeist. Selbst die höchsten Eigenschaften der Götter, Macht, Weisheit und Güte, mußten hier einen Leib anziehen und im Sichtbaren anbetungswürdig werden.

Diese Eigenschaften schaute der Grieche auch in den Werken seiner Dichter an. Auch in den Göttergeschichten sah er sie. Götterähnlich an Kraft, Schönheit, Güte, Weisheit waren die Heroen, jene Söhne oder Abbilder der großen Götter. Die Heldengeschichte zeigte dem Griechen, wie diese Edlen der Vorzeit kein anderes Bestreben gekannt hatten, als das Göttliche zu tun, und durch Ringen und Kämpfen der Götterwürde oder doch der nächsten Ehre nach ihr teilhaftig zu werden. Ungemeine Sorge für das Vaterland, Verteidigung seiner Götter und Altäre, Einführung des Ackerbaues und des gesitteten Lebens, Stiftung von Heiligtümern, uneigennütziges Aufopfern ihrer selbst: das hatte jene Heroen ausgezeichnet, und so standen sie jedem freien Griechen als Muster vor Augen. Darin war ein fester Grund für die Moral gelegt. — Noch mehr Ethisches war in der Art, wie die Mysterien die Heroenlehre aufgefaßt hatten, wo, wengleich unter sinnlichen Bildern von Feuerläuterung und dergleichen, doch der Zwiespalt im Menschen und der Sieg des Besseren in den Lebensläufen vaterländischer Helden ganz allgemein und im edelsten Sinne dargestellt ward. Es war damit eine religiöse Erziehung begründet, die von der entscheidendsten Lebensstufe an dem griechischen Manne die ehrwürdigen Gestalten einer höheren Welt beständig vorhielt. Ein Jeder hatte Heroenberuf. Jeder sollte werden, was diese Helden gewesen. Jede Seele war aus dem Orte der Götter, und die Rückkehr dahin sollte eines Jeden vornehmste Sorge sein. (Georg Friedr. Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, 1810/12.)

DAS WELTGESICHT HESIODS.

Wir wollen hier nur einmal betrachten, wie der Sänger gleich in den ersten sechzehn Versen das, was man das Gerippe der Welt nennen kann, aufbaut. In der Mitte die weite große Erdfäche, darunter der Tartaros, darüber weit ausgespannt der Himmel. Daß dieser erst aus der Erde entsteht, während der Tartaros zugleich mit ihr da war, beruht auf dem allgemeinen Schöpfungsgesetze, das aus dem Dunkeln, Unbestimmten Helles und Bestimmtes hervorgehen läßt. Darum ist das Chaos das Uersterste, das als die Grenze der Erscheinung immer fortbesteht; aus ihm geht hervor, was für den Sinn des Gesichts die Erscheinung beständig aufhebt, die obere und die untere Nacht, welche Ἐρεβος (Erebos) heißt. Aus diesen beiden blüht aber wieder, nach jenem Hauptgesetze, Äther und Tag hervor, und es scheint dies, nach dem Verfolge der Erzählung zu schließen, die erste Wirkung des schönsten Gottes, des Allbezwingers Eros, welchen die alte Dichtung, wahrscheinlich Kultusanfänge benutzend, als das wahre Weltprinzip betrachtet. Dagegen zeugt die Erde ohne Liebe aus sich die Berge und den wogenschäumenden Pontos; wo man sich gewundert hat, wie die Erde hier das Meer hervorbringen könne, da sie ja erst hernach mit dem Himmel den Wassergott Okeanos erzeuge. Aber Pontos bedeutet das Salzmeer, das unfruchtbare, darum ohne Eros erzeugt; Hesiod denkt es sich aus den Bornen der Erde heraufstrudelnd (anders Homer), daher Uranos keinen Teil an dessen Erzeugung hat; Okeanos dagegen, der Vater des Süßwassers, von dem alle Ströme und Quellen und alle Ernährung kommt, muß ein durch Liebe erzeugtes Kind des Himmels und der Erde sein. (Karl Otrf. Müller, Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie, 1825.)

DER GÖTTERKRIEG.

Daraus, daß in den mythologischen Dichtungen die Giganten den Göttern entgegengesetzt werden, sieht man auch, daß die Alten den Göttern keine ungeheure Größe beilegte. Das Gebildete hatte bei ihnen immer den Vorzug vor der Masse, und die ungeheuren Wesen, welche die Phantasie sich schuf, entstanden nur, um von der in die hohe Menschenbildung eingehüllten Götterkraft besiegt zu werden und unter ihrer eigenen Unförmlichkeit zu erliegen. Gerade die Vermeidung des Ungeheuren, das edle Maß, wodurch allen ihren Bildungen die Grenzen vorgeschrieben wurden, ist ein Hauptzug in der schönen Kunst der Alten, und nicht umsonst dreht sich ihre Phantasie in den ältesten Dichtungen immer um die Vorstellung, daß das Unförmliche, Ungebildete, Unbegrenzte besiegt werden muß, ehe der Lauf der Dinge in sein Gleis kömmt. Die ganze Dichtung des Götterkrieges scheint sich mit auf diese Vorstellung zu gründen. Uranos oder die weitausgebreitete Himmelswölbung ließ sich noch unter keinem Bilde fassen; was die Phantasie sich dachte, war noch zu weit ausgebreitet, unförmlich und gestaltlos; dem Uranos wurden seine eigenen Erzeugungen furchtbar, seine Kinder, die Titanen, empörten sich gegen ihn, und sein Reich entschwand in Nacht und Dunkel. Der Name der Titanen zeigt schon das weit um sich Greifende, Grenzenlose in ihrem Wesen an, wodurch die Bildungen, welche sich die Phantasie von

ihnen macht, schwankend und unbestimmt werden. Die Phantasie flieht vor dem Grenzenlosen und Unbeschränkten; die neuen Götter siegen, das Reich der Titanen hört auf, und ihre Gestalten treten in Nebel zurück, wodurch sie nur noch schwach hervorschimern.

An der Stelle des Titanen Helios oder des Sonnengottes steht der ewig junge Apoll mit Pfeil und Bogen. Unbestimmt und schwankend schimmert das Bild vom Helios durch, und die Phantasie verwechselt in den Werken der Dichtkunst oft beide miteinander. So steht an der Stelle des alten Oceanus Neptun mit seinem Dreizack und beherrscht die Fluten des Meeres.

Demohngeachtet aber bleiben die alten Gottheiten noch immer ehrwürdig, denn sie waren den neueren Göttern nicht etwa wie das Verderbliche und Hassenswürdige dem Wohltätigen und Guten entgegengesetzt, sondern Macht empörte sich gegen Macht, Macht siegte über Macht, und das Besiegte selbst blieb in seinem Sturze noch groß. (Karl Phil. Moritz, Götterlehre, 1791.)

JUGEND DER GÖTTER.

Der Auszug der schönsten Formen wurde gleichsam zusammengeschmolzen, und aus diesem Inbegriffe erstand wie durch eine neue geistige Zeugung eine edlere Geburt, deren höchster Begriff eine immerwährende Jugend war, zu welcher notwendig die Betrachtung des Schönen führen mußte. Denn der Geist vernünftig denkender Wesen hat eine eingepflanzte Neigung und Begierde, sich über die Materie in die geistige Sphäre der Begriffe zu erheben, und dessen wahre Zufriedenheit ist die Hervorbringung neuer und verfeinerter Ideen. Die großen Künstler der Griechen, die sich gleichsam als neue Schöpfer anzusehen hatten, ob sie gleich weniger für den Verstand als für die Sinne arbeiteten, suchten den harten Gegenstand der Materie zu überwinden, und wenn es möglich gewesen wäre dieselbe zu begeistern: dieses edle Bestreben derselben auch in früheren Zeiten der Kunst gab Gelegenheit zu der Fabel von Pygmalions Statue. Denn durch ihre Hände wurden die Gegenstände heiliger Verehrung hervorgebracht, welche, um Ehrfurcht zu erwecken, Bilder von höheren Naturen genommen zu sein scheinen mußten. Zu diesen Bildern gaben die ersten Stifter der Religion, welches Dichter waren, die hohen Begriffe, und diese gaben der Einbildung Flügel, ihr Werk über sich selbst und über das Sinnliche zu erheben. Was konnte menschlichen Begriffen von sinnlichen Gottheiten würdiger und für die Einbildung reizender sein, als der Zustand einer ewigen Jugend und des Frühlings des Lebens, wovon uns selbst das Andenken in späteren Jahren fröhlich machen kann? Dieses war dem Begriffe von der Unveränderlichkeit des göttlichen Wesens gemäß, und ein schönes jugendliches Gewächs der Gottheit erweckte Zärtlichkeit und Liebe, welche die Seele in einen süßen Traum der Entzückung versetzen können, worin die menschliche Seligkeit besteht, die in allen Religionen gut oder übel verstanden gesucht worden. (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, 1776, Wiener Akad. Ausg.)

GÖTTER UND HELDEN.

So wie nun die Alten stufenweise von der menschlichen Schönheit bis an die göttliche hinaufgestiegen waren: so blieb diese Staffel der Schönheit. Neben den Göttern stehen die Helden und Heldinnen aus der Fabel, und diese sowohl als jene waren den Künstlern Vorwürfe der Schönheit. In ihren Helden, das ist: in Menschen, denen das Altertum die höchste Würdigkeit unserer Natur gab, näherten sie sich bis an die Grenzen der Gottheit, ohne dieselben zu überschreiten und den sehr feinen Unterschied zu verwischen. Battus auf Münzen von Cyrene würde durch einen einzigen Blick zärtlicher Lust einen Bacchus und durch einen Zug von göttlicher Großheit einen Apollo abbilden können. Minos auf Münzen von Cnossus würde ohne einen stolzen königlichen Blick einem Jupiter voll Huld und Gnade ähnlich sehen. Will man nun die Staffel, die wir von den Göttern bis zu den Helden herabgestiegen sind, von diesen bis zu jenen wiederum hinaufsteigen auf eben die Art, wie aus Helden Götter entstanden sind: so geschieht dieses mehr durch Abnehmen als durch Zusetzen, das ist durch stufenweise Absonderung desjenigen, was eckicht und von der Natur selbst stark angedeutet worden, bis die Form dergestalt verfeinert wird, daß nur allein der Geist in derselben gewirkt zu haben scheint. (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, 1776, Wiener Akad. Ausg.)

DIE OLYMPISCHEN GÖTTER.

Wir müssen das kunstvolle Gebäude der apollinischen Kultur gleichsam Stein um Stein abtragen, bis wir die Fundamente erblicken, auf die es begründet ist. Hier gewahren wir nun zuerst die herrlichen olympischen Göttergestalten, die auf den Giebeln dieses Gebäudes stehen und deren Taten, in weithin leuchtenden Reliefs dargestellt, seine Friese zieren. Wenn unter ihnen auch Apollo steht, als eine einzelne Gottheit neben anderen und ohne den Anspruch einer ersten Stellung, so dürfen wir uns dadurch nicht beirren lassen. Derselbe Trieb, der sich in Apollo versinnlichte, hat überhaupt jene ganze olympische Welt geboren, und in diesem Sinne darf uns Apollo als Vater derselben gelten. Welches war das ungeheure Bedürfnis, aus dem eine so leuchtende Gesellschaft olympischer Wesen entsprang?

Wer mit einer anderen Religion im Herzen an diese Olympier herantritt und nun nach sittlicher Höhe, ja Heiligkeit, nach unleiblicher Vergeistigung, nach erbarmungsvollen Liebesblicken bei ihnen sucht, der wird unmutig und enttäuscht ihnen bald den Rücken kehren müssen. Hier erinnert nichts an Askese, Geistigkeit und Pflicht: hier redet nur ein üppiges, ja triumphierendes Dasein zu uns, in dem alles Vorhandene vergöttlicht ist, gleichviel ob es gut oder böse ist. Und so mag der Beschauer recht betroffen vor diesem phantastischen Überschwang des Lebens stehen, um sich zu fragen, mit welchem Zaubersrank im Leibe diese übermütigen Menschen das Leben genossen haben mögen, daß, wohin sie sehen, Helena, das „in süßer Sinnlichkeit schwebende“ Idealbild ihrer eigenen Existenz, ihnen entgegenlacht. Diesem bereits rückwärts gewandten Beschauer müssen wir aber zurufen: „Geh nicht von

dannen, sondern höre erst, was die griechische Volksweisheit von diesem selben Leben aussagt, das sich hier mit so unerklärlicher Heiterkeit vor dir ausbreitet.“ Es geht die alte Sage, daß König Midas lange Zeit nach dem weisen Silen, dem Begleiter des Dionysos, im Walde gejagt habe, ohne ihn zu fangen. Als er ihm endlich in die Hände gefallen ist, fragt der König, was für den Menschen das Allerbeste und Allervorzüglichste sei. Starr und unbeweglich schweigt der Dämon, bis er, durch den König gezwungen, endlich unter gellem Lachen in diese Worte ausbricht: „Elendes Eintagsgeschlecht, des Zufalls Kinder und der Mühsal, was zwingst du mich, dir zu sagen, was nicht zu hören für dich das Ersprößlichste ist? Das Allerbeste ist für dich gänzlich unerreichbar: nicht geboren zu sein, nicht zu sein, Nichts zu sein. Das Zweitbeste aber ist für dich — bald zu sterben.“ Wie verhält sich zu dieser Volksweisheit die olympische Götterwelt? Wie die entzückungsreiche Vision des gefolterten Märtyrers zu seinen Peinigungen.

Jetzt öffnet sich uns gleichsam der olympische Zauberberg und zeigt uns seine Wurzeln. Der Grieche kannte und empfand die Schrecken und Entsetzlichkeiten des Daseins: um überhaupt leben zu können, mußte er vor sie hin die glänzende Traumgeburt der Olympischen stellen. Jenes ungeheure Mißtrauen gegen die titanischen Mächte der Natur, jene über allen Erkenntnissen erbarmungslos thronende Moira, jener Geier des großen Menschenfreundes Prometheus, jenes Schreckenslos des weisen Ödipus, jener Geschlechtsfluch der Atriden, der Orest zum Muttermorde zwingt, kurz jene ganze Philosophie des Waldgottes, samt ihren mythischen Exempeln, an der die schwermütigen Etrurier zugrunde gegangen sind — wurde von den Griechen durch jene künstlerische Mittelwelt der Olympier fortwährend von neuem überwunden, jedenfalls verhüllt und dem Anblick entzogen. Um leben zu können, mußten die Griechen diese Götter aus tiefster Nötigung schaffen: welchen Hergang wir uns wohl so vorzustellen haben, daß aus der ursprünglichen titanischen Götterordnung des Schreckens durch jenen apollinischen Schönheitstrieb in langsamen Übergängen die olympische Götterordnung der Freude entwickelt wurde: wie Rosen aus dornigem Gebüsch hervorbrechen. Wie anders hätte jenes so reizbar empfindende, so ungestüm begehrende, zum Leiden so einzig befähigte Volk das Dasein ertragen können, wenn ihm nicht dasselbe von einer höheren Glorie umflossen, in seinen Göttern gezeigt worden wäre. Derselbe Trieb, der die Kunst ins Leben ruft, als die zum Weiterleben verführende Ergänzung und Vollendung des Daseins, ließ auch die olympische Welt entstehen, in der sich der hellenische „Wille“ einen verklärenden Spiegel vorhielt. So rechtfertigen die Götter das Menschenleben, indem sie es selbst leben — die allein genügende Theodicee! Das Dasein unter dem hellen Sonnenscheine solcher Götter wird als das an sich Erstrebenswerte empfunden, und der eigentliche Schmerz der homerischen Menschen bezieht sich auf das Abscheiden aus ihm, vor allem auf das baldige Abscheiden: so daß man jetzt von ihnen mit Umkehrung der silenischen Weisheit sagen könnte, „das Allerschlimmste sei für sie, bald zu sterben, das Zweitschlimmste, überhaupt einmal zu sterben.“ — Wenn die Klage einmal ertönt, so klingt sie wieder vom kurzlebenden Achilles, von dem blättergleichen Wechsel und Wandel des Menschenges-

schlechts, von dem Untergang der Heroezeit. Es ist des größten Helden nicht unwürdig, sich nach dem Weiterleben zu sehnen, sei es selbst als Tagelöhner. So ungestüm verlangt, auf der apollinischen Stufe, der „Wille“ nach diesem Dasein, so eins fühlt sich der homerische Mensch mit ihm, daß selbst die Klage zu seinem Preisliede wird. (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

APOLLON.

Das erste Urbild des Apollo ist der Sonnenstrahl in ewigem Jugendglanze. Den hüllt die Menschenbildung in sich ein und hebt mit ihm zum Ideal der Schönheit sich empor, wo der Ausdruck der zerstörenden Macht selbst in die Harmonie der jugendlichen Züge sich verliert.

Die hohe Bildung des Apollo stellt die ewig junge Menschheit in sich dar, die gleich den Blättern auf den immergrünenden Bäumen nur durch den allmählichen Abfall und die Zerstörung des Verwelkten sich in ihrer immerwährenden Blüte und frischen Farbe erhält.

Der Gott der Schönheit und Jugend, den Saitenspiel und Gesang erfreut, trägt auch den Köcher auf seiner Schulter, spannt den silbernen Bogen und sendet zürnend seine Pfeile, daß sie verderbliche Seuchen bringen, oder er tötet auch mit sanftem Geschoß die Menschen.

Unter den Dichtungen der Alten ist diese eine der erhabensten und lebenswürdigsten, weil sie selbst den Begriff der Zerstörung, ohne davor zurückzubeugen, in den Begriff der Jugend und Schönheit wieder auflöst und auf diese Weise dem ganz Entgegengesetzten dennoch einen harmonischen Einklang gibt.

Daher scheint auch die bildende Kunst der Alten in der schönsten Darstellung vom Apollo, die unsere Zeiten noch besitzen, ein Ideal von Schönheit erreicht zu haben, die alles übrige in sich faßt, und deren Anblick wegen des unendlich Mannigfaltigen, was sie in sich begreift, die Seele mit Staunen erfüllt.

Apollo und Diana sind die verschwisterten Todesgötter, sie teilen sich in die Gattung; jener nimmt sich den Mann und diese das Weib zum Ziele, und wen das Alter beschleicht, den töten sie mit sanftem Pfeile, damit die Gattung sich in ewiger Jugend erhalte, während Bildung und Zerstörung immer gleichen Schritt hält. — —

Allein der jugendliche Gott des Todes zürnt nicht immer; der, dessen Pfeil verwundet, heilt auch wieder; er selbst wird unter dem Namen der Heilende mit einer Hand voll Kräuter abgebildet; auch zeugte er den sanften Askulap, der Mittel für jeden Schmerz und jede Krankheit wußte, und selbst durch seine Kunst vom Tod erretten konnte.

Gleichwie nun in den wohlthätigen und verderblichen Sonnenstrahlen und in der befruchtenden und Verwesung brütenden Sonnenwärme das Bildende mit dem Zerstörenden sich vereint, so war auch hier das Furchtbare mit dem Sanften in der Göttergestalt verknüpft, die jene Strahlen und jene Wärme als ihr erhabenes Urbild in sich faßte. Daher gibt diesen Trost ein Dichter aus dem Altertum, indem er das Gemüt zu sanfter Freude aufheitert: „Wenn

du jetzt trauern muß, so wird es nicht stets so sein! Nicht immer spannt Apollo den Bogen, zuweilen weckt er auch aufs neue wieder zum Saitenspiel die schweigende Muse!“ (Karl Phil. Moritz, Götterlehre, 1791.)

APOLLONS GESCHICHTE UND KULT.

Der Gott der Sonne und des Lichtes: nur ist er freilich nicht die Sonne bloß als Erscheinung in dieser wandernden, am Himmel auf- und absteigenden Gestalt des Helios, sondern die Sonne ist nur die hervorragende Erscheinung der Naturkraft, welche unter allen griechischen Göttern vorzüglich dieser vertritt, der herrlichen, feierlichen, im erhabensten Sinne des Wortes göttlichen Natur des Lichtes, der siegreichen Feindin von allem Unholden und Widerwärtigen und der alldurchdringenden Ursache von allem Schönen und Harmonischen. Apoll ist der Lichtgott schlechthin, im Lichte geboren und im Lichte wohnend, und insofern die erhebenste, das Gemüt noch jetzt ergreifende Gestalt der griechischen Religion. Am nächsten verwandt ist er dem Zeus, der ja auch Lichtgott ist, und der Athena, nur daß diese beiden mehr die Macht des Äthers ausdrücken, und besonders Zeus die mit dem Himmel eng verbundenen atmosphärischen Wirkungen mit umfaßt, also auch mit der irdischen und sinnlichen Natur so viel mehr in Berührung tritt, dahingegen Apollons Charakter, namentlich der des pythischen Gottes, durchweg ein hochfeierlicher, ernster und würdiger bleibt, auch in seiner Liebe und in seinem Haß. Immer ist seine Gestalt von einer heiligen Würde und Majestät wie umflossen. Seine Mutter ist Leto, eine Göttin, welche in Griechenland neben ihren beiden Kindern Apollo und Artemis viel verehrt und als Gemahlin des Zeus gefeiert wird. Doch kann sie dieses nach althellenischer Tradition, welche nur Hera gelten läßt, nicht gewesen sein. Im Zusammenhange der Dichtung von der Geburt des Apoll und der Artemis ist ihre Bedeutung die der Nacht, aus welcher das Licht geboren wird. Von dem Gotte des Himmels befruchtet, gebiert sie den strahlenden Gott des Lichtes nach langem Kreißen und schweren Beängstigungen. Sie irrt förmlich im Kreise umher von Kreta nach Athen und an der griechischen Küste bis zum Athos, dann an der thrakischen und asiatischen, bis sie endlich in dem Mittelpunkte, wo die Radies dieses Kreises zusammenlaufen, den gesuchten Ort findet in Delos. Überall weist man sie zurück, weil man sich fürchtet vor dem gewaltigen Gott, den sie gebären werde. Endlich kommt sie nach Delos, der kleinen verrufenen, ganz unfruchtbaren Insel, die nichts zu bieten hat als hartes Gestein, Schalthiere und stinkende Robben, eine Zuflucht der Möwen und der Fischer. Delos läßt sich erst von Leto das Versprechen geben, daß ihr hehrer Sohn sie nicht wieder verlassen oder wohl gar in die wogende Meerflut hinausstoßen werde. Endlich erfolgt die Geburt. Neun Tage und neun Nächte dauern die Wehen, alle hilfreichen Göttinnen sind nahe, aber Hera, die eifersüchtige, läßt Eileithyia nicht vom Olymp. Da schicken die Göttinnen die Iris, um die Göttin der Entbindung zu holen, indem sie ihr ein prächtiges Halsband versprechen, eins von jenen wunderbar schönen Geschmeiden, die in den griechischen Sagen oft erwähnt werden. Sie kommt also, und nun kniet Leto auf dem Rasen

nieder, faßt die heilige Palme, und hervor aus ihrem Schoß springt der Gott des Lichtes, begrüßt von der dunklen Meeresflut, die sich im leisen Anhauch der Winde rings um die Insel emporhebt, und von dem lauten Jubel der Göttinnen. Gleich greift er nach Bogen und Kithar, und wie er dahinschreitet, der lichte Gott mit den wallenden Locken und den klingenden Pfeilen, strahlt ganz Delos von goldenem Glanze. Oder wie Kallimachos dieses Wunder schildert: heilige Schwäne kommen gezogen und ziehen ihre Kreise siebenmal um die Insel. Da wird Apollo geboren als das Kind des siebenten Monatstages, da singen die delischen Nymphen das heilige Lied der Eileithyia. Da war alles golden auf Delos, der ganze Boden der Insel und alle heiligen Stätten. Der siebente Tag war in allen Monaten dem Apollo heilig, weil Leto ihn am siebenten geboren.

Auf Apollons Geburt folgt die Stiftung seines Orakels zu Delphi und der Tod des Drachen Python, den er mit den ersten Pfeilen seines Bogens niederstreckte. Die Dichter beschreiben diesen Drachen als ein von der Erde geborenes Ungetüm, welches vom Gebirge und dem oberen Pleistostale in die fruchtbare Ebene von Krisa hinabkriechend die Felder verheert, die Nymphen verjagt, Menschen und Vieh würgt, die Bäche schlürft, die Berge in furchtbaren Windungen rings umkreist: ein schlangenartig gebildetes Ungeheuer, wie sie die Sagen aller Völker so oft schildern. Sobald Apollo bei Delphi erschien, hat er es gleich mit seinem Pfeil getötet und der Verwesung anheimgegeben. Auch erscholl nach diesem Kampfe zuerst das helle Lied des Sieges und des triumphierenden Lichtes, ἡ ἡ παῖνον, das seitdem von Ort zu Ort und von Jahr zu Jahr gesungen wurde, bis es für alle Welt zum gewöhnlichen Jubel des Sieges und alles höchsten Preises und Dankes geworden war: ursprünglich ein Kultuslied des apollinischen Dienstes.

Man feierte Apollo zu Delos und Milet auch zu Delphi als einen mit der bösen Jahreszeit in ferne Gegenden Abreisenden und bei Erneuerung des Jahres Wiederkehrenden und gab ihm dabei förmlich das Geleite mit sogenannten Entlassungsgesängen, wie man ihn im Frühjahr mit Einladungsgesängen wieder herbeirief. Zeus schmückt den Apollo nach seiner Geburt mit goldener Mitra und Lyra und gibt ihm einen Schwanenwagen, auf daß er ihn nach Delphi trage, wo er Prophet und Richter über alle Griechen sein soll. Aber die Schwäne eilen in die Heimat des Lichtes, zu den Hyperboreern, von wo die Delpher den Gott nun alljährlich, wenn der Sommer kommt, mit Päanen und schönen Chorgesängen herbeirufen. Auch heißt Apollo, nachdem er ein Jahr bei den Hyperboreern gewilt, seinen Schwänen, ihn nach Delphi zu führen, damit der heilige Dreifuß auch dort ertöne. Es sangen die Nachtigallen dem Gotte entgegen und die Schwalben und die Zikaden, alle nicht ihr eigenes Lied sondern von Apollo begeistert. Und auch die Flüsse fühlen dann seine Nähe und die Kastalia strömt mit silbernen Strömungen und der Kephissos rauscht in höheren Wogen. Mithin war den Griechen die lichte Jahreszeit des Frühlings und des Sommers eine Offenbarung und Rückkehr des Lichtgottes aus seiner hyperboreischen Heimat; daher Apollo dann überall mit festlichen Hekatomben und jubelnden Chorgesängen begrüßt wurde und auch seine Feste sämtlich in diese Jahreszeit fielen, nament-

lich an den beiden Hauptstätten seines Gottesdienstes, zu Delos und Delphi. Hier ertönte vom ersten Frühlinge bis zum Herbst Apollons Preis und der Pään, während in den drei Wintermonaten vielmehr der Dithyrambos und die Feier des leidenden Dionysos vorherrschte.

Auch erscheint Apoll als Versöhner und Erlöser in allen den Körper verzehrenden und den Geist umnebelnden Sünden und Schäden, sei es, daß natürliche Krankheit oder daß Verbrechen und Schuld zugrunde lag. Er ist in dieser Hinsicht ganz das Gegenteil jener dunklen Mächte des Schicksals und der Rache, die im Finstern wohnen und aus dem Finstern wirken, während Apoll, wie sein eignes Wesen Glanz und Klarheit ist, so auch alles Düstre und Böse mit seinem milden Lichte überstrahlt und nicht duldet, sondern die Mittel zur Heilung und zur Versöhnung findet. Am weitesten war in dieser Beziehung die Entwicklung des pythischen Gottesdienstes gediehen mit der zugrunde liegenden Tatsache des Kampfes mit dem Drachen: woraus sich eine bildliche Geschichte mit entsprechenden Gebräuchen gestaltet hatte, in welcher Apollo selbst die handelnde und leidende Person war. Er habe sich, so hieß es in dieser Sage, durch das vergossene Blut des Python verunreinigt gehabt, und deshalb fliehen und sich einer langen Buße unterziehen müssen. Und weil solche Buße ein sogenanntes großes Jahr oder eine Periode von acht vollen Jahren zu dauern pflegte, so wurde auch im Kultus diese Flucht und Buße alle acht Jahre um die Zeit der Pythien, wie es scheint, von neuem sinnbildlich aufgeführt, so daß er also immer von neuem als der lichte reine Gott, der Erlöser von allem Unreinen zurückkehrte. Der Tod des Drachen wurde dann förmlich aufgeführt, und ein Knabe, der den Apoll vorstellte, mußte gleich darauf fliehen, bis in die Gegend von Tempe, in dessen Lorbeerhainen Apollon selbst Reinigung gefunden und als Reiner sein Haupt zuerst mit dem Lorbeerkranz geschmückt hatte. So mußte auch jener Knabe dienstbar werden, bis die vorgeschriebene Zeit abgelaufen war, worauf er wie Apollon gereinigt und in feierlicher Prozession mit Daphnephorien, das heißt im Schmuck von Lorbeerzweigen und Lorbeerkränzen mit entsprechenden Liedern durch Thessalien und Delphi zurückgeführt wurde. (Ludw. Preller, Griechische Mythologie, 1854/55.)

JUNO UND JUPITER.

Das verschlossene Bild der Juno Ludovisi stellt die Königin des Himmels dar, des höchsten Gottes Schwester und Gemahlin. Alle weibliche Majestät, Pracht und Größe ist in dies ruhige Antlitz gesenket. Sie hat nicht ihresgleichen, ihresgleichen kann sie nicht haben, die göttliche, königliche Juno. Besäßen wir vom Jupiter selbst ein Bild wie dieses!

Dennoch aber, ob uns gleich ein Phidiasbild vom höchsten Gott fehlet, ist sein Charakter in allen Vorstellungen merkbar, Macht, Weisheit und Güte in ein unsterbliches Haupt versammelt. Was sein Weib in stolzem Anstande zeigt, das ist er in ruhiger Würde: Vater der Götter, König des Himmels und mit seinem Stabe ein Hirt der Völker. Der Blitz in seiner Hand hat die Riesen zerschmettert und die Lüfte gereinigt; sein Blick hat den Elementen

Frieden geboten, darum feiern um seinen Thron Grazien und Horen unzertrennbare Reigentänze. Sein Haupthaar, dessen Wallen den Olymp erschüttert, fällt in ruhigen Locken nieder; sein Mund ist gütig und der Wink seines Augenbrauns verheißt dem Flehenden, der seine Knie berührt, väterlichen Beistand. Heil dem Gott der Götter! Er gebe seinen erstgeborenen Söhnen, was er hat und ist, mächtige Güte, gnädige Weisheit! (Joh. Gottfr. Herder, Zur schönen Literatur und Kunst, 1795.)

APHRODITE.

Dir nahen wir uns, himmlische Aphrodite, unübertroffenes Ideal des weiblichen Liebreizes, einer sittlichen Schönheit. Aus der Welle des unruhigen Meeres stiegst du hervor, vom lauen Zephir getragen; da legten sich die Wellen; deine sittsame Gegenwart machte sie zum Spiegel der Lüfte. Bescheiden trocknetest du dein Haar und jeder fallende Tropfen deines irdischen Ursprunges ward ein Geschenk, eine Perle der Muschel, die dich wollüstig in ihrem Schoße wiegte. Du stiegst zum Olymp, und die Götter empfangen dich in deiner Gestalt: denn sie selbst war deine Hülle; die Grazie, mit der du dich durch und durch sichtbar, dem Auge unsichtbar zu machen weißt, diese in sich gehüllte Scham und Bescheidenheit ist dein Charakter. Auch auf dem häuslichen Altare der Griechen standest du nicht anders als unter diesem Bilde: denn nur Scham kann Liebe erwecken und zeugen. Es ist ein verfehelter Charakter, wenn Aphrodite zurückblickt oder sich mit Wohlgefälligkeit zeigt; ihre Schönheit ist die, daß sie, sich vor ihr selbst gleichsam und vor allem verbergend, Himmel und Erde entzückt, dem wegschlüpfenden Tautropfen einer jungen Rose ähnlich, in dem sich die anbrechende Morgenröte spiegelt. Das bedeutet ihr Apfel, das ihre Taube; dahin hat sie der Sinn der Griechen selbst mit ihrem zu kleinen Köpfchen und was man sonst an ihr tadelte, gedichtet. Bescheidenheit und eine kunstlose Scham, die selbst die höchste Kunst ist, sind und wecken den Liebreiz. Es gibt keine feinere Zunge dieser Wage. (Joh. Gottfr. Herder, Zur schönen Literatur und Kunst, 1795.)

DIE NACHT UND DAS FATUM DAS ÜBER GÖTTER UND MENSCHEN HERRSCHT.

Als Jupiter einst auf den Gott des Schlafes erzürnt war, so hüllte diesen die Nacht in ihren Mantel, und Jupiter hielt seinen Zorn zurück, denn er fürchtete sich, die schnelle Nacht zu betrüben.

Es gibt also etwas, wovor die Götter selber Scheu tragen. Es ist das nächtliche geheimnisvolle Dunkel, worin sich noch etwas über Götter und Menschen Obwaltendes verhüllt, das die Begriffe der Sterblichen übersteigt.

Die Nacht verbirgt, verhüllt; darum ist sie die Mutter alles Schönen sowie alles Furchtbaren. Aus ihrem Schoße wird des Tages Glanz geboren, worin alle Bildungen sich entfalten. Und sie ist auch die Mutter: des in Dunkel gehüllten Schicksals; der unerbittlichen Parzen Lachesis, Klotho und Atropos;

der rächenden Nemesis, die verborgene Vergehungen straft; der Brüder Schlaf und Tod, wovon der eine die Menschen sanft und milde besucht, der andere aber ein eisernes Herz im Busen trägt. Sie ist ferner die Mutter der ganzen Schar der Träume; der fabelhaften Hesperiden, welche an den entferntesten Ufern des Ozeans die goldenen Früchte bewahren; des Betrugers, der sich in Dunkel hüllt; der hämischen Tadelsucht; des nagenden Kummers; der Mühe, welche das Ende herbeiwünscht; des Hungers; des verderblichen Krieges; der Zweideutigkeiten im Reden, und des Meineides.

Alle diese Geburten der Nacht sind dasjenige, was sich entweder dem Blick der Sterblichen entzieht, oder was die Phantasie selbst gern in nächtliches Dunkel hüllt. — —

Man sieht, wie die Alten das Dunkle und Furchtbare in reizende Bilder einkleideten, und wie sie demohngeachtet für das höchste Tragische empfänglich waren, indem sie sich unter dem von der Nacht geborenen unvermeidlichen Schicksal oder dem Fatum das Höhere Obwaltende dachten, dessen altes Reich und dessen dunkle Pläne weit außer dem menschlichen Gesichtskreise liegen, dessen Spuren man in dem vielfältigen Jammer las, der die Menschheit drückt, indem man das Unbekannte ahndete, unter dessen Macht die untergeordneten Kräfte sich beugen müssen, und ein wunderbares Gefallen selbst an der Darstellung schrecklicher Ereignisse und verwüstender Zerstörung fand, indem die Einbildungskraft mit Vergnügen sich in das Gebiet der Nacht und der öden Schattenwelt verirrte.

Demohngeachtet stellt sich uns in den schönen Dichtungen der Alten kein einziges ganz hassens- und verabscheuungswürdiges Wesen dar. Die unerbittlichen Parzen, welche die Nacht geboren hat, und selbst die rächerischen Furien, sind immer noch ein Gegenstand der Verehrung der Sterblichen. Selbst die Sorgen und der drückende Kummer gehören in der Vorstellungsart der Alten mit zu dem Gebiete des dunkeln Obwaltenden, das die stolzen Wünsche der Sterblichen hemmt und dem Endlichen seine Grenzen vorschreibt.

Alle diese furchtbaren Dinge treten mit in der Reihe der Göttergestalten auf und werden nicht als ausgeschlossen gedacht, weil sie sich in dem notwendigen Zusammenhange der Dinge mit befinden.

Dieser notwendige Zusammenhang der Dinge oder die Notwendigkeit selber, welche die Griechen Eimarmene nannten, war eben jene in furchtbares Dunkel gehüllte Gottheit, welche mit unsichtbarem Szepter alle übrigen beherrschte und deren Dienerinnen die unerbittlichen Parzen waren.

Klotho hält den Rocken, Lachesis spinnt den Lebensfaden und Atropos mit der furchtbaren Schere schneidet ihn ab.

Die Parzen bezeichnen die furchtbare, schreckliche Macht, der selbst die Götter unterworfen sind, und sind doch weiblich und schön gebildet, spinnend und in den Gesang der Sirenen stimmend.

Alles ist leicht und zart bei der unbegrenzten höchsten Macht. Nichts Beschwerliches, Unbehilfliches findet hier mehr statt; aller Widerstand des Mächtigen erreicht auf diesem Gipfel seine Endschaft. (Karl Phil. Moritz, Götterlehre, 1791.)

GESCHICHTE DES DIONYSOS UND SEIN KULT.

Ein Gott von sehr umfassender Bedeutung, dessen wesentliche Natur aber doch das Erdeleben betrifft, und zwar vorzugsweise das der vegetativen Schöpfungen, sofern sie saftige Frucht und feurige Wirkung zeigen. Doch ist der Weinstock und seine Traube nur die köstlichste seiner Gaben, keineswegs die einzige. Vielmehr bedeutet er den Saft und die Kraft des Erdelebens überhaupt, wie es sich in Busch und Wald, in quellenden Bergen, fruchttragenden Bäumen, feuchten Gründen offenbart, und der Weinstock ist wohl nur deshalb das Gewächs des Dionysos schlechthin, weil sich die eigentümliche Verschmelzung von Flüssigkeit und Feuer, von Erdfeuchte und Sonnenwärme in ethischer Übertragung von Weichheit und Mut, Üppigkeit und Kraft, die das ganze Wesen dieses Gottes durchdringt, in diesem Gewächs am sichtbarsten darstellte. Dionysos ist aller Jubel und aller Schmerz des vegetativen Erdelebens, im Frühlinge alles Jubels, wie es aus dem Feuchten heraus ins Grüne treibt, in Blüten und Früchten schwelgt, in den Strahlen der Sonne reift, bis es von ihr verzehrt wird, um im Winter dann wieder zu zergehen und in kalter Flut und finsternem Dunkel begraben das Äußerste selbst zu leiden und in der menschlichen Brust die verwandte Stimmung hervorzu-rufen.

Theben galt gewöhnlich für den Stammsitz des Gottes. Semele hieß seine Mutter, eine der berühmten Töchter des Kadmos: eine Personifikation des im Anhauche des Frühlings von Fruchtbarkeit schwellenden Erdbodens, wie es scheint. Semele wird geliebt von Zeus, dem befruchtenden Regengotte des Frühlings, läßt sich aber durch die eifersüchtige Hera verleiten, eine Erscheinung des Gottes in der vollen Majestät seiner Würde, das heißt mit Donner und Blitz zu fordern. Das darüber entsetzte, von den Flammen ergriffene Weib gebiert nun sterbend die unreife Frucht, welche auch von der Glut verzehrt worden wäre, wenn die Erde nicht kühlenden Efeu aus den Säulen des Saales hätte wachsen lassen, so daß das Knäblein dadurch geborgen wurde. Darauf nimmt es Zeus und näht es in seinen Schenkel ein und gebiert es aus diesem von neuem, nachdem die Stunde seiner Reife gekommen. Zeus übergibt den Knaben dem Hermes, der ihn den Nymphen von Nisa zur Auferziehung überbringt. Als Dionysos groß geworden, pflanzt er den Weinstock, berauscht sich und seine Ammen und die Dämonen des Waldes und was sich sonst zu ihm gesellt mit dem neuen Erdennektar und beginnt in rauschenden Zügen umherzuschwärmen voll süßer Lust und Trunkenheit. „Und als die Göttinnen ihn den Vielgepriesenen großgezogen hatten, siehe da schwärmte er umher in den bewaldeten Schluchten und Tälern mit Efeu und Lorbeer dicht bekränzt. Es folgten ihm die Nymphen, er aber eilte voran, und schallendes Toben erfüllte den weiten Wald.“

Zwei Gegenden waren es auf dem griechischen Festlande, welche sich einer ersten Mitteilung des Weinstocks rühmten, Ätolien und Attika. Die attischen Dionysien geben den besten Begriff von dem Charakter des einfacheren griechischen Dionysosdienstes, wobei zugleich zu beachten ist, daß sie größtenteils attisch-ionische Nationalfeste waren, die also nicht bloß in

Athen, sondern auch bei den Stammverwandten auf den Inseln und in Asien gefeiert wurden. Es sind teils die Erntefeste des Winters, teils die Frühlingsfeste des kommenden und zuletzt in seiner vollen Lust und Herrlichkeit eintretenden Frühlings. Die ältesten und ursprünglichsten Weinfeste waren die kleinen oder ländlichen Dionysien, welche man im Wintermonate Dezember auf dem Lande feierte, wo immer Wein gebaut und geerntet wurde. Es folgten um die Zeit des kürzesten Tages die Lenaeen, eine städtische Nachfeier und festlicher Abschluß der ländlichen Weinfeste bei dem sogenannten Lenaeon, das ist Kelterstätte, dem ältesten und angesehensten Heiligtume des Dionysos in Athen, welches im Stadtquartiere Limnae gleich unter dem großen Theater lag. Die Lenaeen waren vornehmlich Kelterfest, wo man des zuerst abfließenden süßen Mostes, den man Ambrosia nannte, genießend opferte und schmauste, sich und die Heiligtümer mit Efeu bekränzte. Nun folgten die Frühlingsfeste, das erste (im Februar) mit einer Lust, die noch zwischen den Gefühlen und Genüssen des Winters und denen des Frühlings geteilt war. Endlich die großen oder die städtischen Dionysien, welche im Monat März gefeiert wurden, das eigentliche Frühlingsfest. Ein Fest des Dionysos, als Befreiers von der Not des Winters und von allen Mühen und Sorgen. Zugleich das Fest, wo der attische Staat und seine reicheren Bürger die bedeutendsten Anstrengungen machten, um Lustbarkeiten und Kunstgenüsse zu schaffen, die zu dem Auserlesensten gehörten, was in Griechenland möglich war. So pflegten dann auch die Landbewohner, Bündner und Kolonisten samt vielen Fremden nach Athen zu eilen, um die Stadt des feinsten Geschmacks in ihrem höchsten Glanze zu sehen. Zuerst gab es eine feierliche Prozession, wo sich namentlich die Ritter von Athen zu zeigen pflegten. Ihre religiöse Bedeutung war die, daß man das alte Holzbild des Dionysos in der Umgebung von Satyrgehaltn von jenem Heiligtum im Quartier Limnae durch den Kerameikos (den Korso von Athen) zu einem anderen in der fruchtbaren Gegend der Akademie gelegenen Heiligtum geleitete. Dann wurden kyklische Knabenchöre aufgeführt und ein dionysischer Festzug mit Gesängen und Masken, deren lustige Gestalten aus attischen Vasenbildern bekannt sind. Alles in der prächtigsten und buntesten Ausstattung. Namentlich schallte aus diesem Festzuge der Dithyrambos hervor, und die berühmtesten Dichter pflegten dabei mit ihren Gedichten und musikalischen Kompositionen zu wetteifern. Von Pindar ist ein sehr schönes Bruchstück aus einem solchen für Athen gedichteten Dithyrambos leider in sehr verderbtem Zustande erhalten, wo alle Olympier aufgerufen werden, gegenwärtig zu sein, die Veilchenkränze und die Spenden des Frühlings zu empfangen und mit dem jubelnden Chore den efeubekränzten Gott des Tages zu feiern, den Bromios, den Gott des Jubels. „Das Kind des höchsten Vaters und der Kadmostochter zu singen sind wir gekommen. Jetzt ist die Zeit, ja ist die Zeit, wo man duftende Veilchensträuße auf die neuverjüngte Erde wirft, Rosen ins Haar flicht, und es tönen die Klänge der Lieder zur Flöte, es tönen die Chöre von der Semele, der reich geschmückten.“ Dennoch begann der höchste Glanz des Festes erst mit der Aufführung der Komödien, Tragödien und Satyrspiele, wahrscheinlich an drei hintereinanderfolgenden Tagen, mit besonderem Aufwande und mit

neuen, das heißt eigens zu diesem Feste bei früherer Konkurrenz der Dichter ausgewählten Stücken. Da war die Lust so groß, das Fest so herrlich, der Andrang von Bürgern und von Fremden so lebhaft, daß einer von diesen Tagen zugleich der gewöhnliche Ehrentag für bürgerliche Belohnungen war.

Auch die Inseln und Küsten des ägäischen Meeres, größtenteils dem Weinbau außerordentlich günstig, feierten neben Zeus und Apollon am meisten den Dionysos. Unter den Kykladen war es vorzüglich Naxos, die fruchtbarste von allen, von welcher Dionysos ganz Besitz ergriffen hatte. Auch das schöne Gedicht von dem Triumphe des Gottes über die räuberischen Tyrhener geht vorzüglich Naxos und die Inseln an. Die älteste Erzählung davon ist die eines homerischen Hymnus. Dionysos ist im Begriff von Ikaros nach Naxos zu fahren, ein schöner Jüngling, dunkel umlockten Hauptes und mit purpurnem Mantel. Da greifen ihn tyrrenische Seeräuber, schleppen ihn mit sich fort und binden ihn. Aber die Bande fallen ab, um die Segel spinnt sich die Weinrebe, Eppich umrankt den Mastbaum, die Bänke bekränzen sich, Dionysos wird zum Löwen, die Schiffer stürzen sich sinnlos ins Meer und werden zu Delphinen.

Ein ganz anderer Ton und Geist aber herrscht in den Dichtungen, die von den Leiden des Dionysos im Winter berichten, besonders wenn wir die ihnen entsprechenden religiösen Gebräuche mit ins Auge fassen. Dionysos ist dann ein verfolgter, gequälter, getöteter Gott. In Delphi, wo dieser Dionysos Zagreus mit nicht geringerem Eifer als Apollo verehrt wurde, zeigte man im Allerheiligsten des Tempels neben dem Dreifuße und einem goldenen Bilde des Apoll das Grab des Dionysos, an welchem die Vorsteher der Priesterschaft um die Zeit des kürzesten Tages geheime Opfer brachten. Denn man dachte sich, daß dieser Dionysos, nachdem er die mittlere Zeit in der Unterwelt zugebracht, immer ein Jahr um das andere von neuem geboren werde, oder man dachte sich ihn als einen Geflüchteten aber Wiederkehrenden, oder als einen Zerrissenen aber Wiederbelebten. In Thrakien, aber auch im eigentlichen Griechenland, war diese schwärmerische Dionysosfeier des Winters außerordentlich verbreitet. Dionysos kommt auf seinem Zuge durch die Welt von Lydien nach Theben, üppig und wohlgenut. Aber Pentheus, ein König von Theben, ist sein Feind, der ihn greift und seine schwärmenden Chöre stört, weshalb er ein furchtbares Ende nimmt. Wie er die geheime Feier der Mänaden belauscht, zu welchem Zwecke er auf eine Fichte steigt, wird er von seiner eigenen Mutter gesehen und für ein wildes Tier gehalten. Nun machen die rasenden Weiber Jagd auf ihn und zerreißen ihn: ein Zug, der sich auch sonst in den Dichtungen wiederholt, welche die tödlichen Wirkungen des Winters schildern, wie daran auch die Fichte erinnert. (Ludw. Preller, Griechische Mythologie 1854/55.)

EINUNG DES DIONYSOS MIT APOLLON.

„Titanenhaft“ und „barbarisch“ dünkte dem apollinischen Griechen auch die Wirkung, die das Dionysische erregte: ohne dabei sich verhehlen zu können, daß er selbst doch zugleich auch innerlich mit jenen gestürzten Titanen und Heroen verwandt sei. Ja, er mußte noch mehr empfinden: sein ganzes

Dasein, mit aller Schönheit und Mäßigung, ruhte auf einem verhüllten Untergrunde des Leidens und der Erkenntnis, der ihm wieder durch jenes Dionysische aufgedeckt wurde. Und siehe! Apollo konnte nicht ohne Dionysos leben! Das „Titanische“ und das „Barbarische“ ward zuletzt eine ebensolche Notwendigkeit wie das Apollinische! Und nun denken wir uns, wie in diese auf den Schein und die Mäßigung gebaute und künstlich gedämmte Welt der ekstatische Ton der Dionysosfeier in immer lockenderen Zauberweisen hineinklang, wie in diesen das ganze Übermaß der Natur in Lust, Leid und Erkenntnis bis zum durchdringenden Schrei laut wurde: denken wir uns, was diesem dämonischen Volksgesange gegenüber der psalmodierende Künstler des Apollo mit dem gespensterhaften Harfenklange bedeuten konnte! Die Musen der Künste des „Scheins“ verblaßten vor einer Kunst, die in ihrem Rausche die Wahrheit sprach, die Weisheit des Silen rief Wehe! Wehe! aus gegen die heiteren Olympier. Das Individuum mit allen seinen Grenzen und Mäßen ging hier in der Selbstvergessenheit der dionysischen Zustände unter und vergaß die apollinischen Satzungen. Das Übermaß enthüllte sich als Wahrheit, der Widerspruch, die aus Schmerzen geborene Wonne, sprach von sich aus dem Herzen der Natur heraus. Und so war überall dort, wo das Dionysische durchdrang, das Apollinische aufgehoben und vernichtet. Aber ebenso gewiß ist, daß dort, wo der erste Ansturm ausgehalten wurde, das Ansehen und die Majestät des delphischen Gottes starrer und drohender als je sich äußerte. Ich vermag nämlich den dorischen Staat und die dorische Kunst mir nur als ein fortgesetztes Kriegslager des Apollinischen zu erklären: nur in einem unausgesetzten Widerstreben gegen das titanisch-barbarische Wesen des Dionysischen konnte eine so trotzig-spröde, mit Bollwerken umschlossene Kunst, eine so kriegsgemäße und herbe Erziehung, ein so grausames und rücksichtsloses Staatswesen von längerer Dauer sein.

Bis zu diesem Punkte ist des weiteren ausgeführt worden, was ich am Eingang dieser Abhandlung bemerkte: wie das Dionysische und das Apollinische, in immer neuen aufeinander folgenden Geburten und sich gegenseitig steigend, das hellenische Wesen beherrscht haben: wie aus dem „erzenen“ Zeitalter, mit seinen Titanenkämpfen und seiner herben Volksphilosophie, sich unter dem Walten des apollinischen Schönheitstriebes die homerische Welt entwickelt, wie diese „naive“ Herrlichkeit wieder von dem einbrechenden Strome des Dionysischen verschlungen wird, und wie dieser neuen Macht gegenüber sich das Apollinische zur starren Majestät der dorischen Kunst und Weltbetrachtung erhebt. Wenn auf diese Weise die ältere hellenische Geschichte im Kampf jener zwei feindseligen Prinzipien in vier große Kunststufen zerfällt: so sind wir jetzt gedrängt, weiter nach dem letzten Plane dieses Werdens und Treibens zu fragen, falls uns nicht etwa die letzterreichte Periode, die der dorischen Kunst, als die Spitze und Absicht jener Kunsttriebe gelten sollte: und hier bietet sich unseren Blicken das erhabene und hochgepriesene Kunstwerk der attischen Tragödie und des dramatischen Dithyrambus als das gemeinsame Ziel beider Triebe, deren geheimnisvolles Ehebündnis, nach langem vorhergehenden Kampfe, sich in einem solchen Kinde — das zugleich Antigone und Kassandra ist — verherrlicht hat. — —

Wenn einer einmal, sei es auch im Traume, in eine althellenische Existenz sich zurückversetzt fühlte: im Wandeln unter hohen ionischen Säulengängen, aufwärtsblickend zu einem Horizont, der durch reine und edle Linien abgeschnitten ist, neben sich Widerspiegelungen seiner verklärten Gestalt in leuchtendem Marmor, rings um sich feierlich schreitende oder zart bewegte Menschen, mit harmonisch tönenden Lauten und rhythmischer Gebärdensprache — würde er nicht bei diesem fortwährenden Einströmen der Schönheit zu Apollo die Hand erhebend ausrufen müssen: „Seliges Volk der Hellenen! wie groß muß unter euch Dionysos sein, wenn der delische Gott solche Zauber für nötig hält, um euren dithyrambischen Wahnsinn zu heilen!“ — Einem so Gestimmten dürfte aber ein greiser Athener, mit dem erhabenen Auge des Äschylus zu ihm aufblickend, entgegen: „Sage aber auch dies, du wunderlicher Fremdling, wieviel mußte dies Volk leiden, um so schön werden zu können! Jetzt aber folge mir zur Tragödie und opfere mit mir im Tempel beider Gottheiten!“ (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

APOLLON UND DIE TRAGÖDIE.

Wir können bei einigem Nachdenken in unserer Kunst keinen Schritt tun, ohne auf den Zusammenhang derselben mit der Kunst der Griechen zu treffen. In Wahrheit ist unsere moderne Kunst nur ein Glied in der Kette der Kunstentwicklung des gesamten Europa, und diese nimmt ihren Ausgang von den Griechen.

Der griechische Geist, wie er sich zu seiner Blütezeit in Staat und Kunst zu erkennen gab, fand, nachdem er die rohe Naturreligion der asiatischen Heimat überwunden und den schönen und starken freien Menschen auf die Spitze seines religiösen Bewußtseins gestellt hatte, seinen entsprechendsten Ausdruck in Apollon, dem eigentlichen Haupt- und Nationalgotte der hellenischen Stämme.

Apollon, der den chaotischen Drachen Python erlegt, die eitlen Söhne der prahlerischen Niobe mit seinen tödlichen Geschossen vernichtet hatte, der durch seine Priesterin zu Delphi den Fragenden das Urgesetz griechischen Geistes und Wesens verkündete, und so dem in leidenschaftlicher Handlung Begriffenen den ruhigen, ungetrübten Spiegel seiner innersten, unwandelbar griechischen Natur vorhielt: Apollon war der Vollstrecker von Zeus' Willen auf der griechischen Erde, er war das griechische Volk.

Nicht den weichlichen Musentänzer, wie ihn uns die spätere üppigere Kunst der Bildhauerei allein überliefert hat, haben wir uns zur Blütezeit des griechischen Geistes unter Apollon zu denken; sondern mit den Zügen heitern Ernstes, schön aber stark, kannte ihn der große Tragiker Aischylos. So lernte ihn die spartanische Jugend kennen, wenn sie den schlanken Leib durch Tanzen und Ringen zu Anmut und Stärke entwickelte, wenn der Jüngling in die Reihen der Genossen trat, bei denen er keinen andern Anspruch geltend zu machen hatte, als den seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit, in denen allein seine Macht, sein Reichtum lag. So sah ihn der Athener, wenn alle Triebe seines schönen Leibes, seines rastlosen Geistes ihn zur Wiedergeburt seines eigenen

Wesens durch den idealen Ausdruck der Kunst hindrängten, wenn die Stimme, voll und tönend, zum Chorgesang sich erhob, um zugleich des Gottes Taten zu singen und den Tänzern den schwungvollen Takt zu dem Tanze zu geben, der in anmutiger und kühner Bewegung jene Taten selbst darstellte, wenn er auf harmonisch geordneten Säulen das edle Dach wölbte, die weiten Halbkreise des Amphitheaters übereinander reihte und die sinnigen Anordnungen der Schaubühne entwarf. Und so sah ihn, den herrlichen Gott, der von Dionysos begeisterte tragische Dichter, wenn er allen Elementen der üppig aus dem schönsten menschlichen Leben, ohne Geheiß, von selbst und aus innerer Naturnotwendigkeit aufgesproßten Künste, das kühne bindende Wort, die erhabene dichterische Absicht zuwies, die sie alle wie in einem Brennpunkt vereinigte, um das höchste erdenkliche Kunstwerk, das Drama, hervorzubringen.

Die Taten der Götter und Menschen, ihre Leiden, ihre Wonnen, wie sie ernst und heiter als ewiger Rhythmus, als ewige Harmonie aller Bewegung, alles Daseins in dem hohen Wesen Apollons verkündet lagen, hier wurden sie wirklich und wahr; denn alles, was sich in ihnen bewegte und lebte, wie es im Zuschauer sich bewegte und lebte, hier fand es seinen vollendetsten Ausdruck, wo Auge und Ohr, wie Geist und Herz, lebendig und wirklich alles erfaßten und vernahmen, alles leiblich und geistig wahrhaftig sahen, was die Einbildung sich nicht mehr nur vorzustellen brauchte. Solch ein Tragödientag war ein Gottesfest, denn hier sprach der Gott sich deutlich und vernehmbar aus: der Dichter war sein hoher Priester, der wirklich und leibhaftig in seinem Kunstwerk darinnen stand, die Reigen der Tänzer führte, die Stimme zum Chor erhob und in tönenden Worten die Sprüche göttlichen Wissens verkündete. (Richard Wagner, Die Kunst und die Revolution, 1849.)

DIONYSOS.

Entweder durch den Einfluß des narkotischen Getränkes, von dem alle ursprünglichen Menschen und Völker in Hymnen sprechen, oder bei dem gewaltigen, die ganze Natur lustvoll durchdringenden Nahen des Frühlings erwachen jene dionysischen Regungen, in deren Steigerung das Subjektive zu völliger Selbstvergessenheit hinschwindet. Auch im deutschen Mittelalter wälzten sich unter der gleichen dionysischen Gewalt immer wachsende Scharen, singend und tanzend, von Ort zu Ort: in diesen St. Johann- und St. Veit-tänzern erkennen wir die bacchischen Chöre der Griechen wieder mit ihrer Vorgeschichte in Kleinasien bis hin zu Babylon und den orgiastischen Sakkäen. Es gibt Menschen, die aus Mangel an Erfahrung oder aus Stumpfsinn sich von solchen Erscheinungen wie von „Volkskrankheiten“ spöttisch oder bedauernd im Gefühl der eigenen Gesundheit abwenden: die Armen ahnen freilich nicht, wie leichenfarbig und gespenstisch eben diese ihre „Gesundheit“ sich ausnimmt, wenn an ihnen das glühende Leben dionysischer Schwärmer vorüberbraust.

Unter dem Zauber des Dionysischen schließt sich nicht nur der Bund zwischen Mensch und Mensch wieder zusammen, auch die entfremdete, feindliche

oder unterjochte Natur feiert wieder ihr Versöhnungsfest mit ihrem verlorenen Sohne, dem Menschen. Freiwillig beut die Erde ihre Gaben, und friedfertig nahen die Raubtiere der Felsen und der Wüste. Mit Blumen und Kränzen ist der Wagen des Dionysos überschüttet: unter seinem Joche schreiten Panther und Tiger. Man verwandele das Beethovensche Jubellied der „Freude“ in ein Gemälde und bleibe mit seiner Einbildungskraft nicht zurück, wenn die Millionen schauer- voll in den Staub sinken: so kann man sich dem Dionysischen nähern. Jetzt ist der Sklave freier Mann, jetzt zerbrechen alle die starren feindseligen Ab- grenzungen, die Not, Willkür oder „freche Mode“ zwischen den Menschen fest- gesetzt haben. Jetzt, bei dem Evangelium der Weltenharmonie, fühlt sich jeder mit seinem Nächsten nicht nur vereinigt, versöhnt, verschmolzen, son- dern eins, als ob der Schleier der Maja zerrissen wäre und nur noch in Fetzen vor dem geheimnisvollen Ur-Einen herumflattere. Singend und tanzend äußert sich der Mensch als Mitglied einer höheren Gemeinsamkeit: er hat das Gehen und Sprechen verlernt und ist auf dem Wege, tanzend in Lüfte empor- zufliegen. Aus seinen Gebärden spricht die Verzauberung. Wie jetzt die Tiere reden und die Erde Milch und Honig gibt, so tönt auch aus ihm etwas Übernatürliches: als Gott fühlt er sich, er selbst wandelt jetzt so verückt und erhoben, wie er die Götter im Traume wandeln sah. Der Mensch ist nicht mehr Künstler, er ist Kunstwerk geworden: die Kunstgewalt der ganzen Natur, zur höchsten Wonnebefriedigung des Ur-Einen, offenbart sich hier unter den Schauern des Rausches. Der edelste Ton, der kostbarste Marmor wird hier geknetet und behauen, der Mensch, und zu den Meißelschlägen des dio- nysischen Weltenkünstlers tönt der eleusinische Mysterienruf: „Ihr stürzt nieder, Millionen? Ahnest du den Schöpfer, Welt?“ (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

SAMOTHRAKE.

Im Norden des ägäischen Meeres erhebt sich die samothrakische Insel, von Anfang, wie es scheint, Samos genannt, darauf zum Unterschied von der joni- schen und wegen der Nähe Thrakiens, die thrakische. Erdkundige des Alter- tums schon vermuteten große Naturerschütterungen, die diese Gegenden noch zu Menschenzeiten betroffen. Es sei, daß durch bloße Anschwellung gehoben, die Wasser des euxinischen Meeres erst die thrakische Meerenge dann den Hellespontus durchbrochen oder daß die Gewalt eines unterirdischen Feuers den Stand der Gewässer verändert: die ältesten samothrakischen Erzählungen, die durch aufgezeigte Denkmäler in Erinnerungen sich verwandelten, erhielten eine Kunde dieser Ereignisse, und bis in jene Zeiten hinauf rückten sie die Verehrung und den Schutz der vaterländischen Götter. Die Schrecken dieser Erinnerungen wurden erhöht durch die stets gegenwärtigen Schauer einer großen und mächtigen Natur; von Wäldern bedeckt, bildete das fast unzugängliche Eiland nur ein zusammenhängendes Gebirg, von dessen höchstem Gipfel während des Kampfs um Troja Poseidon die ganze Bergkette des Ida, des Priamos Stadt und der Danaer Schiffe überschaut. Dort ward in unbestim- mbarer Vorzeit ein geheimnisvoller Götterdienst gestiftet, und wenn die viel-

reiche jonische Samos des göttlich geachteten Mannes sich rühmt, der zuerst einen höhere Menschlichkeit beabsichtigenden Bund ersonnen, so ist die unansehnliche Samos Thrakiens herrlicher in der Geschichte der Menschheit durch den Dienst der Kabiren, den ältesten des ganzen Griechenlandes, der mit dem ersten Licht höheren und besseren Wissens in diesen Gegenden aufging, und der nicht eher als zugleich mit dem alten Glauben selbst untergegangen scheint. Aus den Wäldern Samothrakiens erhielt Griechenland mit der geheimen Göttergeschichte zuerst den Glauben an ein zukünftiges Leben. Besser und für das Leben wie für den Tod fröhlicher wurden nach allgemeiner Überzeugung die dort Eingeweihten. Eine Zuflucht des Unglücks, ja des Verbrechens, soweit es durch Bekenntnis und Entsündigungen versöhnt werden mochte, hielt in Zeiten früherer und späterer Wildheit samothrakischer Gebrauch menschliches Gefühl aufrecht. Kein Wunder, daß der Name der heiligen Insel mit allem verwebt wurde, was die ältesten Geschichten Ehrwürdiges und Ruhmvolles aufbewahrten. Jasion und Dardanus, Orpheus und die Argonauten, Herkules auch und Ulysses, sollen teils den geheimen Dienst dort geordnet teils die Weißen empfangen haben. Den Pythagoras nennt eine weder unwahrscheinliche noch unwichtige Nachricht unter denen, die Weisheit dort suchten und fanden. Bei den kabirischen Orgien sahen sich zuerst der makedonische Philipp und noch Kind die Mutter des großen Alexander, Olympias, vielleicht nicht ohne Einfluß auf das künftige Schicksal ihres Sohnes. Plutarch erwähnt ausdrücklich, daß diese Frau ihr ganzes Leben der orphischen und bacchischen Begeisterung ergeben gewesen. — Ich weiß nicht, ob die Vermutung schon geäußert worden, daß dieser von der Mutter auf den Sohn ihm unbewußt übertragene dionysische Anhauch es war, der den trunkenen Jüngling über den Indus führte. — Selbst der Römer Herrschaft schonte der Freiheit und alten, wie es scheint, theokratischen Verfassung Samothrakes; dort suchte seines Reiches beraubt der letzte makedonische König eine Freistatt, aus der ihn nicht Gewalt der schon übermütig herrschenden Römer, sondern die Heiligkeit des Ortes selbst und der am eigenen Feldherrn verübte Mord austrieb. Dort hätte, wenn nicht durch Nordstürme zurückgetrieben, kurz vor seinem Ende noch der edle Germanicus die Weißen empfangen. Schriftsteller aus späterer Kaiserzeit erwähnen der samothrakischen Heiligtümer im Genuß fortdauernder Verehrung, und wenn auch nicht in noch bestehenden heiligen Gebräuchen der Altertumsforscher Züge aus dem Bild des alten samothrakischen Dienstes zu erblicken meinte, so würde man anderen Spuren zufolge seine Fortdauer bis zum Ende des zweiten, ja wohl bis ins dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verfolgen können. (Fr. W. Jos. Schelling, Über die Gottheiten von Samothrake, 1815.)

VESTA.

So wie Vulkan die zerstörende und auch die bildende Flamme, das verzehrende Feuer und die alles schmelzende Glut bezeichnet: so ist der Vesta höheres Urbild das heilige glühende Leben der Natur, das unsichtbar mit sanfter Wärme durch alle Wesen sich verbreitet.

Es ist die reine Flamme in dem keuschen Busen der hohen Himmelsgöttin, welche als ein erhabenes Sinnbild auf dem Altar der Vesta loderte, und wenn sie erloschen war nur durch den elektrischen, durch Reibung hervorgelockten Funken sich wieder entzünden durfte.

Unter diesem hohen Sinnbilde wurde das umgebende Ganze selber in seinem geheimsten Mittelpunkt verehrt, wo Gestalt und Bildung aufhörte, und der runde, umwölbende Tempel mit dem Altar und der darauf lodernen Flamme selbst das Bild der innewohnenden Gottheit war.

Dieser uralte Gottesdienst verflocht sich auch in das schöne häusliche Leben der Alten: man dankte der Vesta jede wohltätige Wirkung des Feuers, die auf Erhaltung und Ernährung abzweckt. Sie war es, welche die Menschen lehrte, sich auf dem heiligen Herde die nährnde Kost zu bereiten.

Auch das Häuserbauen lehrte Vesta die Menschen, und so wie das umgebende Ganze selber ihr Tempel war, so war auch die schützende Umgebung des Menschen ihr wohltätiges Werk, das ihr die Sterblichen dankten; denn der Eintritt zu jeglichem Hause und der Vorhof waren ihr heilig.

Es war ein reines, dankbares Gefühl bei den Alten, wodurch sie jede einzelne Wohltat der Natur unter irgendeinem bezeichnenden Sinnbilde besonders anerkannten; es war eine schöne Idee, der heiligen Flamme, welche wohltätig dem Menschen dient, gleichsam wieder zu pflegen, und unbefleckte Jungfrauen, als die heiligen Priesterinnen, ihrem immerwährenden Dienste zu weihen.

Für das Feuer, welches allenthalben den Menschen nützt, gab es auch einen Fleck, wo es nie durch den Gebrauch zu menschlichem Bedürfnis herabgezogen stets um seiner selbst willen loderte und die Ehrfurcht der Sterblichen auf sich zog.

Wenn die Kunst der Alten es wagte, die Vesta abzubilden, so trug die geheimnisvolle Göttin eine Fackel in der Hand, aber der keusche Schleier hüllte dennoch ihre Bildung ein. (Karl Phil. Moritz, Götterlehre, 1791.)

DIE RÖMER UND IHRE GÖTTER.

Man war bisher gewöhnt, vorzüglich Staats- und Rechtsleben des römischen Volkes in den Vordergrund zu stellen und seine kriegerische Tapferkeit zu preisen. Dadurch ist geschehen, daß man oft die tiefere Grundlage des römischen Charakters unbeachtet ließ, das lebendige Abhängigkeitsgefühl von der Macht der Götter. Mit den Göttern und durch die Götter ist die ewige Stadt gegründet worden. Nicht nur in außerordentlichen Zeiten haben sie ihren Willen dem römischen Volke kundgetan, sondern sie stehen in jedem Augenblick mit ihrer Hilfe nahe. Durch die Sprache der Seher und Priester, durch Wunder und Zeichen, durch die ganze belebte und unbelebte Natur haben sie Rat und Warnung ausgesprochen oder durch schwere Strafen ihren Zorn verkündet. Dieser innige Verband wurde durch die göttliche Abstammung des erlauchtesten Geschlechts vermittelt und blieb durch verborgene Wissenschaft dem römischen Volke gesichert. Denn nicht müheelos wird die göttliche Offenbarung dem Menschen kund, und nur die Weisheit vermag das

ewige Geheimnis zu ergründen. Aber diese Wissenschaft erbt durch heilige Weihe von Geschlecht auf Geschlecht und blieb dem Volke als ein köstliches Eigentum bewahrt bis in die fernste Zeit. In diesem Glauben sind die großen Taten der früheren Jahrhunderte vollbracht, in diesem Glauben sind die Decier den Heldentod gestorben, und dadurch erschien der ältere Scipio seinem Jahrhundert als ein Wesen höherer Art. Und wo frecher Übermut sich dieser Vorstellungweise entäußern wollte, da hat Unglück und Mißgeschick die Frevler betroffen, und Claudius hat die Verachtung der Götter bei Drepanum schwer gebüßt, Flaminius den törichtesten Übermut mit seinem Leben beim Trasimenischen See bezahlt. Mochte Ennius durch Übertragung der Schriften des Euhemerus bei den Gebildeten neologische Grundsätze verbreiten, mochte Cato in der Auguraldisziplin nichts als Possenspiel und Priesterbetrug erblicken, mochte das Eindringen griechischer Philosophie mehr und mehr das einfache Nationalgefühl verwirren, die Staatsformen, welche der Glaube der Vorfahren geschaffen hatte, bestanden fort, selbst nachdem der Unglaube als ein Vorzug der neueren Bildung betrachtet wurde. Und wie unvertilgbar in den Gemüthern des Volkes jener Glaube gewurzelt hatte, das beweist noch beim Untergang der Freiheit die Vergötterung des julischen Geschlechts. Diese Überzeugung hat Cicero geleitet, wo er sagt: Zuerst hat Romulus, der Gründer dieser Stadt, nicht nur nach dem Rat der Götter, wie überliefert wird, die Stadt erbaut, sondern ist auch selbst der beste Weissager gewesen. Auch die übrigen Könige haben die Weissager zu Rate gezogen, und nach der Vertreibung der Könige ist nichts im Staate, ohne den Rat der Götter einzuholen, weder daheim noch im Felde, vollbracht worden. Ja, damit kein Mittel, die Zukunft zu erforschen, unbeachtet blieb, haben sie die ganze Lehre der Opferbeschauer aus Etrurien entlehnt, weil sie ihre Wichtigkeit erkannt, sowohl zur Beratung und um günstige Zeichen zu erhalten, als um wunderbare Erscheinungen zu deuten und zu sühnen. (Joh. Jak. Bachofen und Franz Dorothea Gerlach, Römische Geschichte, 1851.)

MENSCH · VOLK · VATERLAND.

DIE GRIECHEN.

Nicht bloß ewige Kinder waren die Griechen, wie sie der ägyptische Priester schalt, sondern auch ewige Jünglinge. Wenn die späteren Dichter Geschöpfe der Zeit — ja die deutschen Geschöpfe der Zeiten — sind, so sind die griechischen zugleich Geschöpfe einer Morgenzeit und eines Morgenlandes. Eine poetische Wirklichkeit warf statt der Schatten nur Licht in ihren poetischen Widerschein. Ich erwäge das begeisternde, nicht berauschende Land mit der rechten Mitte zwischen armer Steppe und erdrückender Fülle sowie zwischen Glut und Frost und zwischen ewigen Wolken und einem leeren Himmel, eine Mitte, ohne welche kein Diogenes von Sinope leben konnte; ein Land, zugleich voll Gebirge als Scheidemauer mannigfacher Stämme und als Schutz- und Treibmauer der Freiheit und Kraft und zugleich voll Zaubertäler als weiche Wiegen der Dichter, von welchen ein leichtes Wehen und Wogen an das süße Jonien leitet, in den schaffenden Edengarten des Dichter-Adams Homer. Ferner die klimatisch mitgegebene Mitte der Phantasie zwischen einem Normann und einem Araber, gleichsam ein stilles Sonnenfeuer zwischen Mondschein und schnellem Erdenfeuer. Die Freiheit, wo zwar der Sklave zum Arbeitsfleiß und zur Handwerkkunst und zum Brotstudium verurteilt war (indes bei uns Dichter und Weise Sklaven sind, wie bei den Römern zuerst die Sklaven jenes waren), wodurch aber eben darum der freigelassene Bürger nur für Gymnastik und Musik, das heißt für Körper- und Seelenbildung zu leben hatte. Ferner die olympischen Siege des Körpers und die des Genius waren zugleich ausgestellt und gleichzeitig und Pindar nicht berühmter als sein Gegenstand. Die Philosophie war kein Brot-, sondern ein Lebensstudium, und der Schüler alterte in den Gärten der Lehrer. Ein junger Dichtersinn, indes der spätere anderer Länder sonst von der Vorherrschaft philosophischen Scharfsinnes zerfasert und entseelt wurde, bestand unverletzt und feurig vor der alles zerschneidenden Schere von Philosophen, welche in wenigen Olympiaden die ganze transzendente Welt umsegelten. — Das Schöne war, wie der Krieg fürs Vaterland, allen Ausbildungen gemein und verknüpfte alle, so wie der Delphische Tempel des Musengottes alle Griechennationen. Der Mensch war inniger in den Dichter eingewebt, und dieser in jenen, und ein Äschylus gedachte auf seiner Grabschrift nur seiner kriegerischen Siege, und wiederum ein Sophokles erhielt für seine poetischen (in der „Antigone“) eine Feldherrnstelle auf Samos, und für die Feier seiner Leiche baten die Athener den belagernden Lysander um einen Waffenstillstand. — Die Dichtkunst war nicht gefesselt in die Mauern einer Hauptstadt eingesargt, sondern schwebte fliegend über ganz Griechenland und verband durch das Sprechen aller griechischen Mundarten alle Ohren zu einem Herzen. Alle tätigen Kräfte wurden von inneren und äußeren Freiheitskriegen geprüft, gestärkt und von Küstenlagen vielfach gewandt, aber nicht wie bei den Römern auf Kosten der anschauenden Kräfte ausgebildet, sondern den Krieg als einen Schild, nicht wie die Römer als ein Schwert führend. — Nun vollends jenen

Schönheitssinn erwogen, welcher sogar die Jünglinge (nach Theophrast) in Elea in männlicher Schönheit wetteifern ließ, und der den Malern Bildsäulen, ja in Rhodus Tempel setzte; der Schönheitssinn ferner, welcher einen Jüngling, bloß weil er schön war, nach dem Tode in einem Tempel anbetete oder bei Lebzeiten als Priester darin aufstellte, und welchem das Schauspiel wichtiger als ein Feldzug, die öffentlichen Richter über ein Preisgedicht so angelegen waren als die Richter über ein Leben, und welcher — den Siegeswagen eines Dichters oder Künstlers durch sein ganzes Volk rollen ließ. — Ein Land, wo alles verschönert wurde, von der Kleidung bis zur Furie, so wie in heißen Ländern in Luft und Wäldern jede Gestalt, sogar das Raubthier mit feurigen, prägnanten Bildungen und Farben fliehet und läuft, indes das kalte Meer unbeholfene, zahllose und doch einförmige, das Land nachäffende, graue Ungestalten trägt. Ein Land, wo in allen Gassen und Tempeln die Lyrasaiten der Kunst wie aufgestellte Äolsharfen von selber erklangen. Nun dieses schönheitstrunkene Volk noch mit einer heitern Religion in Aug und Herz, welche Götter nicht durch Buß- sondern durch Freudentage versöhnte und, als wäre der Tempel schon der Olymp, nur Tänze und Spiele und die Künste der Schönheit verordnete und mit ihren Festen wie mit Weinreben drei Viertel des Jahres berauschend umschlang. — Und dieses Volk, mit seinen Göttern schöner und näher befreundet als irgendeines von seiner heroischen Vorzeit an, wo sich, wie auf einem hohen Vorgebirge stehend, seine Heldenahnen riesenhaft unter die Götter verloren, bis zur Gegenwart, worin auf der von lauter Gottheiten bewohnten oder verdoppelten Natur in jedem Haine ein Gott oder sein Tempel war, und wo für alle menschlichen Fragen und Wünsche wie für jede Blume irgendein Gott ein Mensch wurde, und wo das Irdische überall das Überirdische, aber sanft wie einen blauen Himmel über und um sich hatte. — Ist nun einmal ein Volk schon so im Leben verherrlicht und schon im Mittagsschein von einem Zauberrauche umflossen, den andere Völker erst in ihrem Gedicht auftreiben: wie werden erst, müssen wir alle sagen, um solche Jünglinge, die unter Rosen und unter der Aurora wachen, die Morgenträume der Dichtkunst spielen, wenn sie darunter schlummern — wie werden die Nachtblumen sich in die Tagblumen mischen — wie werden sie das Frühlingsleben der Erde auf Dichtersternen wiederholen — wie werden sie sogar die Schmerzen an Freuden schlingen mit Venusgürteln? —

Auch die Heftigkeit, womit wir Nordleute ein solches Gemälde entwerfen und beschauen, verrät das Erstaunen der Armut. Nicht wie die Bewohner der warmen schönen Länder an die ewige Gleiche der Nacht und des Tages gewöhnt, das heißt des Lebens und der Poesie, ergreift uns sehr natürlich nach der längsten Nacht ein längster Tag desto stärker, und es wird uns schwer, uns für die Dürre des Lebens nicht durch die Üppigkeit des Traumes zu entschädigen. (Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, 1804.)

DER GRIECHISCHE JÜNGLING.

Die Schönheit der Jünglinge in der Kunst hat die griechische Poesie süß begleitet. In Dichtern und Weltweisen, von Plato bis zu Plutarch, von

Homer bis zum letzten Romanschreiber der Griechen wird dieser Jugendblüte der Schönheit wie auf einem Altar der Grazie geopfert. Der Kuß jenes jüngeren Plato, in welchem seine Seele ihm auf den Lippen schwebte, haucht noch: sein geliebter Stern (ἀστὴρ), den er mit tausend Augen anzusehen wünschte, glänzt noch unter den Sternen. So mehrere Gedichte Meleagers, und o wäre die Stimme der Lyra nicht verhallt, die diese Blume der Menschheit mit höchstem Wohlgefallen pries: die griechische Sprache hat in Bezeichnung der Jugendgrazie einen anerkannten Reichtum an Ausdrücken, unter andern auch deswegen, weil diese meistens auf die Kunst anspielen. Die Kunst machte ihre Begriffe klar und gab ihren Empfindungen die Gestalt der Worte. Unter andern zum Beispiel finde ich, daß die Jungfräulichkeit des Jünglings, die holde Scham auf seinem Gesicht, in seinem Anstande und in seinen Sitten ebenso hoch von der Muse gepriesen ward, als die Kunst sie fein ausdrückte. Beide bemerkten die zarte Blüte des Lebens, in der sich die Geschlechter gleichsam trennen wollen und doch noch zusammen wohnen (ein Punkt, der von den Neueren sehr mißverstanden ist, und den auch die spätere Kunst vielleicht zu üppig ausgebildet), als den wahren Reiz der Schönheit. Kein Jüngling, dünkt mich, kann einen dieser Jünglinge anschauen, ohne daß die heilige Scham sich sanft auf seine Stirn senke, und jeden Frevel, jede Frechheit von ihm verscheuche. — — —

Ihr Genien der Jünglingschaft, schönste Blüte des menschlichen Lebens, was Winckelmann von euch in seinen schönen Träumen gedichtet hat, ist kein Traum; auch der Name Genius, den man euch gegeben, ist ein treffender Name: denn welcher holderen Idee könnte man am Geburtstage seines Daseins opfern? So dachte sich die Natur ihre schönsten Kinder, Engel in Menschengestalt oder vielmehr Menschen, aus deren Gestalt man den Engel abzog. Süße Ruhe, holde Einfalt, ein nüchternes In-sich-gekehrt-sein, dem das Leben selbst noch wie ein Traum der Morgenröte vorschwebet, die unbefleckte Rose der Jugend, die noch von keinem Sturme gebrochen, von keiner Mittagssonne versengt ist, o wie liebe ich euch, ihr zarten Sprossen der Menschheit, und ehre mich, daß ich euch liebe. Ein Blick auf dich, du vatikanischer oder borghesischer Genius, vernichtet die Verleumdungen, die man über die Liebe zu Jünglingen den edelsten Griechen gemacht hat; wie rein war die Idee, in welcher diese Geschöpfe, die Blüte der Menschheit, gedacht und gebildet wurden. (Joh. Gottfr. Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, 1795.)

ANTIKE FREUNDSCHAFT.

Zu Ehren der Freundschaft. — Daß das Gefühl der Freundschaft dem Altertum als das höchste Gefühl galt, höher selbst als der gerühmteste Stolz des Selbstgenügsamen und Weisen, ja gleichsam als dessen einzige und noch heiligere Geschwisterschaft: dies drückt sehr gut die Geschichte von jenem mazedonischen Könige aus, der einem weltverachtenden Philosophen Athens ein Talent zum Geschenk machte und es von ihm zurückerhielt. „Wie?“ sagte der König, „hat er denn keinen Freund?“ Damit wollte er sagen: „Ich ehre diesen Stolz des Weisen und Unabhängigen, aber ich würde seine Mensch-

lichkeit noch höher ehren, wenn der Freund in ihm den Sieg über seinen Stolz davongetragen hätte. Vor mir hat sich der Philosoph herabgesetzt, indem er zeigte, daß er eines der beiden höchsten Gefühle nicht kennt — und zwar das höhere nicht!“ (Friedr. Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, 1881/82.)

DAS GRIECHISCHE WEIB.

In der Sitte des hellenischen Volkes war das Anrecht der Familie auf Mann und Kind auf das geringste Maß beschränkt: der Mann lebte im Staate, das Kind wuchs für den Staat und an der Hand des Staates. Der griechische Wille sorgte dafür, daß nicht in der Abgeschlossenheit eines engen Kreises sich das Kulturbedürfnis zu befriedigen wußte. Vom Staate hat der einzelne alles zu empfangen, um ihm alles wiederzugeben. Das Weib bedeutet demnach für den Staat, was der Schlaf für den Menschen. In seinem Wesen liegt die heilende Kraft, die das Verbrauchte wieder ersetzt, die wohltätige Ruhe, in der sich alles Maßlose begrenzt, das ewig Gleiche, an dem sich das Ausschreitende, Überschüssige reguliert. In ihm träumt die zukünftige Generation. Das Weib ist mit der Natur näher verwandt als der Mann und bleibt sich in allem Wesentlichen gleich. Die Kultur ist hier immer etwas Äußerliches, den der Natur ewig getreuen Kern nicht Berührendes, deshalb durfte die Kultur des Weibes dem Athener als etwas Gleichgültiges, ja — wenn man sie nur sich vergegenwärtigen wollte — als etwas Lächerliches erscheinen. Wer daraus sofort die Stellung des Weibes bei den Griechen als unwürdig und allzuhart zu erschließen sich gedrungen fühlt, der soll nur ja nicht die „Gebildetheit“ des modernen Weibes und deren Ansprüche zur Richtschnur nehmen, gegen welche es einmal genügt, auf die olympischen Frauen samt Penelope, Antigone, Elektra hinzuweisen. Freilich sind dies Idealgestalten, aber wer möchte aus der jetzigen Welt solche Ideale erschaffen können? — — — Das Wesen des Weibes bleibt sich gleich, aber ihre Macht ist je nach der Stellung des Staates zu ihnen eine verschiedene. Sie haben auch wirklich die Kraft, die Lücken des Staates einigermaßen zu kompensieren — immer ihrem Wesen getreu, das ich mit dem Schlaf verglichen habe. Im griechischen Altertum nahmen sie die Stellung ein, die ihnen der höchste Staatswille zuließ: darum sind sie verherrlicht worden wie niemals wieder. Die Göttinnen der griechischen Mythologie sind ihre Spiegelbilder: die Pythia und die Sibylle ebenso wie die sokratische Diotima sind die Priesterinnen, aus denen göttliche Weisheit redet. Jetzt versteht man, weshalb die stolze Resignation der Spartanerin bei der Nachricht vom Schlachtentode des Sohnes keine Fabel sein kann. Das Weib fühlte sich dem Staate gegenüber in der richtigen Stellung: darum hatte es mehr Würde, als je wieder das Weib gehabt hat. Plato, der durch Aufhebung der Familie und der Ehe jene Stellung des Weibes noch verschärft, empfindet jetzt soviel Ehrfurcht vor ihnen, daß er wunderbarerweise verführt wird, durch nachträgliche Erklärung ihrer Gleichstellung mit den Männern ihre ihnen zukommende Rangordnung wieder aufzuheben: der höchste Triumph des antiken Weibes, auch den Weisesten verführt zu haben! (Friedr. Nietzsche, Das griechische Weib, 1871.)

MENSCHLICHKEIT DES SCHMERZES.

Soweit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Äußerung dieses Gefühls durch Schreien oder durch Tränen oder durch Scheltworte ankommt. Nach ihren Taten sind es Geschöpfe höherer Art, nach ihren Empfindungen wahre Menschen.

Ich weiß es, wir feineren Europäer einer klügeren Nachwelt wissen über unseren Mund und über unsere Augen besser zu herrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrei und Tränen. Die tätige Tapferkeit des ersten rauhen Weltalters hat sich bei uns in eine leidende verwandelt. Doch selbst unsere Ureltern waren in dieser größer als in jener. Aber unsere Ureltern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegensehen, unter den Bissen der Nattern lachend sterben, weder seine Sünde noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Heldenmuts. Palnatoko gab seinen Jomsburgern das Gesetz, nichts zu fürchten und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

Nicht so der Grieche! Er fühlte und fürchtete sich; er äußerte seine Schmerzen und seinen Kummer; er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bei den Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entsprang, das wirkten bei ihm Grundsätze. Bei ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kiesel, die ruhig schlafen, solange keine äußere Gewalt sie weckt und dem Steine weder seine Klarheit noch seine Kälte nehmen. Bei den Barbaren war der Heroismus eine helle, fressende Flamme, die immer tobte und jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schmerzte. — Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geschrei, die Griechen hingegen in entschlossener Stille zur Schlacht führt, so merken die Ausleger sehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, diese als gesittete Völker schildern wollte. Mich wundert, daß sie an einer anderen Stelle eine ähnliche charakteristische Entgegensetzung nicht bemerkt haben. Die feindlichen Heere haben einen Waffenstillstand getroffen; sie sind mit Verbrennung ihrer Toten beschäftigt, welches auf beiden Teilen nicht ohne heiße Tränen abgeht; *δακρυα θερμα χεοντες*. Aber Priamus verbietet seinen Trojanern zu weinen; *οὐδ εἰα κλαιειν Πριαμος μεγας*. Er verbietet ihnen zu weinen, sagt der Dacier, weil er besorgt, sie möchten sich zu sehr erweichen und morgen mit weniger Mut an den Streit gehen. Wohl, doch frage ich: warum muß nur Priamus dieses besorgen? Warum erteilt nicht auch Agamemnon seinen Griechen das nämliche Verbot? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer sein könne, indem der ungesittete Trojaner, um es zu sein, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse. (Gotth. Ephr. Lessing, Laokoon, 1766.)

DIE GENIEN.

Die Genien oder Schutzgötter des Menschen waren es vorzüglich, wodurch in der Vorstellung der Alten die Menschheit sich am nächsten an die Gottheit anschloß. Die höchste Gottheit selber vervielfältigte sich gleichsam durch diese Wesen, insofern sie über jeden einzelnen Sterblichen wachte, und ihn, von seiner Geburt an bis zum Tode, an ihrer Hand durchs Leben führte. — In diesem schönen Sinne war es, daß die Männer bei ihrem Jupiter und die Frauen bei ihrer Juno schwuren, indem sie unter dieser Benennung sich ihren eigenen Genius oder ihre besondere schützende Gottheit dachten.

An ihren Geburtstagen brachten die Alten ihrem Genius Opfer, der unter der Gestalt eines schönen Jünglings abgebildet war, dessen Haupt sie mit Blumen umkränzten.

Ein jeder verehrte auf diese Weise, durch ein zartes Gefühl gedungen, in sich etwas Göttliches und Höheres, als er in seiner Beschränktheit und Einzelheit selber war, und dem er nun wie einer Gottheit Opfer brachte, und gleichsam durch Verehrung das zu ersetzen suchte, was ihm an deutlicher Erkenntnis seines eigenen Wesens und seines göttlichen Ursprungs abging. (Karl Phil. Moritz, Götterlehre, 1791.)

DIE MYSTERIEN IM LEBEN DES VOLKES.

So wenig wir von den griechischen Mysterien wissen, wissen wir gleichwohl unzweifelhaft, daß ihre Lehre mit der öffentlichen Religion im geradesten und auffallendsten Gegensatz war. Der reine Sinn der Griechen offenbart sich eben auch darin, daß sie das, was seiner Natur nach nicht öffentlich und real sein konnte, in seiner Idealität und Abgeschlossenheit bewahrten. Man entgegne nicht, daß jener Gegensatz der Mysterien und der öffentlichen Religion bloß darum habe bestehen können, weil jene nur wenigen mitgeteilt worden. Denn sie waren geheim nicht durch Einschränkung der Teilnahme an ihnen, die sich vielmehr auch über die Grenzen von Griechenland erstreckte, sondern dadurch, daß ihre Profanation, das heißt ihre Übertragung ins öffentliche Leben, als Verbrechen betrachtet und bestraft wurde, und die Nation auf nichts so eifersüchtig war, als auf die Erhaltung der Mysterien in ihrer Geheimtheit von allem Öffentlichen. Dieselben Dichter, welche ihre Poesie ganz auf die Mythologie gründen, erwähnen der Mysterien als der heilvollsten und wohlthätigsten aller Einrichtungen. Überall erscheinen sie als der Zentralpunkt der öffentlichen Sittlichkeit: die hohe sittliche Schönheit der griechischen Tragödie weist auf sie zurück, und es möchte nicht schwer sein, in den Gedichten des Sophokles bestimmt die Töne zu hören, in die er durch jene eingeweiht worden. (Friedr. Wilh. Jos. Schelling, Philosophie und Religion, 1804.)

DIE ATHENER.

Ungestörter in jedem Betracht, von gewaltsamem Einfluß freier als irgendein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer schwächt sie, kein Kriegsglück berauscht sie, kein fremder Götterdienst betäubt sie,

keine eilfertige Weisheit treibt sie zu unzeitiger Reife. Sich selber überlassen, wie der werdende Diamant, ist ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Pisistratus und Hipparch. Nur wenig Anteil nahmen sie am trojanischen Kriege, der, wie im Treibhaus, die meisten griechischen Völker zu früh erhitzte und belebte. Kein außerordentlich Schicksal erzeugt den Menschen. Groß und kolossalisch sind die Söhne einer solchen Mutter, aber schöne Wesen, oder, was dasselbe ist, Menschen werden sie nie oder spät erst, wenn die Kontraste sich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Atheniensern voraus und hätte sich eben deswegen auch früher zerstreut und aufgelöst, wäre Lykurg nicht gekommen und hätte mit seiner Zucht die übermütige Natur zusammengehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner alles erbildet, alle Vortrefflichkeit errungen und erkaufte durch Fleiß und selbstbewußtes Streben, und soviel man in gewissem Sinne von der Einfalt der Spartaner sprechen kann, so war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt ganz nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen zu frühe die Ordnung des Instinkts, sie schlugen zu früh aus der Art, und so mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunst beginnt zu früh, wo die Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist. Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, eh' es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird schwerlich ein vollkommener Mann. —

Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ihre getan, hat ihnen nicht Armut und nicht Überfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels sind nicht wie ein Feuerregen auf sie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauschte sie nicht mit Liebkosungen und übermütigen Gaben, wie sonst wohl hier und da die törige Mutter tut.

Hierzu kam die wundergroße Tat des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eigenen königlichen Gewalt.

O! solch ein Samenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ozean von goldenen Ähren erzeugen, und sichtbar wirkt und wuchert es spät noch unter den Athenern.

Also noch einmal! daß die Athener so frei von gewaltsamem Einfluß aller Art, so recht bei mittelmäßiger Kost aufwuchsen, das hat sie so vortrefflich gemacht, und dies nur konnt' es!

Laßt von der Wiege an den Menschen ungestört! treibt aus der engvereinten Knospe seines Wesens, treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus! tut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre, und so von ihm euch unterscheide, tut nicht zuviel, daß er eure oder seine Gewalt nicht fühle, und so von ihm euch unterscheide, kurz, laßt den Menschen spät erst wissen, daß es Menschen, daß es irgend etwas außer ihm gibt; denn so nur wird er Mensch. Der Mensch ist aber ein Gott, sobald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön.

Sonderbar! rief einer von den Freunden.

Du hast noch nie so tief aus meiner Seele gesprochen, rief Diotima.
Ich hab' es von dir, erwidert' ich.

So war der Athener ein Mensch, fuhr ich fort, so muß' er es werden. Schön kam er aus den Händen der Natur, schön an Leib und Seele, wie man zu sagen pflegt.

Das erste Kind der menschlichen, der göttlichen Schönheit ist die Kunst. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Mensch sich selbst. Er will sich selber fühlen, darum stellt er seine Schönheit gegenüber sich. So gab der Mensch sich seine Götter. Denn im Anfang war der Mensch und seine Götter eins, da, sich selber unbekannt, die ewige Schönheit war. — Ich spreche Mysterien, aber sie sind. —

Das erste Kind der göttlichen Schönheit ist die Kunst. So war es bei den Athenern.

Der Schönheit zweite Tochter ist Religion. Religion ist Liebe der Schönheit. Der Weise liebt sie selbst, die Unendliche, die Allumfassende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Gestalten ihm erscheinen. Auch so war's bei den Athenern. Und ohne solche Liebe der Schönheit, ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geist, und alles Denken und Tun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeschlagen ist.

Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die echten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menschennatur — sind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst und die Religion mit unbefangenen Auge sehen will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten.

Mängel und Mißtritte gibt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den Gegenständen ihrer Kunst doch meist den reifen Menschen findet. Da ist nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Ägypter und Goten, da ist Menschensinn und Menschengestalt. Sie schweifen weniger als andere zu den Extremen des Übersinnlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Götter mehr denn andere.

Und wie der Gegenstand, so auch die Liebe. Nicht zu knechtisch und nicht gar zu sehr vertraulich! —

Aus der Geistesschönheit der Athener folgte denn auch der nötige Sinn für Freiheit.

Der Ägyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkür, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesetzesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Ägyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine, freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Gesetzlichen zu hängen.

Der Athener kann die Willkür nicht ertragen, weil seine göttliche Natur nicht will gestört sein, er kann Gesetzlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt sein und tut auch recht daran.

Gut! unterbrach mich einer, das begreif' ich, aber wie dies dichterische religiöse Volk nun auch ein philosophisch Volk sein soll, das seh' ich nicht. Sie wären sogar, sagt' ich, ohne Dichtung nie ein philosophisch Volk gewesen!

Was hat die Philosophie, erwidert' er, was hat die kalte Erhabenheit dieser Wissenschaft mit Dichtung zu tun?

Die Dichtung, sagt' ich, meiner Sache gewiß, ist der Anfang und das Ende dieser Wissenschaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entspringt sie aus der Dichtung eines unendlichen, göttlichen Seins. Und so läuft am End' auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnisvollen Quelle der Dichtung zusammen.

Das ist ein paradoxer Mensch, rief Diotima, jedoch ich ahn' ihn. Aber ihr schweift mir aus. Von Athen ist die Rede.

Der Mensch, begann ich wieder, der nicht wenigstens im Leben einmal volle lautre Schönheit in sich fühlte, wenn in ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben an Iris' Bogen, ineinander spielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeisterung alles innigst übereinstimmt, der Mensch wird nicht einmal ein philosophischer Zweifler werden, sein Geist ist nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geschweige zum Aufbau. Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerspruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangellosen Schönheit kennt, die nie gedacht wird. Das trockne Brot, das menschliche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verschmäht er nur darum, weil er insgeheim am Göttertische schwelgt.

Schwärmer! rief Diotima, darum warst auch du ein Zweifler. Aber die Athener!

Ich bin ganz nach ihnen, sagt' ich. Das große Wort, das ἐν διαφερον ἑαυτῷ (das Eine in sich selber Unterschiedne) des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es ist das Wesen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gabs keine Philosophie.

Nun konnte man bestimmen, das Ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menschen, war da im Leben und Geiste, das Unendlicheinige war.

Man konnt' es auseinandersetzen, zerteilen im Geiste, konnte das Geteilte neu zusammen denken, konnte so das Wesen des Höchsten und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Gesetze geben in des Geistes mannigfaltigen Gebieten.

Seht ihr nun, warum besonders die Athener auch ein philosophisch Volk sein mußten?

Das konnte der Ägyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb' und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worin er sich regt, ist von Natur auch in sich selbst so einig nicht und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht wie ein Grieche.

Wie ein prächtiger Despot wirft seine Bewohner der orientalische Himmels-

strich mit seiner Macht und seinem Glanze zu Boden, und, ehe der Mensch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh' er sprechen gelernt hat, muß er beten, ehe sein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es sich neigen, und ehe der Geist noch stark genug ist, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schicksal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Ägyptier ist hingegeben, eh' er ein Ganzes ist, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchste, was er nennt, ist eine verschleierte Macht, ein schauerhaft Rätsel; die stumme finstre Isis ist sein Erstes und Letztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus ist nie Vernünftiges gekommen. Aus dem erhabensten Nichts wird Nichts geboren.

Der Norden treibt hingegen seine Zöglinge zu früh in sich hinein, und wenn der Geist des feurigen Ägyptiers zu reiselustig in die Welt hinaus eilt, schickt im Norden sich der Geist zur Rückkehr in sich selbst an, ehe er nur reisefertig ist.

Man muß im Norden schon verständig sein, noch eh' ein reif Gefühl in einem ist, man mißt sich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum selbstbewußten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist; die Einigkeit des ganzen Menschen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, eh' er sich bildet und entwickelt. Der bloße Verstand, die bloße Vernunft sind immer die Könige des Nordens.

Aber aus bloßem Verstand ist nie Verständiges, aus bloßer Vernunft ist nie Vernünftiges gekommen.

Verstand ist ohne Geistesschönheit wie ein dienstbarer Geselle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist, und die gezimmerten Pfähle aneinander nagelt, für den Garten, den der Meister bauen will. Des Verstandes ganzes Geschäft ist Notwerk. Vor dem Unsinn, vor dem Unrecht schützt er uns, indem er ordnet; aber sicher zu sein vor Unsinn und vor Unrecht ist doch nicht die höchste Stufe menschlicher Vortrefflichkeit.

Vernunft ist ohne Geistes-, ohne Herzensschönheit wie ein Treiber, den der Herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat; der weiß so wenig als die Knechte, was aus all' der unendlichen Arbeit werden soll, und ruft nur: tummelt euch, und sieht es fast ungern, wenn es vor sich geht, denn am Ende hätt' er ja nichts mehr zu treiben, und seine Rolle wäre gespielt.

Aus bloßem Verstande kommt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn nur die beschränkte Erkenntnis des Vorhandenen.

Aus bloßer Vernunft kommt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung des möglichen Stoffs.

Leuchtet aber das Göttliche $\epsilon\nu$ διαφερον $\epsilon\alpha\upsilon\tau\omega$, das Ideal der Schönheit der strebenden Vernunft, so fordert sie nicht blind, und weiß, warum, wozu sie fordert.

Scheint, wie der Maitag in des Künstlers Werkstatt, dem Verstande die Sonne des Schönen zu seinem Geschäft, so schwärmt er zwar nicht hinaus und läßt sein Notwerk stehn, doch denkt er gern des Festtags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlinglichte. (Friedr. Hölderlin, Hyperion, 1799.)

DAS WESEN DES DORISCHEN STAMMES.

Das Gesicht des dorischen Stammes ist mehr nach der Vergangenheit als Zukunft gewandt. So ist es auch gekommen, daß die Dorier unter allen Griechenstämmen das althellenische Leben am treuesten bewahrten und am reinsten darstellten. Alle Fortschritte waren bei ihnen stetig, und die Veränderungen des Zustands fast unmerklich. — Mit jenem Streben nach Einheit im Ganzen ist der Sinn für das Maß in jeder Beziehung verwandt. Auch der Kunst wird durchaus das strengste Maß auferlegt und jede üppige Ranke mit schonungslosem Messer abgeschnitten. Die dorische Lebenssitten befiehlt Maßhaltung in jeglichem Tun; darin besteht die Sophrosyne. Eine Hauptabsicht des apollinischen Kultus war, das ruhige Gleichgewicht des Gemüts zu erhalten, und alles Sinnzerrüttende, zum Taumel Aufregende, die innere Klarheit Verdunkelnde zu entfernen. Der dorische Sinn will überall eine reine und klare Harmonie, die auch im kleinsten harmonisch sei. Dissonanzen, wenn sie auch in Harmonie aufgelöst werden, sind nicht dem Geschmacke des Volksstammes gemäß. Die Harmonie muß ihren völligen Schluß haben und nicht das Unendliche offen lassen. Die nationalen Melodien waren gewiß in Dur und nicht in Moll; der allgemeine Akzent der Sprache trug das Gepräge des Befehls oder des Apoptegmas, nicht der Frage oder Bitte. Die Befriedigung des Daseins verdrängt fast die Sehnsucht und das Vertrauen auf die Quelle dieses Daseins, die Gottheit, gänzlich die weiche Klage. Das Streben ins Schrankenlose, Endlose wird möglichst abgeschnitten. Der Blick ist nicht auf das Werden, sondern auf das Sein gerichtet. Das Leben geht in ruhiger Darstellung dieses Seins auf, das zu erkennen, zu bewahren, rein zu gestalten die höchste Aufgabe ist. Alles ungewußte Jenseits ist nur die dunkle Grenze und alles Dunkle dem Gotte verhaßt. Der Sinn des Volkes hängt mit Freude an dem klaren, leibhaften Dasein. Das Fremde und Nichtanaloge steht außerhalb. Eben darum ist der Mensch dem Menschen hauptsächlich und fast einziges Augenmerk. Diejenigen Empfindungen, durch die der Mensch gleichsam mit der Natur verschmilzt, sind der dorischen Religion ursprünglich fremd. Auch wird die äußere Beschäftigung mit der Natur für unwürdig gehalten und dem eigenen Dasein seine Vollendung und Reife zu geben, als das allein angemessene Ziel menschlicher Bestrebung angesehen. (Karl Otfried Müller, Die Dorier, 1824.)

DIE ATHENER UND DIE DORIER.

Der Schwung der griechischen Nation hatte noch nichts von seiner ersten Kraft verloren, als der persische Krieg sie zwang, alle ihre Kräfte aufs äußerste zu spannen und zu vereinigen, um ihre Freiheit zu behaupten. Es gelang: vorzüglich durch die Athenienser, ein Volk, dem an tiefer Reizbarkeit und Wirksamkeit aller menschlichen Kräfte kein andres gleichgekommen ist. Ihr Charakter war schon vorhin Freiheitsliebe und rastlose Tätigkeit aller Art; der Sieg erhöhte ihn zum erhabensten Ehrgeiz. Der Ton des menschlichen

Geistes und aller seiner, auch der kleinsten Äußerungen, wurde ernster Enthusiasmus, ein gewaltsames Streben und harte Größe. Der Mensch schien vor seiner eigenen plötzlichen Größe zu erschrecken. — —

Der beste Kommentar zum Studium der dorischen Schule ist der Charakter der Dorier selbst während ihrer schönsten Zeit, welchen man aus dem Thukydidēs und auch aus Pindar kennenlernt. Der Ton ihrer Sittlichkeit war Größe, Einfalt, Ruhe; friedlich und doch heldenmütig lebten sie in einer edlen Freude. Eben dieser Geist: Größe, Einfalt und Ruhe, beseelte auch ihre Verfassungen und ihr bürgerliches Leben, erzeugte ihre gerühmte Eumonie. Die Grundlage ihres Charakters war eine schöne Anhänglichkeit an väterliche Sitte und väterlichen Glauben. Ihre Bildung, ihre Tugend selbst war eine väterliche Sitte. Aber, da der Ehrgeiz und Luxus, welcher ganz Griechenland ergriff, auch die dorischen Verfassungen und Sitten verderbte, so verschwand auch ihre Tugend, und mit dieser ihre Kunst, welche nur ein Organ ihrer einfachen Tugend war. Die Athener haben noch nach ihrem Falle das menschliche Geschlecht durch ihre Philosophie umgestaltet, aber die Dorier waren forthin gar nichts mehr wert; mit einem Streich fiel alles. (Fr. Schlegel, Prosaische Jugendschriften, 1794—1802.)

GRIECHISCHE HOFFNUNG AUF BEFREIUNG DURCH ROM.

Eine frohe Bewegung war in ganz Hellas. Auf allen Straßen sah man das Volk in freudiger Hast; Männer und Jünglinge verließen die heimische Wohnung und zogen zur Feier des großen Festes nach der Landenge von Korinth. Ein verheerender Krieg, der jahrelang die Bewohner der friedlichen Landschaft geängstet und fast alle Staaten mit dem drückenden Joche mazedonischer Knechtschaft bedroht hatte, dieser Krieg war siegreich beendet; der gefürchtete Feind war gedemütigt, und unter dem Schutze großmütiger Bundesgenossen sahen die meisten dem Aufgang einer besseren Zeit mit Zuversicht entgegen. Da ward von vielen mit Begeisterung der Name der Römer genannt, die ein Volk fremden Stammes, und unlängst noch selber von den Karthagern bedroht, über das Meer gekommen, um den Bewohnern von Hellas die Freiheit zu bringen. Der Heldenmut, den sie in den Schlachten bewiesen, die Uneigennützigkeit, mit welcher sie die Bedrängten, namentlich die Athener, geschirmt, schienen eine sichere Bürgschaft für die Zukunft, und erfüllten die Gemüter mit frohem Vertrauen. Die Aitolier zwar sahen mit Mißtrauen auf die Schritte der Römer und erkannten darin mehr trügerische Staatskunst als aufrichtiges Wohlwollen. Jedoch ihre Mahnungen fanden wenig Eingang bei der frohsinnigen und leicht bewegten Menge; nur wenige versanken in ernsteres Nachsinnen über des Vaterlandes künftiges Schicksal und folgten, geteilt zwischen Hoffnung und Furcht, dem Strome des Volkes. So, mit gespannter Erwartung, strömten zusammen die Bewohner vieler Gauen und Städte; mehr und mehr füllten sich die Straßen des reichen Korinth, und es war ein unaufhörliches Drängen und Wogen der flutenden Menge. Endlich erschien der Tag, an welchem man seit uralter Zeit den Gott des Meeres durch feierliche

Opfer, Gebete, Gesänge und Wettkämpfe in mancherlei Künsten geehrt hatte. Das Volk drängte sich um die Schranken, die Kampfrichter nehmen ihre Sitze ein, jeder hat die Blicke auf den Kampfplatz gerichtet, da tritt ein römischer Herold hervor, und nachdem er mit der Trompete Stillschweigen geboten, redet er also zu der Versammlung: „Der Senat, das römische Volk, und der Feldherr Titus Quinctius, die den König Philipp und die Mazedonier überwunden, erklären für frei, unabhängig und nur den eigenen Gesetzen gehorsam die Korinther, Phoker, sämtliche Lokrer und die Insel Euböia, ingleichen die Magneten, Thessaler, die Perrhaiber und die Achäer von Phthiotis.“ Alle diese Staaten hatten unter dem Drucke der Mazedonier geseufzt; durch Waffengewalt waren sie den Überwindern zinsbar geworden; sie alle wurden durch diese Verkündigung der Freiheit wiedergegeben. So groß auch die Erwartung von der Römer Großmut gewesen, diese Erklärung schien unglaublich dem freudetrunkenen Volke. Erst als der Herold durch lauten Zuruf aufgefordert zum zweiten Male die frohe Botschaft verkündete, erst dann wagten sie es, sich ganz dem Gefühle der Freude zu überlassen. Ein lautes Jubelgeschrei erfüllte die Lüfte, und alle erhoben sich von ihren Sitzen und priesen laut Titus Quinctius Flaminius, den großmütigen Retter von Hellas. Des Festes wurde nicht mehr gedacht; aller Blicke waren auf den römischen Feldherrn gerichtet; um ihn drängte sich das Volk und umfing ihn mit Kränzen und mit Bändern. Männer faßten seine Hände, den Saum seines Kleides, Mütter hoben die Säuglinge auf ihren Armen empor, damit sie schauten den edlen Fremdling, der ihrem Vaterlande Freiheit gebracht habe. Nur mit Mühe entzog sich Flaminius ihren stürmischen Huldigungen; das Dunkel der Nacht hemmt nicht die frohe Begeisterung, und erst der kommende Morgen trennte die festliche Versammlung. Aber die Zurückkehrenden trugen den Ruhm der Römer in die Städte und Länder, und Quinctius' Name war groß in allen Gauen von Hellas. (Franz Doroth. Gerlach, Historische Studien, 1841.)

TROJA UND SEIN HERRSCHERGESCHLECHT.

Auf dem sanfteren Abhänge der Höhe lag Troja; darüber war die steile Felsburg Pergamos, von deren 472 Fuß hohem Gipfel man einerseits in die Talgründe des Skamandros hineinblickt, wo die Dardaner als Hirten gelebt hatten, andererseits die nach der See zu sich erweiternde Ebene mit ihren Doppelflüssen Skamandros und Simois überschaut. Rechts sieht man den Hellespont mit mächtigen Wellen in das ägäische Meer hineinbrausen, das man zur Linken bis nach Tenedos hin überblickt. Geradeaus sieht man über den Rücken von Imbros das stolze Haupt von Samothrake aufsteigen, die Warte des Poseidon, der „vom hochragenden Gipfel der waldigen thrakischen Samos die Abhänge des Ida mit der Feste des Priamos überblickte und den blutigen Fehden zuschaute“. Großartiger war kein Herrschersitz der alten Welt gelegen als die troische Burg, tief im Winkel der Ebene, von steilen Felshängen umgürtet, wie in einem sicheren Verstecke, und doch frei umblickend und weit gebietend. Hinter sich hatte sie das triftreiche Hochland, unter

sich quellenreiche Abhänge und eine fruchtbare Ebene und vor sich das weite Inselmeer mit den wichtigsten Wasserstraßen, das einst tiefer als jetzt mit Hafengebieten in die Ebene eingriff. Der Lage der Burg entspricht der Ruhm ihrer Fürsten, wie er sich in den Königssagen Ilions abspiegelt. Denn das Geschlecht der Dardaniden war ein von den Göttern hochbegnadigtes; sie zogen seine Jünglinge zu sich empor in den Himmel, sie verließen den Olymp, wie Aphrodite tat, um mit den Helden dieses Stammes der Liebe zu pflegen. (Ernst Curtius, Griechische Geschichte, 1887/89 6. A.)

SIZILIEN IM WELTBILD DER ALTEN.

Schon die älteste Sage hatte dieses Eiland mit dem Zauber der wunderreichen Märchenwelt geschmückt. Da büßte der gewaltige Titan Typhoeus seinen Frevel gegen den Vater der Götter unter dem Ätna, und Feuerströme und Erzittern der Erde verkündeten seinen ohnmächtigen Grimm; da hausten die einäugigen Kyklopen, die rohen Gesellen Vulkans; dort fanden ihre angemessene Heimat die Riesengestalten der Laestrygonen, denen Odysseus nur mit Verlust seiner Schiffe entging; da drohte unter furchtbarem Brausen die Charybdis unvorsichtigen Schiffern augenblicklichen Tod. Aber auf demselben Eiland waren die fruchtbaren Auen, über welche Demeter ihren unerschöpflichen Segen verbreitet; in den Blumengefilden von Enna ward die Proserpina im kindischen Spiele von dem Fürsten der Unterwelt auf schwarzen Rossen entführt. In Eryx, dem Sitze des heitern Dienstes der kyprischen Göttin, hatte Herakles im blutigen Ringkampf den trutzigen Gegner erschlagen. Auf dieser Insel hatte Daedalus Schutz vor seinen Verfolgern gesucht. In Camicus hatte Minos, der Herrscher von Kreta, Zeus' trauter Genosse, sein tatenreiches Leben durch Verrat und Tücke geendet. Dorthin hatte Laomedon die dem Tode geweihten Jungfrauen gesendet. So war die Insel in der ältern Sage die Marke menschlicher Bestrebungen geworden, jenseits welcher der geheimnisvolle Westen und der unbekannte Süden in dunkler Verborgenheit lag. Durch die goldenen Weizenfelder mit Campanien wetteifernd, hat die Insel durch das palmenreiche Selinus die Nähe Libyens kundgetan. (Franz Doroth. Gerlach, Historische Studien, 1841.)

DIE GRIECHEN IM OSTEN UND WESTEN.

Mit der Morgenröte steigt der junge Tag empor, im fernen Westen beschließt die Sonne ihren Lauf. Ist auch die menschliche Entwicklung nicht völlig analog, so setzen doch die Erscheinungen, die der Westen bietet, den Vorgang des Ostens überall voraus. Dort der kecke Mut der Jugend und der rasche Aufschwung der erst erwachten Kraft, hier die besonnene Überlegung und der Ernst des Gedankens. Dort das liebevolle Umfassen der äußern Natur, das Hingeben an Gestalt und Stoff, hier die Einkehr in die Tiefe der eignen Brust; dort das Streben in die weite Ferne und das Schweifen der Phantasie in ungemessenen Räumen, hier das ruhige Verweilen und das Versenken in

den eigenen Geist. Daher das Leben im Osten wechselfoller, mannigfaltiger, reicher, im Westen tiefer, stetiger, innerlicher, leidenschaftlicher. Dort entsteht und blüht die Kunst, hier tritt mehr hervor die Wissenschaft. Dem Osten gehört die Erfindung, die schöpferische Kraft und das kühne Ringen nach dem vorgesteckten Ziel, dem Westen die Ergänzung, die Umgestaltung, die Vergeistigung. Wenn das rein erzählende Epos dem jonischen Stamme eignet, so hat der Dorer Stesichorus durch lyrische Behandlung die Heroensage dem Verständnis seines Zeitalters wieder nahegebracht. Den heitern Scherzen des Anakreon stand gegenüber die Glut der Leidenschaft in den Liedern des Ibykus. Das Drama in Athen fand seinen Widerhall in der kecken Parodie und der tiefsinnigen Spruchweisheit des Epicharmos. Nicht zufällig kann es daher erscheinen, daß in Jonien die Forschung über Wesen und Kräfte der Natur, in Italien die Wissenschaft des Geistes durch die Eleaten gegründet, die Anordnung des staatlichen und bürgerlichen Lebens nach den erforschten Gesetzen des Weltalls von den Pythagoräern erstrebt, die Forschung über Zahl und Form so frühzeitig begonnen, und die Kunst der Rede mit solchem Eifer in Sizilien betrieben worden ist. Während die Heilkunst von Vorderasien ausgegangen ist, wurde die edlere Kunst, welche Gesundheit des Leibes und des Geistes zu vereinigen trachtet, die Gymnastik, in Kroton vorzüglich gepflegt. So ließen sich in der Baukunst, in der Plastik, in der Vasenmalerei und in dem Gepräge der Münzen ähnliche Gegensätze zum Bewußtsein bringen, aber wir wenden uns mit Vorliebe zu der staatlichen Entwicklung, wo die Sikelioten und die italischen Griechen offenbar dem Heimatlande den Preis abgewonnen haben. Die Namen des Zaleukos und Charondas, des Pythagoras und des Diocles, wenn sie später als Minos und Lykurgos und zum Teil erst nach Drakon und Solon glänzen, haben in eben dem Maße ein höheres Ziel verfolgt. Auf den von den Vorgängern geschaffenen Grundlagen, aber eine freie Schöpfung des Geistes, ist in Italien ein Werk gegründet worden, das, wenn es den gewaltigen Wogen der entfesselten Leidenschaften nicht widerstanden hat und von kurzer Dauer war, dennoch den höheren Adel des menschlichen Wesens mit unauslöschlichen Zügen in den Jahrbüchern der Geschichte eingegraben hat. (Franz Dorothea Gerlach, Historische Studien, 1841.)

ANTIKE VATERLANDSLIEBE.

Die Liebe ist der Wechselgenuß freier Naturen, und eben darum ist sie allein voll und ganz und hat ihren unvergänglichen Quell in sich selbst. Aller Genuß der Natur ist halb und unbefriedigend. Wie schnell flieht das Schönste und drückt den Stachel der Sehnsucht nur tiefer in die Brust: und nach einer kurzen Täuschung von Leben erstarrt das Zurückbleibende uns in den Armen zum Gerippe. Vergebens breiten wir die sehnsuchtsvollen Arme hinaus in die weite Natur; ihre ermüdende Unermeßlichkeit bleibt immer stumm, uns unbegreiflich und ewig fremd. Der höchste Seelengenuß ist die Liebe, und die höchste menschliche Liebe ist die Vaterlandsliebe. Ich rede nicht von dem starken Triebe, der die Heldenbrust des Römers beseelte. Regulus, welcher

den Blick niederwirft, sich den Seinen entreißt, sich von Rom wendet und auf herrlicher Flucht zu dem Feinde eilt, Decius, welcher sein Haupt verwünscht, sich den unterirdischen Gottheiten weihet und in die offenen Arme des Todes stürzt, scheinen uns Halbgötter. Man vergleiche sie mit der himmlisch freudigen Einfalt des Bulis und Sperthias; man vergleiche sie mit der heitern Fröhlichkeit des Leonidas! Sie sind Barbaren. Sie erfüllen das Gesetz, aber ohne Liebe. Die Vaterlandsliebe war nicht die Triebfeder derer, die bei Thermopylae starben, denn sie starben für das Gesetz, sondern ihre Belohnung. Ihr heiliger Tod war der Gipfel aller Freude. Im echten Staate, dessen Zweck Vollständigkeit in der Gemeinschaft mehrerer freier Wesen ist, gibt es eine öffentliche Liebe, einen unendlichen Wechselgenuß aller in allen. Das war es, dessen Verlust der unglückliche Lakedämonier, welchen das Gesetz mit Schande belegte, nicht überleben konnte; das unterschied die Dorier durch milde Großheit von den Römern; dies verbreitet über das Leben eines Brasidas den Glanz selbstgenugsamer Freudigkeit. Die Römer nähern sich hingegen an hoher Selbständigkeit dem attischen Stil, und sie übertreffen die Dorier und Athener an Kraft nach außen sehr weit. Der heftigste Kampf riß gewaltsam ihr Inneres bis zum Schwulst heraus; sie sind die Athleten der Tugend. In Kreta und zu Thebae schwelgte man in den Gefühlen der begeisterten Vaterlandsliebe und männlichen Freundschaft; und der Genuß und das Gefühl dieser schwelgenden Begeisterung wurde recht eigentlich der Zweck des Staates. (Fr. Schlegel, Über die Grenzen des Schönen, 1794.)

TOD FÜRS VATERLAND.

Die Hellenen waren ein spielendes Volk, und schon die Homerischen Helden ehren den Patroklos durch Wettkämpfe bei seiner prächtigen Bestattung. Festliche Freude schien ihnen das echteste Band der Gemeinschaft zwischen Göttern und Menschen und schöne Spiele die heiligste Gabe, die reinste Verehrung. Durch gymnastische Spiele und musikalische Feste an ihrem Grabe ehrten sie vergötterte Helden, und selbst in der Blütezeit der hellenischen Freistaaten wußten sie für die gottähnlichen Tugenden der größten Bürger, eines Brasidas und eines Timoleon, keinen schöneren Lohn als diese Ehre eines heroischen Denkmals.

Die Athener insbesondere strebten nach Ruhm und Lob, nicht mit Leidenschaft, sondern mit Raserei; in abergläubischen Gebräuchen ängstlich gewissenhaft, waren sie zur Schwärmerei geneigt, und die äußerste Reizbarkeit zum innigsten Mitleid an fremden Leiden, wie zum tiefsten Schmerz über eigne, ist eine ihrer eigentümlichsten Eigenheiten. Daher war, nach dem Zeugnisse des Demetrius Phalereus, schon vor Solon die Pracht der Athener bei Bestattungen so hoch gestiegen, die Klagen so sehr in selbstzerfleischende Wut ausgeartet, daß er auch hierin die attische Heftigkeit durch Gesetze nicht zu vertilgen, aber bis zu einer schönen Empfindsamkeit zu mildern versuchte: denn dieser liebenswürdige und menschliche Weise, der noch als Greis fröhlich zu scherzen wußte, gestand ja selbst den rührenden Wunsch, nicht unbeweint

zu sterben und seinen Freunden Schmerz zu hinterlassen, damit sie sein Begräbnis mit Klagen und Seufzen feiern möchten. Auch war es eine geheiligte Sitte, bei den Leichenschmäusen, wo die Eltern bekränzt erscheinen mußten, den Verstorbenen, soweit es die Wahrheit erlaubte, zu loben. Einige Zeit nachher, sagt Cicero, ward wegen der Pracht jener großen Grabmäler, welche wir noch im Kerameikos sehn, ein Gesetz gegeben, daß niemand ein Denkmal setzen solle, welches mehr als dreitägige Arbeit von zehn Menschen erfordere, und außer anderen Einschränkungen ward auch verboten, zum Lobe des Verstorbenen eine Rede zu halten außer bei den öffentlichen Begräbnissen durch den öffentlich bestellten Redner. Dennoch nahm die Pracht bei Bestattungen und an Gräbern wieder so sehr überhand, daß Demetrius Phalereus sie durch neue Gesetze einschränken mußte. Selbst Plato bestimmt für einige anständige Ausstattung dreißig Minen, zum Bau eines Grabes für seine Mutter aber zehn Minen. Es ist allgemein bekannt, welchen Mißbrauch ehrgeizige Demagogen von der abergläubischen Heftigkeit der attischen Menge im Peloponnesischen Kriege machten; und wie Feldherrn, welche zur See gesiegt, aber durch einen Sturm verhindert, die Leichen ihrer Toten nicht aus dem Meere gerettet hatten, zum Tode verdammt wurden.

Was war bei dieser Art zu denken und zu empfinden natürlicher, als daß der Tod fürs Vaterland zu Athen durch eine öffentliche Bestattung belohnt wurde? Überdem war die Gleichheit zu Athen nicht allein die Grundlage der gesetzlichen Verfassung, sondern auch allgemeiner Geist des Volks. Nach dem Gesetz der Gleichheit aber schien der Staat denjenigen Mitbürgern, welche bei gleicher Verpflichtung aller, ihr Leben allein zum Vorteil der Übriggebliebenen verloren hatten, einen Ersatz schuldig zu sein. Was konnten die Lebenden tun, um sich dieser Schuld zu entledigen, als die Verstorbenen ehren und ihre Witwen und Eltern schützen und pflegen, ihre Kinder aber auf öffentliche Kosten erziehen?

Die Athener taten das erste und auch das letzte nach einer väterlichen Sitte für die im Kriege Umgekommenen. „Die Gebeine der Verstorbenen“, sagt Thukydides, „werden drei Tage zuvor auf einem bedeckten Gerüst zur Schau ausgestellt; jeder bringt den Seinigen, was er etwa noch zu bringen hat. Am Tage der Bestattung werden Gefäße von Zypressenholz auf Wagen gefahren, für jeden Stamm eins. Darin sind die Gebeine des Stammes, von dem jeder war. Jeder Bürger und Fremde, welcher will, begleitet den Zug. Auch die verwandten Frauen sind bei dem Begräbnisse zugegen, wehklagend. Dann werden die Gefäße in das öffentliche Denkmal gesetzt, welches in der schönsten Vorstadt (im äußeren Kerameikos, am Wege nach der Akademia) liegt. (Sie begraben die im Kriege Umgekommenen immer an demselben Ort, außer die zu Marathon: denn weil sie ihre Tapferkeit für einzig hielten, so errichteten sie auch ihnen allein dort auf dem Platz ihr Grabmal.) Sind sie mit Erde bedeckt, so tritt ein vom Staate gewählter Mann, welcher an Einsicht nicht ungeschickt zu sein scheint und an Würde hervorragt, vor dem Grabmal auf eine hohe Stufe, damit er so weit als möglich von der Versammlung gehört werden kann und hält über sie eine zweckmäßige Lobrede.“ Dieser Epitaphios (Logos): denn so nannten die Hellenen jene festliche Lob- und Trauerrede auf die für den Staat

im Kriege Umgekommenen, wurde jährlich wiederholt. Nie versäumte der Staat das Sühnopfer, welches die Hellenen jährlich am Grabe ihrer Toten zu bringen pflegten, für die öffentlich Begrabenen öffentlich zu verrichten und stiftete außerdem gymnastische und musikalische Kampfspiele zu ihrer Ehre. Leichensteine verkündigten durch Inschriften den Ort, wo die Heldenscharen gefallen waren, den Namen und die Herkunft einzelner berühmter Bürger, und Pausanias fand hier noch die Denkmale der größten Athener, welche für Vaterland und Freiheit gestorben waren, den Staat gerettet, die Verfassung verbessert, die Demokratie bestätigt und Tyrannen ermordet hatten.

Hier, sagt Pausanias, waren zuerst diejenigen begraben, welche einst in Thrake von den Edonern überrascht und getötet wurden. Hier war das Grabmal der Athener, welche noch vor dem Zug des Meders wider die Ägineten kriegten. Aber erst später fügten die Athener die epitaphische Lobrede zu diesem Gebrauch. Mögen sie nun, wie Dionysius zweifelt, von denen, die zu Artemisium, bei Salamis und in Platäa für das Vaterland starben, den Anfang gemacht haben, oder von den marathonischen Taten, oder mag Solon der Stifter auch dieser Einrichtung und der Urheber der hellenischen Epitaphien sein, wie Anaximenes der Rhetor behauptet: gewiß ist es, daß diese Sitte, welche also mit dem Ursprung der attischen Größe ungefähr gleichzeitig ist, unter die eigensten Eigentümlichkeiten des attischen Volks gehört. — —

Die attischen Epitaphien, die römischen Triumphe und die spartanischen Chöre der Greise, Männer und Jünglinge hatten im ganzen einen und denselben Sinn: ein kriegerisches Volk an seine eigne Tapferkeit zu erinnern und sie durch die Erinnerung selbst zu verdoppeln. Ein großes Triumvirat von klassischen Heldenvölkern! Es ist lehrreich, wie sich in den Verschiedenheiten dieser ähnlichen Feste die eigenste Eigentümlichkeit der drei größten Völker des Altertums spiegelt, welche Völker immer vollendete Meister in der Kunst, fürs Vaterland zu sterben, bleiben werden und hierin von den Neuern vielleicht erreicht, aber gewiß nie übertroffen werden können. — — Wo es solche Feste gibt, da ist es kein Wunder, wenn sich nicht bloß zahllose einzelne Helden für den Staat dem Tode weihen, sondern wenn auch ganze Scharen begeisterter Bürger nicht in trunkener Wut, sondern in nüchterner Besonnenheit, mit fröhlicher Eile dahin gehen, von wo sie wissen, daß sie nicht zurückkehren werden! (Fr. Schlegel, Prosaische Jugendschriften, 1794—1802.)

LYKISCHE GRÄBERSTÄTTEN.

Im Geiste der apollinischen Orphik, die den Threnos über den Untergang stets der Freude über die Erfüllung der höhern Hoffnung unterordnet, sucht die Kunst in Lykien durch die Schönheit ihrer Schöpfungen von dem Todesgedanken und den Todesstätten alle düstern Betrachtungen zu entfernen und dem Geiste eine Richtung zu geben, die hinauf zum Lichte, nicht hinab in das Dunkel des Hades führt. Der finstern schmucklosen Größe etruskischer Nekropolen gegenüber heben alle Besucher der lykischen Erde die ansprechende,

wenngleich ernste Lieblichkeit ihrer Grabanlagen, ihrer reichen, der Architektur geschickt verbundenen Bilderzier und des lebensvollen Farbenschmucks, in dem wie noch einzelne Reliefs, so die Buchstaben der Inschriften prangen, einstimmig hervor. Angelegt in der herrlichsten Naturumgebung, auf Felsipfeln, die der erste Sonnenstrahl begrüßt, der letzte noch beleuchtet, in einer Höhe, die oft die prächtigsten Fernsichten eröffnet, vielfältig unter die Wohnungen der Lebenden gemischt und diesen in dem einfachen Holzbau der alten Zeit, wie er waldreichen Gebirgsgegenden eigen ist, nachgebildet, nicht selten in unmittelbarer Nähe der Theater, Odeen, Stadien, wo das Volk gleichsam im Verein mit seinen Vorfahren fröhlicher Feststimmung sich überläßt, verkünden diese großartigen Gräberstädte den freundlichen, ruhig-klaren Geist des Gottes, welcher in Lykien die toten Monate des Jahres durch seine Gegenwart verherrlicht. Nicht anders die Kunstdarstellungen. Nirgends finden wir die düstern Bilder unterweltlicher Schrecken, welche den etruskischen Grabdenkmälern ein so finsternes Gepräge leihen. Lykien zeigt neben vielfältigem Blumenschmuck, in dem die Flora des Landes zu erkennen ist, neben Vogeldarstellungen und Tierornamenten sehr häufig trauliche häusliche Szenen, in welchen nicht weniger als in den inschriftlichen Grabbestimmungen gefühlvoller Sinn für Familienleben und Verstorbene sich ausspricht, Mütter mit ihren Kindern, Porträtfiguren, Festaufzüge, Tänze und Gelage, oft mit beigeschriebenem Namen. Mit diesen Bildern wechseln Kampfübungen voll Lebensfrische und Energie. Die Lieblingsspiele einer ritterlichen Jugend, die in Apollo das Vorbild jeglicher gymnischen Ausbildung des Epheben verehrt. (Joh. Jak. Bachofen, Das Lykische Volk, 1862.)

DIE TOTENFEIER.

Die Totenfeier dauerte in der letzten Hälfte des Februar mehrere Tage hindurch, und von dieser Feier führte der Monat Februar selbst seinen Namen; denn Februa hießen bei den Alten die heiligen Gebräuche, wodurch man die Seelen der Abgeschiedenen gleichsam zu versöhnen oder dem umherirrenden Schatten Ruhe zu verschaffen suchte.

Man suchte durch Opfer und Versöhnungsmittel auch die leeren Schreckbilder zu verscheuchen, welche die Phantasie den Sterblichen im Schlaf und im Wachen zum öftern vormalt, wenn sie sich der Verstorbenen erinnern, mit denen sie lebten, sprachen und umgingen, und die nun ganz dahingeschwunden sind; zugleich wollte man auch die Beleidigungen gern wieder aussöhnen, welche man den Abgeschiedenen im Leben vielleicht zugefügt haben, und die man ihnen nun auf keine Weise wieder vergüten konnte. Blutschulden, die auf dem Staate hafteten, Verbrechen von allerlei Art, welche die rächende Strafe der Götter nach sich ziehen, suchte man um diese Zeit durch Opfer, die man auf den Gräbern der Toten darbrachte, zu tilgen, und auf die Weise den Lauf der Dinge und die unaufhaltsame Zeit gleichsam wieder in ihr ordentliches Gleis zu bringen.

Um diese Zeit vermied man aber auch Ehebündnisse zu schließen, Hochzeiten zu feiern, und gleichsam Zurüstungen zum Leben zu machen, die man gern

mit glücklichen Vorbedeutungen anfang und wobei man die Ideen von Tod und Grab so wenig wie möglich zu berühren suchte; oder vielmehr wollte man auch dem Andenken der Verstorbenen diese Momente, die ihnen einmal gewidmet waren, nicht gerne rauben, und die obgleich gemäßigte Trauer durch keine zu fröhlichen Feste entweihen.

Diese Ehrfurcht für das Andenken an die Verstorbenen war bei den Alten eine heilige Pflicht, und es war ein altes Gesetz bei den Römern: die Rechte der Toten sollen heilig sein; man soll die Manen oder die Seelen der Abgeschiedenen unter der Verehrung des Göttlichen mit begreifen und die Trauer um sie vermindern.

Man dachte sich nämlich, daß die Seelen der Verstorbenen, insofern sie im Leben gerecht und gut gehandelt hatten, gleichsam in das Göttliche übergangen und die Schutzgötter der Lebenden wurden, die man unter den Bildern der Hausgötter verehrte.

Diese Schutzgötter hießen Laren, und der ihnen im Hause geweihte Platz hieß das Lararium.

So wie nun diese guten Geister Laren hießen, benannte man die Schreckbilder der Phantasie, nächtliche Erscheinungen furchtbarer Gestalten, die den Sterblichen Entsetzen und Grauen erwecken, mit dem Ausdruck Larven, worunter man sich gewisse schadenfrohe Wesen dachte, die einst als Menschen durch schändliche grausame Handlungen ihr Leben befleckt hatten. Dergleichen Schreckbilder nun von sich zu verbannen und auch dem strafbaren irrenden Schatten womöglich Ruhe zu verschaffen, brachte man Gelübde und Opfer dar.

Auf dem Platze des erloschenen Scheiterhaufens streute man unter frommen Gebeten Früchte, Kränze und Blumen aus. So wurde das Andenken an die Verstorbenen mit jedem Jahre erneuert und konnte bei den Überlebenden nicht so bald verlöschen. (Karl. Phil. Moritz, Roms Altertümer, 1791.)

RÖMISCHE LEICHENFEIER.

In strenger Bedingtheit verfloß dem Römer das Leben, und je vornehmer er war, desto weniger war er ein freier Mann. Die allmächtige Sitte bannte ihn in einen engen Kreis des Denkens und Handelns, und streng und ernst, oder, um die bezeichnenden lateinischen Ausdrücke zu brauchen, traurig und schwer gelebt zu haben, war sein Ruhm. Keiner hatte mehr und keiner weniger zu tun als sein Haus in guter Zucht zu halten und in Gemeindeangelegenheiten mit Tat und Rat seinen Mann zu stehen. Indem aber der einzelne nichts sein wollte noch sein konnte als ein Glied der Gemeinde, ward der Ruhm und die Macht der Gemeinde auch von jedem einzelnen Bürger als persönlicher Besitz empfunden und ging zugleich mit dem Namen und dem Hof auf die Nachfahren über, und wie also ein Geschlecht nach dem andern in die Gruft gelegt ward und jedes folgende zu dem alten Ehrenbestande neuen Erwerb häufte, schwoll das Gesamtgefühl der edlen römischen Familien zu jenem gewaltigen Bürgerstolz an, dessen gleichen die Erde wohl nicht wieder gesehen hat und

dessen so fremd- wie großartige Spuren, wo wir ihnen begegnen, uns gleichsam einer andern Welt anzugehören scheinen. Zwar gehörte zu dem eigentümlichen Gepräge dieses mächtigen Bürgersinnes auch dies, daß er durch die starre bürgerliche Einfachheit und Gleichheit während des Lebens nicht unterdrückt, aber gezwungen ward, sich in die schweigende Brust zu verschließen und daß er erst nach dem Tode sich äußern durfte; dann aber trat er auch in dem Leichenbegängnis des angesehenen Mannes mit einer sinnlichen Gewaltigkeit hervor, die mehr als jede andere Erscheinung im römischen Leben geeignet ist, uns Späteren von diesem wunderbaren Römergeist eine Ahnung zu geben. Es war ein seltsamer Zug, dem beizuwohnen die Bürgerschaft geladen ward durch den Ruf des Weibels der Gemeinde: „Jener Wehrmann ist Todes verblichen; wer da kann, der komme, dem Lucius Aemilius das Geleite zu geben; er wird weggetragen aus seinem Hause.“ Es eröffneten ihn die Scharen der Klageweiber, der Musikanten und der Tänzer, von welchen letzteren einer in Kleidung und Maske als des Verstorbenen Konterfei erschien, auch wohl gestikulierend und agierend den wohlbekannten Mann noch einmal der Menge vergegenwärtigte. Sodann folgte der großartigste und eigentümlichste Teil dieser Feierlichkeit, die Ahnenprozession, gegen die alles übrige Gepränge so verschwand, daß wahrhaft vornehme römische Männer wohl ihren Erben vorschrieben, die Leichenfeier lediglich darauf zu beschränken. Es ist schon früher gesagt worden, daß von denjenigen Ahnen, die die kurulische Aedilität oder ein höheres ordentliches Amt bekleidet hatten, die in Wachs getriebenen oder bemalten Gesichtsmasken, soweit möglich nach dem Leben gefertigt, aber auch für die frühere Zeit bis in und über die der Könige hinauf nicht mangelnd, an den Wänden des Familiensaaes in hölzernen Schreinen aufgestellt zu werden pflegten und als der höchste Schmuck des Hauses galten. Wenn ein Todesfall in der Familie eintrat, so wurden mit diesen Gesichtsmasken und der entsprechenden Amtstracht geeignete Leute, namentlich Schauspieler, für das Leichenbegängnis staffiert, so daß die Vorfahren, jeder in dem bei Lebzeiten von ihm geführten vornehmsten Schmuck, der Triumphator im goldgestickten, der Censor im purpurnen, der Konsul im purpurgesäumten Mantel, mit ihren Liktoern und den sonstigen Abzeichen ihres Amtes, alle zu Wagen dem Toten das letzte Geleite gaben. Auf der mit schweren purpurnen und goldgestickten Decken und feinen Leintüchern überspreiteten Bahre lag dieser selbst, gleichfalls in dem vollen Schmuck des höchsten von ihm bekleideten Amtes und umgeben von den Rüstungen der von ihm erlegten Feinde und den in Scherz und Ernst ihm gewonnenen Kränzen. Hinter der Bahre kamen die Leidtragenden, alle in schwarzem Gewande und ohne Schmuck, die Söhne des Verstorbenen mit verhülltem Haupt, die Töchter ohne Schleier, die Verwandten und Geschlechtsgenossen, die Freunde, Klienten und Freigelassenen. So ging der Zug auf den Markt. Hier wurde die Leiche in die Höhe gerichtet; die Ahnen stiegen von den Wagen herab und ließen auf den kurulischen Stühlen sich nieder, und des Verstorbenen Sohn oder der nächste Geschlechtsgenosse betrat die Rednerbühne, um in schlichter Aufzählung die Namen und Taten eines jeden der im Kreise herumsitzenden Männer und zuletzt die des jüngst Verstorbenen der versammelten Menge zu verlautbaren.

— Man mag das Barbarensitte nennen, und eine künstlerisch empfindende Nation hätte freilich diese wunderliche Auferstehung der Toten sicherlich nicht bis in die Epoche der voll entwickelten Zivilisation hinein ertragen; aber selbst sehr kühle und sehr wenig ehrfürchtig geartete Griechen, wie z. B. Polybios, ließen doch durch die grandiose Naivität dieser Totenfeier sich imponieren. Zu der ernstesten Feierlichkeit, zu dem gleichförmigen Zuge, zu der stolzen Würdigkeit des römischen Lebens gehörte es notwendig mit, daß die abgeschiedenen Geschlechter fortführen, gleichsam körperlich unter den gegenwärtigen zu wandeln, und daß, wenn ein Bürger der Mühsal und der Ehren satt zu seinen Vätern versammelt ward, diese Väter selbst auf dem Markte erschienen, um ihn in ihrer Mitte zu empfangen. (Theodor Mommsen, Römische Geschichte, 1854/56.)

DICHTER · TÄTER · WEISE.

HOMER.

Bei Homer treten alle Gestalten wie unter freiem und heiterm Himmel in hellem Licht hervor; als Statuen stehen sie da, oder vielmehr sie schreiten handelnd fort, leibhaft in völliger Wahrheit. Auch alle seine Gleichnisse und Naturbilder nehmen an dieser völligen Sichtbarkeit teil; langsam wälzen sie sich umher, um gleichsam von allen Seiten ihre Naturbestandheit in ewig festen Zügen darzustellen und zu gewähren. Kein hellerer Platz ist als das Feld vor Troja; unter dem immer heitern asiatischen Himmel geht eine Heldengestalt nach der andern hervor und läßt keinen Zug ihrer Handlung, ich möchte sagen kein Glied, mit welchem sie wirket, in ungewisser Deutung. Auch für die Sonderung der Gruppen hat Homer dergestalt gesorget, daß selbst im wilden Schlachtgetümmel das Auge des Zuschauers ohne Nebel und Verwirrung bleibet. Und was den Faden des Gedichts betrifft, so entwickelt sich solcher aus dem Knäuel der Geschichte so ununterbrochen und ruhig, als ob die Hand der Parze ihn führte. — — —
Homer blühte mit einem jungen Volk auf, und in jeden neuen Ruhmeskranz dieses Volks schlang sich sein Lorbeer. Die erste Kriegsunternehmung des gesamten Griechenlandes hatte er besungen; wenn späterhin Griechenland gegen die Perser noch größere Unternehmungen ausfocht, so konnten Äschylus, Sophokles und fernere mit Homers Gastmahle nach neuem Geschmack zubereitet ihre Mitbürger bewirten. Die Ehre des ganzen griechischen Stammes sproßte in seinen Gesängen; sie trug reiche Blüten und Früchte in jeder Art, mit jeder neuen Betriebsamkeit des Volkes, denn über ihnen schien ein heiterer Himmel, um sie weheten jonische, griechische, italienische Lüfte. — — —

Der einzige Homer steht also am Ufer dieses großen dunklen Meeres so wie ein Pharus da, um eine große Strecke wenigstens hinansehen zu können. Und dieser Sänger Griechenlands trifft, wie mich dünkt, eben auf den Punkt, der schmal wie ein Haar und scharf wie die Schärfe des Schwerts ist, wo Natur und Kunst sich in der Poesie vereinte, oder vielmehr wo die Natur das vollendete Werk ihrer Hände auf die Grenze ihres Reichs stellte, damit von hier an Kunst anfinde, das Werk selbst aber ein Denkmal ihrer Größe und ein Inbegriff ihrer Vollkommenheiten wäre. Bei Homer ist noch alles Natur: Gesang und Sitten, Götter und Helden, Laster und Tugenden, Inhalt und Sprache. Der Gesang ist rau und prächtig, die Sitten roh und auf dem Gipfel menschlicher Stärke, die Götter niedrig und erhaben, die Helden pöbelhaft und groß, Laster und Tugenden zwischen der Moral und dem Unmenschlichen, die Sprache voll Dürftigkeit und Überfluß — alles ein Zeuge der Natur, die durch ihn sank, ihn aber als ein Muster aufstellte, dem alle Kunst nacheifern und nie übertreffen sollte. (Joh. Gottfr. Herder, Homer und Ossian, 1795.)

HOMER.

Wie selten wird das Naive, jenes völlige Verschlungensein in der Schönheit des Scheines, erreicht! Wie unaussprechbar erhaben ist deshalb Homer, der sich als Einzelner zur apollinischen Volkskultur verhält wie der einzelne Traumkünstler zur Traumbefähigung des Volks und der Natur überhaupt. Die homerische „Naivität“ ist nur als der vollkommene Sieg der apollinischen Illusion zu begreifen: es ist dies eine solche Illusion, wie sie die Natur zur Erreichung ihrer Absichten so häufig verwendet. Das wahre Ziel wird durch ein Wahnbild verdeckt: nach diesem strecken wir die Hände aus, und jenes erreicht die Natur durch unsre Täuschung. In den Griechen wollte der „Wille“ sich selbst in der Verklärung des Genius und der Kunstwelt anschauen; um sich zu verherrlichen, mußten seine Geschöpfe sich selbst als verherrlichenswert empfinden, sie mußten sich in einer höheren Sphäre wiedersehen, ohne daß diese vollendete Welt der Anschauung als Imperativ oder als Vorwurf wirkte. Dies ist die Sphäre der Schönheit, in der sie ihre Spiegelbilder, die Olympischen, sahen. Mit dieser Schönheitspiegelung kämpfte der hellenische „Wille“ gegen das dem Künstlerischen korrelative Talent zum Leiden und zur Weisheit des Leidens: und als Denkmal seines Sieges steht Homer vor uns, der naive Künstler. (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

PINDAR.

Aus Sagen ging die ganze Geschichte Griechenlands in Stämmen, Familien, Städten und Staaten, Erfindungen und Einrichtungen, mithin alles Lob- und Ruhmwerte, dem der Dichter vergleichen, von dem er ableiten konnte, hervor. Nehmt ihm Götter und Helden der Vorzeit, so nehmt ihr ihm den sternenreichen Äther, und gebt ihm dagegen eine unendliche Tiefe, ein unersehbares Nichts. Olympische, nemeische, pythische, isthmische Spiele, Sieger aus mythischen Gegenden und Geschlechtern aus jener sagenreichen Zeit sich ohne glorreiche Sagen besungen und verehrt denken, hieße sie ohne griechische Zunge singen und preisen. — —

Priester der Adrastea! lehrender Bote der Götter, Pindar, wie erquickten deine Gesänge! wie ermunternd und erheben sie den Jüngling! Entrissen fühlt er sich in dir seiner namenlosen trägen Zeit, seinem götter- und heldenleeren Stamm entrissen, unter Jünglinge versetzt, die ein Vaterland, die Gefühle der Ehre hatten, die auf der Bahn seines großen, ja göttlichen Ruhms nach dem Muster großer Vorbilder oder Vorfahren Körper und Geist tonmäßig zusammenübten. In dir siehet er ihre schönen Glieder, hört ihre hohen Gesinnungen von dir, edler Herold, die du ihm bald als einen güldenen Becher voll stärkenden Weins, bald als eine heilsame obgleich bittere Arznei darreichest. Dem Müden wird deine Lehre ein erquickendes Bad, da er in deinen Geschichten zwischen Bildsäulen und Bildern wie in einem Königspalast wohnt. Und am Ende der Laufbahn stehen immer Herkulessäulen mit der Aufschrift: „Bis hierher! strebe nicht weiter!“ Ungemein fern sind die

von Pindars wahrem Geiste und seiner tieferen Einsicht, die ihn, nachahmend oder erklärend, für einen unbesonnenen Stürmer, für einen trunkenen tollen Schwärmer halten. Sein Gang ist so fest und kühn, der Plan seiner Oden ist Gebäuden gleich so tief und groß angelegt, seine Bilder sind so erlesen, die Pfeile seines Gesanges treffen so kühn, daß, wie schon Horaz aus eigener Erfahrung meldet, diesem Dädalus nachzufliegen ein Wagstück sein möchte. Ihn hebt und treibt Himmelsluft, und in ihr sein eigener, nicht stürmischer, aber starker und erhabener Geist. — —

Pindar, als ein Held des Gesanges, weckt und führt zum Ruhm, er singet Griechen, die von Göttern und Helden entsproßt waren, er bildet und schafft Helden. Bildner, Eido- und Eidolopöie möchte man seine lyrische Gattung nennen, wie er dann auch seine Gesänge selbst mit lebendigen redenden Bildsäulen vergleicht. — —

In einem höheren Sinne leuchtet Pindar allen lyrischen Dichtern vor, als Bote der Götter, Bildner der Jugend, Ausleger der Geschichte und Sagen. Ohne Dichtkunst liegen diese wie tote Steine Deukalions und der Pyrrha da; der lyrische Dichter erhebt sie, wirft sie, und siehe, sie leben. Ein Odenmacher, der, in den engen Kreis der Gegenwart eingeschlossen, bloß lobt, tadelt oder zum Genuß reizt, bleibt ein Dichter des Moments, wird von der fortrückenden Zeit bald vergessen, oder besteht vor ihr mit Schande. Der lyrische Dichter, der rückwärts und vor sich hinausblickt, der die Vergangenheit und Zukunft in seinem Herzen trägt, gesandt vom Himmel, erhebt er das menschliche Gemüt und wird ein Ausleger, ja ein Schöpfer der Zeiten. (Joh. Gottfr. Herder, Pindar, ein Bote der Götter, 1803.)

SOPHOKLES.

Im Gemüte des Sophokles war die göttliche Trunkenheit des Dionysos, die tiefe Erfindsamkeit der Athene und die leise Besonnenheit des Apollo gleichmäßig verschmolzen. Mit Zaubermacht entrückt seine Dichtung die Geister ihren Sitzen und versetzt sie in eine höhere Welt; mit süßer Gewalt lockt er die Herzen und reißt sie unwiderstehlich fort. Aber ein großer Meister in der seltenen Kunst des Schicklichen weiß er auch durch den glücklichsten Gebrauch der größten tragischen Kraft die höchste Schonung zu erreichen. Gewaltig im Rührenden wie im Schrecklichen ist er dennoch nie bitter oder gräßlich. — In stetem Schrecken würden wir bis zur Bewußtlosigkeit erstarren, in steter Rührung zerschmelzen. Sophokles hingegen weiß Schrecken und Rührung im vollkommensten Gleichgewicht wohlthätig zu mischen, an treffenden Stellen durch entzückende Freude und frische Anmut köstlich zu würzen, und dieses schöne Leben in gleichmäßiger Spannung über das Ganze zu verbreiten. — —

Der attische Zauber seiner Sprache vereinigt die rege Fülle des Homerus und die sanfte Pracht des Pindarus mit durchgearbeiteter Bestimmtheit. Die kühnen und großen aber harten, eckigten und schneidenden Umrisse des Äschylus sind in der Diktion des Sophokles bis zu einer scharfen Richtigkeit, bis zu einer weichen Vollendung verfeinert, gemildert und ausgebildet. —

Nur da, wo Erfindsamkeit, Geselligkeit, Beredsamkeit und Schonung gleichsam eingeboren waren, wo die vollständige Bildung die einseitigen Vorzüge der dorischen und jonischen Bildung umfaßte, wo bei der unbeschränktesten Freiheit und Gesetzesgleichheit alles Innere in kecker Gestalt ans Licht treten durfte und durch den lebhaftesten Kampf die vielseitigste Friktion von außen gewetzt, gereinigt, gerundet und geordnet wurde: nur in Athen war die Vollendung der griechischen Sprache möglich.

Der Rhythmus des Sophokles vereinigt den starken Fluß, die gedrängte Kraft und die männliche Würde des dorischen Stils mit der reichen Fülle, der raschen Weichheit und der zarten Leichtigkeit jonischer oder äolischer Rhythmen. — —

Alle diese skizzierten Vollkommenheiten der Sophokleischen Dichtung sind nicht getrennte und für sich bestehende Eigenschaften, sondern nur verschiedene Ansichten und Teile eines streng verknüpften und innigst verschmolzenen Ganzen. Solange das Gleichgewicht der Kraft und Gesetzmäßigkeit in der Bildung noch nicht verloren, solange das Ganze der Schönheit noch nicht zerrissen ist, kann das Einzelne gar nicht auf Unkosten des Ganzen vollkommener sein. Alle einzelnen Trefflichkeiten leihen sich gegenseitig in durchgängiger Wechselwirkung einen höheren Wert. Aus der Vereinigung aller dieser Eigenschaften, in denen ich nur die allgemeinsten Umrisse, gleichsam die äußersten Grenzen seines unerschöpflich reichen Wesens entworfen habe, entspringt die selbstgenugsame Vollendung, die eigne Süßigkeit, welche den Griechen selbst vorzüglich charakteristische Züge dieses Dichters zu sein schienen. — —

Diese Bildungen scheinen nicht gemacht oder geworden, sondern ewig vorhanden gewesen oder von selbst entstanden zu sein, wie die Göttin der Liebe leicht und plötzlich vollendet aus dem Meere emporstieg. (Friedr. Schlegel, Die Griechen und die Römer, 1797.)

EURIPIDES.

Die tragische Kunst der Griechen konnte so wenig durch Euripides in Verfall geraten, als die bildende Kunst durch irgendeinen großen Bildhauer, der neben Phidias lebte, aber geringer war. Denn die Zeit, wenn sie groß ist, geht auf dem Wege des Besseren fort, und das Geringere bleibt ohne Folge.

Was war aber die Zeit des Euripides für eine große Zeit! Es war nicht die Zeit eines rückschreitenden, sondern die Zeit eines vorschreitenden Geschmacks. Die Bildhauerei hatte ihren höchsten Gipfel noch nicht erreicht, und die Malerei war noch im früheren Werden. — —

Ich habe nichts dawider, daß Euripides seine Fehler habe; allein er war von Sophokles und Äschylus doch immerhin ein sehr ehrenwerter Mitstreiter. Wenn er nicht den hohen Ernst und die strenge Kunstvollendung seiner beiden Vorgänger besaß und dagegen als Theaterdichter die Dinge ein wenig läßlicher und menschlicher traktierte, so kannte er wahrscheinlich seine Athenienser hinreichend, um zu wissen, daß der von ihm angestimmte Ton für seine Zeitgenossen eben der rechte sei. Ein Dichter aber, den Sokrates

seinen Freund nannte, den Aristoteles so hoch stellte, den Menander bewunderte, und um den Sophokles und die Stadt Athen bei der Nachricht von seinem Tode Trauerkleider anlegte, mußte doch wohl in der Tat etwas sein. Wenn ein moderner Mensch an einem so großen Alten Fehler zu rügen hätte, so sollte es billig nicht anders geschehen als auf den Knien. (Eckermann, Gespräche mit Goethe, Mai 1825 und März 1827.)

DER HELDISCHE PARTNER.

Die heroische Freundschaft ist die schönste Vermählung rauher Größe und zarten Gefühls. Sie ist die edelste Frucht dieses Zeitalters (heroisches Zeitalter der Griechen) und so sehr Charakter desselben, daß schon aus dem Dunkel der ältesten Sagen die Helden uns paarweise entgegenstrahlen, Kastor und Pollux, Herkules und Iolaus, Theseus und Pirithous. Alle hervorstechenden Helden der Iliade sind von einem tapfern Genossen freundlich begleitet. Daß solche Heldenverbrüderungen erhaben und mächtig sind, versteht sich von selbst; wie edel und zart sie waren, davon hat uns Homer ein ewiges Gemälde hinterlassen — die Freundschaft des Achilles und Patroklos. (Friedr. Schlegel, Über die weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern, 1794.)

ACHILL BEI HOMER.

Achilles, obgleich im Zorn furchtbarer wie ein kämpfender Löwe, kennt dennoch die Tränen des zärtlichen Schmerzens am treuen Busen einer liebenden Mutter; er zerstreut seine Einsamkeit durch die milde Lust süßer Gesänge. Mit einem rührenden Seufzer blickt er auf seinen eigenen Fehler zurück, auf das ungeheure Unheil, welches die starrsinnige Anmaßung eines stolzen Königs und der rasche Zorn eines jungen Helden veranlaßt haben. Mit hinreißender Wehmut weiht er die Locke an dem Grabe des geliebten Freundes. Im Arm eines ehrwürdigen Alten, des durch ihn unglücklichen Vaters seines verhaßten Feindes, kann er in Tränen der Rührung zerfließen. Der allgemeine Umriß eines Charakters wie Achilles hätte vielleicht auch in der Phantasie eines Nord- oder Süd-Homerus entstehen können: diese feineren Züge der Ausbildung waren nur dem Griechen möglich. Nur der Grieche konnte diese brennbare Reizbarkeit, diese furchtbare Schnellkraft wie eines jungen Löwen mit soviel Geist, Sitte, Gemüt vereinigen und verschmelzen. (Friedr. Schlegel, Über das Studium der griechischen Poesie, 1798.)

ACHILL.

Am meisten aber lieb' ich und bewundere den Dichter aller Dichter um seines Achilles willen. Es ist einzig, mit welcher Liebe und welchem Geiste er diesen Charakter durchschaut und gehalten und gehoben hat. Nimm die alten Herrn Agamemnon und Ulysses und Nestor mit ihrer Weisheit und Torheit, nimm den Lärmer Diomed, den blind tobenden Ajax und halte sie gegen den genialischen, allgewaltigen, melancholisch-zärtlichen Göttersohn, den Achill,

gegen dieses enfant gâté der Natur, und wie der Dichter den Jüngling voll Löwenkraft und Geist und Anmut in die Mitte gestellt hat zwischen Altklugheit und Rohheit, und du wirst ein Wunder der Kunst in Achilles' Charakter finden. Im schönsten Kontraste steht der Jüngling mit Hektor, dem edlen treuen frommen Manne, der so ganz aus Pflicht und feinem Gewissen Held ist, da der andere alles aus reicher schöner Natur ist. Sie sind sich ebenso entgegengesetzt, als sie verwandt sind, und eben dadurch wird es um so tragischer, wenn Achill am Ende als Todfeind des Hektor auftritt. Der freundliche Patroklos gesellt sich lieblich zu Achill und schickt sich so recht zu dem Trotzigen.

Man sieht auch wohl, wie hoch Homer den Helden seines Herzens achtete. Man hat sich oft gewundert, warum Homer, der doch den Zorn des Achill besingen wolle, ihn fast gar nicht erscheinen lasse. Er wollte den Götterjüngling nicht profanieren in dem Getümmel vor Troja. Der Idealische durfte nicht alltäglich erscheinen. Und er konnte ihn wirklich nicht herrlicher und zärtlicher besingen, als dadurch, daß er ihn zurücktreten läßt (weil sich der Jüngling in seiner genialischen Natur vom rangstolzen Agamemnon als ein Unendlicher unendlich beleidigt fühlt), sodaß jeder Verlust der Griechen von dem Tag an, wo man den Einzigen im Heere vermißt, an seine Überlegenheit über die ganze prächtige Menge der Herren und Diener mahnt, und die seltenen Momente, wo der Dichter ihn vor uns erscheinen läßt, durch seine Abwesenheit nur desto mehr ins Licht gesetzt werden. Diese sind dann auch mit wunderbarer Kraft gezeichnet, und der Jüngling tritt wechselweise klagend und rächend, unaussprechlich rührend und dann wieder furchtbar so lange hintereinander auf, bis am Ende, nachdem sein Leiden und sein Grimm aufs höchste gestiegen sind, nach fürchterlichem Ausbruch das Gewitter austobt, und der Göttersohn kurz vor seinem Tode, den er vorausweiß, sich mit allem, sogar mit dem alten Vater Priamus aussöhnt. (Friedr. Hölderlin, Aphorismen, 1798.)

ACHILL UND ALEXANDER.

Die höchste Gestalt der griechischen Phantasie ist Achilles. Wie der Trojanische Krieg der Anfang der Wirklichkeit des griechischen Lebens ist, so ist Homer das Grundbuch für den Anfang geistiger Vorstellung; es ist die Muttermilch, aus der sich das griechische Volk großgezogen hat. Homer ist das Element, in dem die griechische Welt lebt wie der Mensch in der Luft. Der homerische Jüngling, der im patriarchalischen Zustande nur als Gebilde des Dichters erscheinen kann und ein Sohn des Dichters, der Vorstellung, ist, kann, ohne phantastisch zu werden, nicht Führer sein; er ist noch dem König der Könige Agamemnon untertan. Den Beschluß aber des griechischen Lebens macht Alexander, der zweite Jüngling, die schönste, freieste Individualität, die jemals existiert hat. Er steht an der Spitze des vollkommen reif gewordenen Jugendalters und ist der Gipfel des eigentlichen Griechentums. So wie Achill der Sohn des Dichters, so ist Alexander der würdige Sohn Griechenlands. Zwischen beide fallen die Demokratien, die griechischen Staaten in ihrer schönsten Jugendfülle.

Das griechische Leben ist eine wahre Jünglingstat. Achill, der poetische Jüngling, hat es eröffnet, und Alexander der Große, der wirkliche Jüngling, hat es zu Ende geführt. Beide erscheinen im Kampfe gegen Asien, Achill als Hauptfigur im Nationalunternehmen gegen Troja, wo die Griechen zuerst als Gesamtheit auftreten, Alexander, der sich als sein Nachbild an die Spitze der Griechen stellt und die Rache vollführt, die Asien zugeschworen war. (G. Wilh. Friedr. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, etwa 1825, A. 1910.)

CHIRON UND ACHILL.

Wenn wir der menschlichen Gestalt Bocksfüße hinzufügen, sie mit Hörnchen und Großohren begaben, so ziehen wir sie zum Tiere herunter, und nur auf der niedrigsten Stufe schöner Sinnlichkeit dürfen wir sie erscheinen lassen. Mit der Zentaurenbildung ist es ein ganz anderes. Wie der Mensch sich körperlich niemals freier, erhabener, begünstigter fühlt als zu Pferde, wo er, ein verständiger Reiter, die mächtigen Glieder eines so herrlichen Tieres, eben als wären es die eigenen, seinem Willen unterwirft und so über die Erde hin als höheres Wesen zu wallen vermag, ebenso erscheint der Zentaur beneidenswert, dessen unmögliche Bildung uns nicht so ganz unwahrscheinlich entgegentritt, weil ja der in einiger Ferne hinjagende Reiter mit dem Pferde verschmolzen zu sein scheint. Denken wir uns dieses Geschlecht nun auch als gewaltige, wilde Berg- und Forstgeschöpfe, von Jagd lebend, zu allen Kraftübungen sich stählend, ihre Halbfohlen zu gleich mächtigem Leben erziehend, finden wir sie erfahren in der Sternkunde, die ihnen sichere Wegesrichtung verleiht, ferner einsichtig in die Kräfte von Kräutern und Wurzeln, die ihnen zur Nahrung, Erquickung und Heilung gegeben sind, so läßt sich gar wohl folgern, daß darunter vorzüglich sinnende, Erfahrung verbindende Männer sich hervortun, denen man wohl die Erziehung eines Fürsten, eines Helden anvertrauen möchte.

So wird uns Chiron geschildert, den man hier ausgestreckt ruhend, also den tierischen Leib an der Erde findet. Der obere menschliche Teil deutet aber auf Höheres, mehr als Menschliches. Denn das Haupt wird durch den Arm unterstützt, Angesicht und Augen sind aufwärts gerichtet; edle Form, ernster Blick, auf sinnige, wichtige Unternehmung deutend. Damit wir aber außer Zweifel gesetzt werden, was so eine wundersame Person im Sinne trage, sehen wir hinterwärts, halbversteckt, ein Weibchen im Tigerfell. Es wendet uns die Schultern zu und spielt mit einem muntern, beinahe unbändigen Menschenknaben. Sollte das nicht Achill sein? Einem Chiron als dem tüchtigsten Pädagogen übergeben, welcher jedoch einen solchen Auftrag wohl bedenklich finden darf.

Wir haben diesem Bilde deshalb folgende Strophe hinzugefügt:

Edel-ernst, ein Halbtier liegend,
Im Beschauen, im Besinnen,
Hin und her im Geiste wiegend,
Denkt er Großes zu gewinnen.

Ach! er möchte gern entfliehen
Solchem Auftrag, solcher Würde;
Einen Helden zu erziehen
Wird Zentauren selbst zur Bürde.

(Joh. Wolfg. Goethe, Wilh. Tischbeins Idyllen, 1821.)

HERAKLES.

Ich führe dich itzo zu dem so viel gerühmten und niemals genug gepriesenen Trunk eines Herkules, zu einem Werke, welches das schönste in seiner Art und unter die höchsten Hervorbringungen der Kunst zu zählen ist, von denen, welche bis auf unsere Zeit gekommen sind. Wie werde ich dir denselben beschreiben, da er der schönsten und bedeutendsten Teile der Natur beraubt ist! So wie von einer prächtigen Eiche, welche umgehauen und von den Zweigen und Ästen entblößt worden, nur der Stamm allein übriggeblieben ist, so gemißhandelt und verstümmelt sitzt das Bild des Helden; Kopf, Arme und Beine und das oberste der Brust fehlen.

Der erste Anblick wird dir vielleicht nichts als einen verunstalteten Stein entdecken: vermagst du aber in die Geheimnisse der Kunst einzudringen, so wirst du ein Wunder derselben erblicken, wenn du dieses Werk mit einem ruhigen Auge betrachtest. Alsdann wird dir Herkules wie mitten in allen seinen Unternehmungen erscheinen, und der Held und der Gott werden in diesem Stücke zugleich sichtbar werden.

Da, wo die Dichter aufgehört haben, hat der Künstler angefangen: jene schwiegen, sobald der Held unter die Götter aufgenommen, und mit der Göttin der ewigen Jugend ist vermählet worden; dieser aber zeigt uns denselben in einer vergötterten Gestalt und mit einem gleichsam unsterblichen Leibe, welcher dennoch Stärke und Leichtigkeit zu den großen Unternehmungen, die er vollbracht, behalten hat.

Ich sehe in den nächsten Umrisen dieses Leibes die unüberwundene Kraft des Besiegers der gewaltigen Riesen, die sich wider die Götter empörten, und in den phlegräischen Feldern von ihm erlegt wurden, und zugleich stellen mir die sanften Züge dieser Umrisse, die das Gebäude des Leibes leicht und gelenksam machen, die geschwinden Wendungen desselben in dem Kampfe mit dem Achelous vor, der mit allen vielförmigen Verwandlungen seinen Händen nicht entgehen konnte.

In jedem Teile des Körpers offenbart sich, wie in einem Gemälde, der ganze Held in einer besonderen Tat, und man sieht, so wie die richtigen Absichten in dem vernünftigen Baue eines Palastes, hier den Gebrauch, zu welcher Tat ein jedes Teil gedient hat.

Ich kann das wenige, was von der Schulter noch zu sehen ist, nicht betrachten, ohne mich zu erinnern, daß auf ihrer ausgebreiteten Stärke, wie auf zwei Gebirgen, die ganze Last der himmlischen Kreise geruhet hat. Mit was für einer Großheit wächst die Brust an, und wie prächtig ist die anhebende Rundung ihres Gewölbes! Eine solche Brust muß diejenige gewesen sein, auf welcher der Riese Antäus und der dreileibige Geryon erdrückt worden. Keine

Brust eines drei- und viermal gekrönten olympischen Siegers, keine Brust eines spartanischen Kriegers, von Helden geboren, muß sich so prächtig und erhöht gezeiget haben.

Fraget diejenigen, die das Schönste in der Natur der Sterblichen kennen, ob sie eine Seite gesehen haben, die mit der linken Seite zu vergleichen ist? Die Wirkung und Gegenwirkung ihrer Muskeln ist mit einem weislichen Maße von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderwürdig abgewogen, und der Leib mußte durch dieselbe zu allem, was er vollbringen wollte, tüchtig gemacht werden. So wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor stille Fläche in einer nebligen Unruhe mit spielenden Wellen anwächst, wo eine von der andern verschlungen und aus derselben wiederum hervorgewälzt wird: ebenso sanft und aufgeschwellet und schwebend gezogen fließet hier eine Muskel in die andere, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebet, und ihre Bewegung zu verstärken scheint, verliert sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mit verschlungen.

Hier möchte ich stillestehen, um unseren Betrachtungen Raum zu geben, der Vorstellung ein immerwährendes Bild von dieser Seite einzudrücken; allein die hohen Schönheiten sind hier in einer unzertrennlichen Mitteilung. Was für ein Begriff erwächst zugleich hierher aus den Hüften, deren Feistigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewanket und nie sich beugen müssen!

In diesem Augenblick durchfährt mein Geist die entlegensten Gegenden der Welt, durch welche Herkules gezogen ist, und ich werde bis an die Grenzen seiner Mühseligkeiten und bis an die Denkmale und Säulen, wo sein Fuß ruhte, geführt durch den Anblick der Schenkel von unerschöpflicher Kraft und von einer den Gottheiten eigenen Länge, die den Held durch hundert Länder und Völker bis zur Unsterblichkeit getragen haben. Ich fing an, diese entfernteren Züge zu überdenken, da mein Geist zurückgerufen wird durch einen Blick auf seinen Rücken. Ich wurde entzückt, da ich diesen Körper von hinten ansahe, so wie ein Mensch, der, nach Bewunderung des prächtigen Portals an einem Tempel, auf die Höhe desselben geführt würde, wo ihn das Gewölbe desselben, welches er nicht übersehen kann, von neuem in Erstaunen setzt.

Ich sehe hier den vornehmsten Bau der Gebeine dieses Leibes, den Ursprung der Muskeln und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieses alles zeigt sich wie eine von der Höhe der Berge entdeckte Landschaft, über welche die Natur den mannigfaltigen Reichtum ihrer Schönheiten ausgegossen. So wie die luftigen Höhen derselben sich mit einem sanften Abhange in gesenkte Täler verlieren, die sich hier schmälern und dort erweitern: so mannigfaltig, prächtig und schön erheben sich die schwellenden Hügel von Muskeln, um welche sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Gesichte als dem Gefühle offenbar werden.

Scheint es unbegreiflich außer dem Haupt in einem anderen Teile des Körpers eine denkende Kraft zu zeigen, so lernt hier, wie die Hand eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen vermögend ist. Mich deuchte, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtung gekrümmt scheint,

ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunlichen Taten beschäftigt ist, und indem sich so ein Haupt voll von Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebt, so fangen sich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden: es sammelt sich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen und wirkt gleichsam eine plötzliche Ergänzung.

Die Macht der Schulter deutet mir an, wie stark die Arme gewesen, die den Löwen auf dem Gebirge Kithäron erwürgt, und mein Auge sucht sich diejenigen zu bilden, die den Cerberus gebunden und weggeführt haben. Seine Schenkel und das erhaltene Knie geben mir einen Begriff von den Beinen, die niemals ermüdet sind und den Hirsch mit Füßen von Erz verfolgt und erreicht haben.

Durch eine geheime Kunst aber wird der Geist durch alle Taten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführt, und in seinem Sturze ist ein Denkmal derselben, welches ihm keine Dichter, die nur die Stärke seiner Arme besingen, errichtet; der Künstler hat sie übertroffen. Sein Bild des Helden gibt keinen Gedanken von Gewalttätigkeit und ausgelassener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille des Körpers offenbart sich der gesetzte große Geist, der Mann, welcher aus Liebe zur Gerechtigkeit den größten Gefährlichkeiten ausgesetzt, der den Ländern Sicherheit und den Einwohnern Ruhe schafft.

In diese vorzügliche und edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam die Unsterblichkeit eingehüllt, und die Gestalt ist bloß wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheint den Raum der sterblichen Teile eingenommen und sich an die Stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mehr der Körper, welcher an noch wider Ungeheuer und Friedensstörer zu streiten hat; es ist derjenige, der auf dem Berge Öta von den Schlacken der Menschheit gereinigt worden, die sich von dem Ursprunge der Ähnlichkeit des Vaters der Götter abgesondert.

So vollkommen hat weder der geliebte Hyllus, noch die zärtliche Jole den Herkules gesehen; so lag er in den Armen der Hebe, der ewigen Jugend, und zog in sich einen unaufhörlichen Einfluß derselben. Von keiner sterblichen Speise und groben Teilen ist sein Leib ernährt: ihn erhält die Speise der Götter, und er scheint nur zu genießen, nicht zu nehmen, und völlig, ohne angefüllt zu seyn.

O, möchte ich dieses Bild in der Größe und Schönheit sehen, in welcher es sich dem Verstande des Künstlers geoffenbart hat, um nur allein von dem Überreste sagen zu können, was er gedacht hat, und wie ich denken sollte! Mein großes Glück nach dem seinigen würde sein, dieses Werk würdig zu beschreiben. Voller Betrübniß aber bleibe ich stehen, und so wie Psyche anfang die Liebe zu beweinen, nachdem sie dieselbe kennengelernt, so bejammere ich den unersetzlichen Schaden dieses Herkules, nachdem ich zur Einsicht der Schönheit desselben gelangt bin.

Die Kunst weint zugleich mit mir: denn das Werk, welches sie den größten Erfindungen des Witzes und Nachdenkens entgegensetzt, und durch welches sie noch itzo ihr Haupt wie in goldenen Zeiten zu der größten Höhe menschlicher Achtung erheben könnte: dieses Werk, welches vielleicht das letzte ist,

in welches sie ihre äußersten Kräfte gewandt hat, muß sie halb vernichtet und grausam gemißhandelt sehen. Wem wird hier nicht der Verlust so vieler hundert anderer Meisterstücke derselben zu Gemüte geführt! Aber die Kunst, welche uns weiter unterrichten will, ruft uns von diesen traurigen Überlegungen zurück und zeigt uns, wieviel noch aus dem Übriggebliebenen zu lernen ist, und mit was für einem Auge es der Künstler ansehen müsse. (Joh. Joach. Winckelmann, Beschreibung des Torso im Belvedere, 1759.)

ALEXANDER IN TROJA UND BEI JUPITER AMMON.

Mit dem Fußvolk ging der König nach Elaius, den troischen Gestaden gegenüber, auf dem Grabhügel des Protesilaos, des ersten Helden, der im Kriege gegen Troja gefallen war, zu opfern, damit ihm glücklicher als jenem der Zug gen Osten würde. Dann wurde das Heer eingeschifft; 160 Trieren und viele Lastschiffe kreuzten an diesen Tagen zwischen den schönen, im Frühlingsschmuck prangenden Gestaden des Hellespont, den einst Xerxes gejocht und gegeißelt hatte; Alexander, selbst am Steuer seines königlichen Schiffes, lenkte vom Grabe des Protesilaos aus nach der Bucht hinüber, die seit den Zeiten Achills und Agamemnons der Hafen der Achaier hieß, und an der die Grabhügel des Aias, des Achilleus und Patroklos emporragten. Auf der Höhe des Hellespontes opferte er dem Poseidon, spendete den Nereiden aus goldener Schale. Dann nahte man dem Gestade; Alexanders Triere war die erste am Ufer; vom vorderen Bug schleuderte der König seine Lanze in das Land der Feinde, sprang dann, der erste von allen, in voller Rüstung an den Strand. Altäre, gebot er, sollten fortan diese Stelle bezeichnen. Dann zog er mit seinen Strategen und dem Geleit der Hypaspisten nach den Ruinen Iliions, opferte im Tempel der ilischen Athena, weihte ihr seine Waffen, nahm statt deren von den Waffen des Tempels, namentlich den heiligen Schild, der für den des Achill gegolten haben mag. Auch am Altare des herdschirmenden Zeus opferte er dem Schatten des Priamos, um dessen Zorn gegen Achills Geschlecht zu versöhnen, da Achilleus' Sohn den greisen König am heiligen Herde erschlagen hatte. Vor allem ehrte er das Andenken seines großen Ahnen Achill, er kränzte und salbte des Helden Grab, das Grab des Patroklos sein Freund Hephaestion; dann folgten Wettkämpfe aller Art. Viele, Eingeborene und Hellenen, kamen, dem Könige goldene Kränze darzubringen, unter ihnen der Athener Chares, der Herr von Sigeion, derselbe, dessen Auslieferung er im vorigen Jahre gefordert hatte. Zum Schluß der Festlichkeiten befahl der König den Wiederaufbau Iliions, gab den Bürgern der neuen Stadt Autonomie und Steuerfreiheit und versprach ihrer noch weiter zu gedenken.

In der weiten Einöde Libyens, an deren Eingang das verwitterte Felsenbild der hütenden Sphinx und die halbversandeten Pyramiden der Pharaonen stehen, in dieser einsamen, totenstillen Wüste, die sich vom Saume des Niltales abendwärts in unabsehbarer Ferne erstreckt, und mit deren Flugsand ein glühender Mittagswind die mühsame Spur des Kamels verweht, liegt wie

im Meere ein grünes Eiland, von hohen Palmen überschattet, von Quellen und Bächen und dem Tau des Himmels getränkt, die letzte Stätte des Lebens für die rings ersterbende Natur, der letzte Ruheplatz für den Wanderer in der Wüste; unter den Palmen der Oase steht der Tempel des geheimnisvollen Gottes, der einst auf heiligem Kahne vom Lande der Äthiopen zum hunderttorigen Theben gekommen, der von Theben durch die Wüste gezogen war, auf der Oase zu ruhen und dem suchenden Sohne sich kundzutun in geheimnisvoller Gestalt. Ein frommes, priesterliches Geschlecht wohnte um den Tempel des Gottes, fern von der Welt, in heiliger Einsamkeit, in der Ammon Zeus, der Gott des Lebens, nahe war; sie lebten für seinen Dienst und für die Verkündigung seiner Orakel, die zu hören die Völker nah und fern heilige Botenⁿ und Geschenke sandten. Zu dem Tempel in der Wüste beschloß der makedonische König zu ziehen, um große Dinge den großen Gott zu fragen. Was aber wollte er fragen? Seine Makedonen erzählten sich wunderbare Geschichten aus früherer Zeit; damals von wenigen geglaubt, von vielen verlacht, von allen gekannt, waren sie durch diesen Zug von neuem angeregt worden; man erinnerte sich der nächtlichen Orgien, die Olympias in den Bergen der Heimat feierte, man wußte von ihren Zauberkünsten, um deren willen sie König Philipp verstoßen; er habe sie einst in ihrem Schlafgemach belauscht und einen Drachen in ihrem Schoß gesehen; vertraute Männer, die er nach Delphi geschickt, hätten ihm des Gottes Antwort gebracht: er möge den Ammon Zeus opfern und ihn vor allen Göttern ehren. Man meinte, auch Herakles sei einer sterblichen Mutter Sohn gewesen; man wollte wissen, daß Olympias ihrem Sohne auf dem Wege zum Hellespont das Geheimnis seiner Geburt vertraut habe. Andere hielten dafür, der König wolle für seinen weiteren Zug Gottes Rat erfragen, wie ja auch Herakles getan, als er nach dem Riesen Antäos ausgezogen, und Perseus, ehe er die Fahrt zu den Gorgonen unternommen; beide seien des Königs Ahnherren, deren Beispiel er gern nachahme. Was er wirklich wollte, erfuhr niemand; nur wenige Truppen sollten ihm folgen.

Von Alexandria brach der Zug auf und wandte sich zunächst längs der Meeresküste gen Paraitonion, der ersten Ortschaft der Kyrenaier, die Gesandte und Geschenke — 300 Kriegsgrosse und 5 Viergespanne — sandten und um ein Bündnis mit dem Könige baten, das ihnen gewährt wurde. Von hier führte der Weg südwärts durch wüste Sandstrecken, über deren eintönigen Horizont kein Baum, kein Hügel hervorragt; den Tag hindurch heiße Luft voll feinen Staubes; der Sand oft so lose, daß jeder Schritt unsicher war; nirgends ein Grasplatz zum Ruhen, nirgends ein Brunnen oder Quell, der den brennenden Durst hätte stillen können; — Regenwolken, die bald, ein Geschenk der Jahreszeit, wiederholentlich Erquickung gaben, galten für eine Wundergabe des Gottes in der Wüste. So zog man weiter; keine Spur bezeichnete den Weg, und die niedrigen Dünen in diesem Sandmeer, die mit jedem Winde Ort und Form wechseln, vermehrten nur die Verwirrung der Führer, die schon die Richtung zur Oase nicht mehr zu finden wußten; da zeigten sich an der Spitze des Zuges ein paar Raben, sie erschienen wie Boten des Gottes, und Alexander befahl, im Vertrauen auf den Gott, ihnen zu folgen. Mit lautem Krähen flogen

sie davon, sie rasteten mit dem Zuge, sie flatterten weiter, wenn das Heer weiterzog. Endlich zeigten sich die Wipfel der Palmen, und die schöne Oase des Ammon empfing den Zug des Königs.

Alexander war überrascht von der Heiterkeit dieses heiligen Bezirkes, der, reich an Oliven und Datteln, an kristallinischem Salz und heilsamen Quellen, von der Natur zu dem frommen Dienste des Gottes und dem stillen Leben seiner Priester bestimmt schien. Als der König darauf, so wird erzählt, das Orakel zu hören verlangte, begrüßte der Älteste unter den Priestern ihn in dem Vorhofe des Tempels, gebot dann seinen Begleitern allen, draußen zu verweilen, und führte ihn in die Zelle des Gottes; nach einer kleinen Weile kam Alexander heiteren Angesichts zurück und versicherte, die Antwort sei ganz nach seinem Wunsche ausgefallen. Dasselbe soll er in einem Briefe an seine Mutter wiederholt haben: wenn er sie wiedersähe bei seiner Rückkehr, wolle er ihr die geheimen Orakel, die er empfangen, mitteilen. Dann beschenkte er den Tempel und die gastfreundlichen Bewohner der Oase auf das reichlichste und kehrte nach Memphis in Ägypten zurück. (Joh. Gust. Droysen, Geschichte Alexanders des Großen, 1833.)

ALEXANDER UND ATHEN.

Zu achilleischen Taten gab es bald Gelegenheit. Im Feld von Chäronea stießen die Phalangen König Philipps auf das Aufgebot von Athen und Theben, die noch einmal für Griechenlands Freiheit einzutreten wagten. Der achtzehnjährige Alexander befehligte Philipps linken Flügel und soll der erste gewesen sein, der in die „heilige Schar“ der Thebaner einbrach. Dort war die Arbeit am härtesten; die ganze heilige Schar blieb auf dem Platz und wurde von Philipp selber, als er die Nacht darauf mit seinen Zechgenossen possen-reißend übers Schlachtfeld zog, nur mit Erschütterung gesehen. Heute noch vorhanden ist der kolossale Marmorlöwe, welcher nachmals auf dem Grab dieser Thebaner saß. Er war inschriftlos, sagt Pausanias, ihres Unglücks wegen. Aber auch Alexanders Teilnahme wurde nicht vergessen. Noch zu Plutarchs Zeit zeigte man eine Eiche am Kephisos, Alexandereiche genannt, weil sein Zelt in ihrer Nähe gestanden. Der Kephisos ist der träge, trübe Fluß, der im Norden durch die Ebene zieht, während von Süden die kleine Akropolis und das felsgehauene Theater von Chäronea in sie herabschaut. Im Westen steht der Parnass.

Es war nach dieser Schlacht, daß Alexander auch die Stadt Athen zu sehen bekam. Er und Antipater hatten im Namen Philipps ihr den Frieden unter mäßigen Bedingungen anzutragen. Die Stadt muß bedeutenden Eindruck auf Alexander gemacht haben. Und damals konnte in der Tat schon vor den Torhallen ihrer Burg, den Propyläen, der Schritt eines Fremden zögern; denn diese heitere Hoheit, dieser edle Linienfluß, verkündete ein Inneres, das die Götter selbst hätten bewohnen dürfen. Drinnen auf der Burgplatte stand zunächst die eherne Kolossalfigur der vorkämpfenden Göttin und weiterhin zur Rechten ihr großer Tempel, der marmorweiße, gold- und farbenstrahlende

Parthenon — er, dessen trümmerhafte Giebel und wettergebräunte, nur in ihren Wunden noch marmorweiße Säulen ihr Bestes, die alte Kraft und Seele, noch immer nicht ausgehaucht. Neben dieser Tempelfront rechts hinaus, das heißt südwärts, sah man aufs warmblaue Meer; rückwärts über die Propyläen hin sah man die zwei langen Parallelmauern, die den entfernten Piräeushafen und sein Hügelkastell an die Stadt knüpften. Dieser Hafen und seine Arsenale gaben viel zu denken; schon manches Leid für König Philipp war daraus hervorgerudert. Landeinwärts nach Nordwesten lag der Akademoshain — wie heute der Olivenwald — und den Weg dahin säumten Grabgebäude, auf denen so mancher fernklingende Namen zu lesen war, und die Gedächtnismale für so manchen Kampf auf fremdem Boden, in Sizilien, Thrakien, Asien. Und wie war die Stadt selber voll von Ehrenstatuen, von gemalten Hallen zur Erinnerung an alte Siegestaten oder an die in Göttergeschichte übergehende Vorzeit Athens! Gegen das östliche Ende der Burg sah man südwärts ins große Theater hinab — ein heiliger Boden, nicht nur, weil er ins Gebiet des nächsten Dionysostempels gehörte, sondern weil er der erste war, den die vollendete Tragödie betreten hatte. Dies ist es, die geistige Kraft der athenischen Dichter und Redner, wovor Alexander die größte Andacht hatte. Was halfen alle Taten, wenn sie nicht Anerkennung in Athen fanden? Tief in Indien, beim Übergang über den angeschwollenen Hydaspes, in der Wetternacht, als der Boden ihm unter den Füßen wich, soll Alexander geseufzt haben: „Ach, Athener, werdet ihr's wohl glauben, was für Gefahren ich ausstehe, nur um von euch gelobt zu werden?“ (Jul. Braun, Historische Landschaften, 1867.)

ALEXANDER UND CANDACE.

Aus Persien eilt der Eroberer (Alexander) nach dem Reiche der Semiramis, welches damals dem Szepter Candaces, der Urenkelin jener, der verwitweten Mutter dreier Kinder, gehorchte. Die Erzählung eröffnet mit einem Briefwechsel des Makedoniers und der Königin. An die alte Verbindung Indiens und Ägyptens erinnernd, fordert Alexander die Candace zu einem gemeinsamen Besuche des Ammonium und zu gemeinsamer Verehrung des beiden gleich nahverwandten Gottes, dem Matronen den Dienst versehen, auf; aber die Fürstin hält ihm des Ammonischen Orakels Verbot entgegen und begnügt sich durch reiche Geschenke für beide, ihre Freundschaft an den Tag zu legen. Unwiderstehliche Lust ergreift nun den König, die Fürstin selbst zu besuchen. Diese, davon unterrichtet, läßt insgeheim des Fremdlings Bildnis aufnehmen und sichert sich durch dieses Mittel die Möglichkeit späterer Erkennung. Der König selbst sieht sich in der Ausführung seines Planes durch ein unvermutetes Ereignis unterstützt. Von wenigen Reitern begleitet, nähert sich Candaules, einer von Candaces Söhnen, dem makedonischen Lager. Ergriffen und vor Ptolemaios Soter geführt, gibt er sich diesem, den er für Alexander hält, zu erkennen, und eröffnet ihm auch Veranlassung und Zweck seines Unternehmens. Kurz zuvor durch amazonische Frauen im Dienste des Bebrycischen Häuptlings seiner Gemahlin beraubt, zieht er hin, um für die

erlittene Schmach Rache zu nehmen. Alexander, von dem Vorfalle unterrichtet, erkennt schnell den Vorteil, den ihm Candaules' Irrtum darbietet. Ptolemaios wird mit dem königlichen Schmucke angetan. Die Rollen sind gewechselt, Alexander selbst erscheint der Verabredung gemäß unter Antigonus' Namen vor seinem Gebieter in dienender Haltung und erteilt diesem nach erhaltener Aufforderung den Rat, Candaules zur Durchführung seines Unternehmens bewaffnete Hilfe zu leisten, um durch solche Tat seiner eigenen Mutter Olympias Ehre zu erhöhen. Der Kriegszug wird beschlossen und auf des falschen Antigonus' Rat nächtlicher Überfall der Bebrycer verabredet. Candaules bewundert all diese Klugheit, die mehr als Gewalt den Erfolg zu sichern geeignet sei, und die niemanden schöner zieren würde als Alexandern selbst. Die glückliche Durchführung des Planes führt den König der Erfüllung seines Wunsches entgegen. Auf Candaules' Gesuch zieht der Befreier des geraubten Weibes hin nach der indischen Königsstadt, um von Candace selbst die verdiente Belohnung zu erhalten. Doch Alexanders Klugheit wird durch des Weibes höhere List vereitelt. Erstaunt über die Pracht der königlichen Gemächer, in welchen ihn die Fürstin herumführt, vernimmt er plötzlich aus Candaces Mund seinen wahren Namen, hilflos steht er dem Weibe gegenüber, das im Wettkampf der Schlaueit entschiedenen Sieg über den Helden des Kriegs davongetragen hat. Beruhigt durch die Zusicherung des Geheimnisses, sieht er plötzlich eine neue gefährliche Verwicklung sich vorbereiten; denn Choragus, Candaces jüngerer Sohn, verlangt von der Mutter das Leben des Abgesandten und blutige Rache für Porus', seines Schwiegervaters, Mord durch den Makedonier. Die Entzweiung der Söhne steigert sich bis zur Anrufung der Waffen. Candaules gedenkt nur der empfangenen Wohltat, Choragus nur seines häuslichen Verlustes. Candace, erschreckt durch der Söhne Hader und unfähig, selbst einen Ausweg zu finden, nimmt nun ihre Zuflucht zu Alexanders größerer Weisheit, von der sie allein noch Rettung erwartet. Der König rechtfertigt seinen Ruf. Er erkauft seine Rettung durch das Versprechen, Alexander selbst zum Empfang der Geschenke herzusenden, und so den Verhaßten in Choragus' Hände zu liefern. Versöhnt huldigen die eben noch entzweiten Brüder dem nicht erkannten Fremdling. Candace sieht sich jetzt durch ihres Gastes Klugheit übertroffen. Voll Bewunderung bekennt sie, daß Alexander nicht sowohl durch kriegerische Tapferkeit als im Ruhme der Klugheit allen Völkern vorleuchte. Ihn wünscht sie sich zum Sohne; als Alexanders Mutter, spricht sie, wäre ihr die Weltherrschaft gesichert. Mit Krone und allen Zeichen des Königtums von dem Weibe insgeheim ausgerüstet, tritt der Held, von Candaces Satrapen geleitet, den Rückweg an. Aber noch eine weit höhere Belohnung bleibt ihm vorbehalten. Denn in dem Tempel der Götter wird er von den Himmlischen als der Ihre begrüßt. Sesonchosis-Sesostris verheißt ihm die Unsterblichkeit, deren er selbst genießt. In der von ihm gegründeten Alexandria wird er mit Serapis gleiche Verehrung empfangen. Mit dieser doppelten Belohnung, der Krone, die ihm Candace gegeben, und der Verheißung, welche ihm von den Göttern des himmlischen Lichts stammt, ausgestattet, gelangt Alexander wieder zu seinem Heere, mit welchem er nun zu den Amazonen entteilt. —

Die Natur des Wettkampfes, wie er zwischen Alexander und Candace sich entspinnt, ist ganz nach Art jener Begegnung der Sabaeischen Königin mit dem mächtigen und glänzenden Herrscher Israels gedacht und durchgeführt. Mit Rätseln und Gryphen versucht das Weib Salomo, und erst da es in ihrer Lösung des gefeierten Fürsten Weisheit erkannt, preist es das Volk glücklich, dessen Thron ein solcher Herrscher zielt. Nicht der weitverbreitete Ruf, nicht der Glanz und die Pracht, welche sich vor ihren Augen entfaltet, können sie zur Anerkennung der Größe des Königs und seines Gottes bewegen. Nur in der überragenden geistigen Hoheit erkennt sie den Abglanz eines höheren Wesens, vor dem sie nun freudig sich beugt. Nicht anders Candace. Der Kampf, welcher sich zwischen ihr und dem Makedonier entspinnt, wird nicht, wie jener frühere der großen Weiberbezwinger, eines Dionysos, Bellerophon, Perseus, Theseus, Achill mit den Waffen geführt und entschieden; er bewegt sich vielmehr auf dem Gebiete des Geistes und ringt um die Krone der Weisheit und Prudentia. Es ist merkwürdig genug, den Verlauf dieses Wettkampfes zu beobachten. Er entwickelt sich während des Besuchs der inneren verborgenen Gemächer des königlichen Palastes. Die erste Bemerkung, mit welcher Alexander seinen Eindruck von all der angeschauten Herrlichkeit zu verbergen sucht, setzt Candace in Erstaunen. „Die Königin erkennt den Geist des Mannes und prüft ihn wohl“. Nun ist es an ihr, ihre Überlegenheit darzutun. Sie redet also den König mit seinem wahren Namen an und weist ihm sein Bildnis. Der Besieger der Welt sieht sich durch eines Weibes Klugheit überwunden. Entschieden scheint der Kampf. Im Gefühle des Sieges spricht jetzt die Königin die höhnnenden Worte: „Was nützte dir deine vielberühmte Klugheit, da du nun Candace als deine Besiegerin siehst?“ Doch die Palme soll ihr nicht werden. Den König durch ihre „rätselspinnende Weisheit“ zu umstricken, vermochte sie wohl — „denn mächtig sind die Weiber im Erfinden von List und Trug; die weisesten sind sie von allen, listige Fäden zu spinnen und zu verflechten“ — ihn zu retten, liegt außer ihrer Macht. Die Bewahrung des Geheimnisses, die Berufung auf die Züchtigung der Bebrücker reicht nicht hin, des Choragus Rachegefühl über Porus' Tod zu beschwichtigen. So bereitet sich Alexandern die Gelegenheit, die Unerschöpflichkeit seines Geistes neben der Ratlosigkeit des Weibes im glänzendsten Lichte zu zeigen. Die Lösung, welche er diesem zweiten gordischen Knoten bereitet, verdient besondere Beachtung. Dem Versprechen, den König selbst in ihre Hände zu liefern, entspricht das des Choragus, solche Tat zu belohnen: eine Doppelsponson, deren beide Glieder sich gegenseitig aufheben. Wird Alexander getötet, so bricht Choragus sein Versprechen; wird er geschont, so hat Antigonus' Zusage keine Bedeutung. Dieses unauflösbare Rätsel, — — — rettet seinen Erfinder, der hierin seine philosophische Bildung, wie sie von den Alten hervorgehoben wird, an den Tag legt. Ohne Betrug, durch die bloße Macht seines Geistes triumphiert Alexander über der Feinde Wut. Candace durchschaut die Kunst des vom König geschürzten Knotens, und wie sie erst mit Hilfe des heimlich gefertigten Bildnisses des Eroberers äußere Leibesbildung erkannt hatte, so wird ihr jetzt sein höheres Wesen offenbar. Hatte sie ihm die Schlinge bereitet, so sieht sie jetzt die Kraft derselben durch eine andere höhere ver-

eitelt. Das frühere Rätsel wird durch ein mächtigeres Gegenrätsel entkräftet, und dieses hat seine Quelle und seine Lösung in Alexanders Geist selbst. Jetzt ist der Wettkampf der Weisheit zu Ende. Der Unterliegende hat gesiegt und dem Weibe keine Hoffnung gelassen, seiner von neuem Meister zu werden. Stummes Staunen ergreift Candace; weit entfernt, durch ihr Unterliegen zu Gefühlen des Hasses oder zu Drohungen hingerissen zu werden, wünscht sie mit dem Könige selbst durch das Mutterverhältnis verbunden zu sein, und durch ihn zu erreichen, was sie durch sich selbst nicht vermag: die Herrschaft über den Erdkreis.

Dieser Ausgang des Wettkampfes erinnert an den ähnlichen, in welchem die Begegnung der Amazonen mit den großen Bekämpfern der Weiberherrschaft sich auflöst. Die Feindschaft verwandelt sich zuletzt in Freundschaft. Die Mädchen werden aus Feindinnen begeisterte Anhänger ihrer Besieger. Von Dionysos niedergeworfen, erfechten sie ihm nun selbst seine Siege. Denn in ihm haben sie den Erlöser des Weibes erkannt. So auch Candace. Erst Gegnerin, erscheint sie zuletzt als begeisterte Anhängerin des Königs, den sie unverletzt ziehen läßt, den sie selbst zum Sohne haben möchte. Doch ist es jetzt nicht des Mannes phallische Herrlichkeit, sondern sein geistiger Glanz, der die Bewunderung und Zuneigung hervorruft. In Klugheit wetteifern der König und die Königin, auf dem geistigen Gebiet entscheidet sich des Mannes letzter Sieg. Das Weib selbst freut sich des vor ihm zuerst sichtbar werdenden höheren Lichtes. Hat Candace dem Helden durch ihre Gewandtheit den Untergang bereitet, so führt Alexanders höhere Klugheit die Rettung herbei. Das Weib bringt den Tod, der Mann überwindet ihn durch den Geist. Das tiefere Rätsel des stofflichen Lebens, welches von dem Weibe ausgeht, wird gelöst durch ein höheres, das dem reinen Geist entspringt. Die Täuschung bleibt auf dem niedern Gebiete des sinnlichen Daseins zurück, zu dem des Geistes reicht sie nicht empor. Dort ist alles ewiger Wechsel, ewiger Trug; hier der Sieg, der jeder Tücke spottet. Das Todeslos des sinnlichen Daseins vertritt die Frau, die geistige Überwindung desselben der Mann. Wie vor Ödipus' lösendem Wort die Sphinx sich in den Abgrund stürzt, aus dem sie hervorgegangen, wie der nächtlich leuchtende wechselvolle Mond dem ewig gleichen Glanze des Tagesgestirns weicht, so sieht sich Candace gleich der Königin von Saba durch das vor ihr erscheinende, von ihr erkannte höhere Licht ins Nichts zurückgeführt. Der Ruhm ihrer Klugheit erleicht vor den mächtigern, die Labyrinth der weiblichen List erhellenden Strahlen der männlichen Weisheit. Alexander erhält nun sofort die Anerkennung seiner Unsterblichkeit und die Verheißung einer zukünftigen göttergleichen und weiberlosen Existenz. Der innere Zusammenhang dieser ganzen Entwicklung ist nicht zu verkennen. Candace gegenüber hat Alexander die Weisheit seines Geistes bewährt und sich als geistigen Besieger des Weibes, mit ihm des leiblichen Daseins und des stofflichen Untergangs dargestellt. Dadurch erringt er die Unsterblichkeit, zwar nicht jene des Körpers, die ihm Serapis nicht verheißten will, sondern die des Geistes, welche die Gemeinschaft mit dem Weibe ausschließt. (Joh. Jac. Bachofen, Das Mutterrecht, 1861.)

RÖMISCHE HERRSCHAFT: CÄSAR.

Wenn Unparteilichkeit und fester Entschluß, wenn unermüdete Tätigkeit in Worten und Werken und ein gesetzter rascher Gang zum Ziel des Sieges oder der Ehre, wenn jener kalte, kühne Mut, der durch Gefahren nicht geschreckt, durch Unglück nicht gebeugt, durchs Glück nicht übermütig wird, einen Namen haben soll, so müßte er den Namen eines römischen Mutes haben. Mehrere Glieder dieses Staats, selbst aus niederm Stande, haben ihn so glänzend erwiesen, daß wir — — dergleichen Gestalten der alten Welt als hingewichene große Schatten verehren. Wie Riesen schreiten ihre Feldherren von einem Weltteil zum andern und tragen das Schicksal der Völker in ihrer festen leichten Hand. Ihr Fuß stößt Throne vorübergehend um; eins ihrer Worte bestimmt das Leben oder den Tod von Myriaden. Gefährliche Höhe, auf welcher sie standen! Zu kostbares Spiel mit Kronen und Millionen an Menschen und Golde! Und auf dieser Höhe gehen sie einfach wie Römer einher, verachtend den Pomp königlicher Barbaren, der Helm ihre Krone, ihre Zierde der Brustharnisch.

Und wenn ich sie auf diesem Gipfel der Macht und des Reichtums in ihrer männlichen Beredsamkeit höre, in ihren häuslichen oder patriotischen Tugenden unermüdet wirksam sehe: wenn im Gewühl der Schlachten oder im Getümmel des Marktes die Stirn Cäsars immer heiter bleibt, und auch gegen Feinde seine Brust mit verschonender Großmut schlägt; große Seele — — — wenn du nicht wert wärest, Monarch der Römer zu werden, so war es niemand. Doch Cäsar war mehr als dies; er war Cäsar. Der höchste Thron der Erde schmückte sich mit seinem persönlichen Namen; o, hätte er sich auch mit seiner großen Seele schmücken können, daß Jahrtausende hin ihn der gütige, muntre, umfassende Geist Cäsars hätte beheben mögen! (Joh. Gottfr. Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1787.)

CÄSAR.

Unter denjenigen, welche im Verdacht waren, katilinarische Anschläge heimlich zu begünstigen, war Cajus Julius Cäsar bei weitem der wichtigste Mann. Seine, in der ersten Jugend schwächliche Gesundheit hatte er durch unaufhörliche Leibesübungen so gestärkt, daß sie alle Jahreszeiten und jedes Klima ertrug. In jeder Unternehmung, wodurch er sich zum Rang des Ersten in Rom und in der Welt erheben wollte, begleitete ihn das Glück, weil, indes er sich alles erlaubte, er die Herrschaft über sich selber behielt. Ohne von seiner Beharrlichkeit, von der Kraft und Höhe seines vielumfassenden Geistes zu sprechen, darf jene ihm eigene Lebensfülle, jene blitzschnelle Behendigkeit nicht übergangen werden. Wir sind auf den Mann gekommen, welcher in vierzehn Jahren das ganze, von streitbaren Völkern stark bewohnte Gallien und zweimal Spanien unterwarf, Deutschland und Britannien betrat, mit einem Heer Italien siegreich durchzog, die Macht Pompeius' des Großen stürzte, Ägypten zum Gehorsam brachte, den Sohn Mithridats, Pharnaces, sah und

schlug, in Afrika den großen Namen Catos und die Waffen des Juba besiegte, fünfzig Schlachten lieferte, worin elfhundertzweiundneunzigtausend Mann geblieben sein sollen, bei dem allem nach Cicero der größte Redner, für Geschichtschreiber ein unübertroffenes Muster, gelehrt auch über Grammatik und Auspizien schrieb und große Pläne der Gesetzgebung und Ausbreitung des Reichs bei beschleunigtem Tod wenigstens im Andenken ließ. So wahr ist's, daß den Menschen die Zeit nicht fehlt, sondern der Wille, sie zu benutzen. Cäsar hatte nicht jene scheinbare Erhabenheit kalter Menschen über Leidenschaften, wofür sie keinen Sinn haben; er kannte ihre Macht, genoß der Lust und wurde nicht ihr Sklave. Im Krieg zeigte sich keine Schwierigkeit, deren Gegenmittel ihm nicht eingefallen wäre, keine Kriegslist, welche er nicht vermittels unerwarteter Wendungen zu vereiteln gewußt hätte. Seine Kriegsmaximen waren einfach und entscheidend; zu den Soldaten redete er zuversichtlich über die Gründe seiner Hoffnung zu siegen. Überhaupt gibt Cicero seinen Reden das Zeugnis, „daß sie einem aus reiner Quelle silberhell fließenden Bach zu vergleichen waren, daß, wenn Cäsar sie schmücken wollte, er unverbesserliche Gemälde in dem besten Lichte darstellte, daß der Charakter des Ausdrucks, der Stimme, der Aktion edel und von sachwalterischen Künsten entfernt gewesen sei“. So bezeichnet er in seinem Geschichtsbuch jeden Gegenstand mit dem angemessensten Ausdruck; die seltenen Betrachtungen sind in seiner großen Manier und hin und wieder Züge unbeleidigender Ironie; er schrieb dieses Werk schnell und (wie Quintilianus mit Recht urteilt) „in gleichem Geist, womit er gestritten“. Seine Soldaten nannte er „Kriegsgesellen“; die tapfersten pries er öffentlich; in Gefahren erinnerte er sie deren, die sie mit ihm vorhin glücklich bestanden, seiner Liebe für sie, deren, die er von ihnen erwarte, die sie ihm so oft bewiesen, seiner Sorgfalt, womit er den Erfolg nun gesichert habe. In der Tat waren sie ihm so ergeben, daß in einem wichtigen Fall der statt seiner Kommandierende nichts Stärkeres zu sagen wußte als: „Soldaten stellt euch vor, Cäsar sehe euch.“ Die zehnte Legion hatte er im Anfang seiner Taten besonders gewonnen: als ein großes deutsches Heer unter dem Fürsten Ariovist einige Furcht verbreitete, hielt er jene meisterhafte Rede, worin — da er ihnen bemerkt, wie ungebührlich er finde, daß sie über die Art und Kunst ihrer Feinde sich Sorgen machen, die nur ihm zukommen — er am Ende bezeugt, „daß wenn alle ihn verlassen, er allein an der Spitze seiner zehnten Legion, auf die er traue, den Feind angreifen werde“. Die Legion dankte, daß er ihre Gesinnungen so richtig beurteilt; sie bezeugte, ihm ewig ergeben zu sein; die Offiziere der übrigen Legionen wußten nicht genug ihren Schmerz auszudrücken, daß Cäsar einen Augenblick an ihnen habe zweifeln können, worauf der Wetteifer den Feind besiegte. Ein andermal, da er sein Heer unruhig fand, bediente er sich seiner Zuversicht: „Es ist wahr, Juba zieht wider uns; er hat zehn Legionen, dreihundert Elefanten, dreißigtausend Pferde, hunderttausend Leichtbewaffnete; aber der erste, der sich hierüber bekümmert, den überlasse ich in einem elenden Kahn dem Spiel der Wellen des Meers.“ Einen Soldatenaufbruch stillte er mit einem Wort, als er anstatt „Kriegsgesellen“ sie bloß „Bürger“ (Quirites) nannte. Dieser seinen Plänen alles aufopfernde Mann, sobald er gesiegt, war die Güte selbst,

gleichviel ob nach dem Hang seiner Natur, oder weil er den edlen Sinn hatte, die größte Klugheit hierin zu erkennen. — —

Cäsar, nach vollendeter Eroberung des transalpinischen Galliens, wurde in allen Städten der vorigen Provinz und im cisalpinischen Gallien wie im Triumph empfangen; Siegeszeichen schmückten die Straßen, die Mauern, die Tore; alle Alter, beide Geschlechter, alle Stände drängten sich, den großen und milden Cäsar zu sehen, seinen Schutzgöttern Opfer zu bringen und sein Heer zu bewirten. Denn von der Spitze der penninischen Alpen bis in die Niederländer Sümpfe ruhten die Parteien, und war dem Kaufmann die Straße wie Italien seine Grenze gesichert. — —

Aber die gewaltsamsten Leidenschaften erwachten und trieben mit der Republik ihr Spiel. Alle Augen Roms, Italiens, des Reichs, der Bürger, der Soldaten waren auf jede Bewegung Cäsars, auf die täglichen langen Sitzungen unverwandt gerichtet; alte Freundschaften wurden gebrochen, Trennungen durch den Parteigeist versöhnt, unversehens dieser oder jener verlassen.

Während diesem für ihn und für die Welt entscheidenden Augenblick verbarg Cäsar in sich die große Bewegung seiner Seele. Nur fünf Kohorten waren bei ihm, das übrige Heer in unzählige Städte zerstreut. Unweit Ariminum (Rimini) ist ein Flüßchen, Rubikon, jetzt Luso, die Grenze des eigentlichen Italiens, welche ohne Erlaubnis vom Senat kein Feldherr überschreiten durfte, ohne für Feind des Vaterlandes erklärt zu werden. An dem Ufer dieses Baches überlegte Cäsar bei nächtlicher Stille, ob er sein Heer gegen die Hauptstadt der Welt, gegen sein Vaterland anführen wolle. Zu Pferde fanden ihn bei Tagesanbruch die Soldaten, gedankenvoll herumreitend, sie selber äußerst bewegt (es war für die ganze Menschheit ein großer Tag), äußerst unruhig, beobachteten jeden Zug seines Gesichts, als plötzlich Cäsar, sein Pferd spornend, rief: „Der Würfel fällt“, hinüber setzte, sie ihm folgten. (Joh. v. Müller, Vierundzwanzig Bücher allgem. Geschichte, 1811.)

CÄSAR.

So war dieser einzige Mann, den zu schildern so leicht scheint und doch so unendlich schwer ist. Seine ganze Natur ist durchsichtige Klarheit, und die Überlieferung bewahrt über ihn ausgiebigere und lebendigere Kunde als über irgendeinen seiner Pairs in der antiken Welt. Eine solche Persönlichkeit konnte wohl flacher oder tiefer, aber nicht eigentlich verschieden aufgefaßt werden: jedem nicht ganz verkehrten Forscher ist das hohe Bild mit denselben wesentlichen Zügen erschienen, und doch ist dasselbe anschaulich wiederzugeben noch keinem gelungen. Das Geheimnis liegt in dessen Vollendung. Menschlich wie geschichtlich steht Cäsar in dem Gleichungspunkt, in welchem die großen Gegensätze des Daseins sich ineinander aufheben. Von gewaltigster Schöpferkraft und doch zugleich vom durchdringendsten Verstande, nicht mehr Jüngling und noch nicht Greis, vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen, erfüllt von republikanischen Idealen und zugleich geboren zum König, ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wieder berufen, die

römische und die hellenische Entwicklung in sich wie nach außen hin zu ver-
söhnen und zu vermählen, ist Cäsar der ganze und vollständige Mann. Da-
rum fehlt es denn auch bei ihm mehr als bei irgendeiner anderen geschicht-
lichen Persönlichkeit an den sogenannten charakteristischen Zügen, welche
ja doch nichts anderes sind als Abweichungen von der naturgemäßen mensch-
lichen Entwicklung. Was dem ersten oberflächlichen Blick dafür gilt, zeigt
sich bei näherer Betrachtung nicht als Individualität, sondern als Eigen-
tümlichkeit der Kulturepoche oder der Nation; wie denn seine Jugendabenteuer
ihm mit allen gleichgestellten begabteren Zeitgenossen gemein sind, sein un-
poetisches aber energisch logisches Naturell das Naturell der Römer über-
haupt ist. Es gehört dies mit zu Cäsars voller Menschlichkeit, daß er im höch-
sten Grade durch Zeit und Ort bedingt ward; denn eine Menschlichkeit an sich
gibt es nicht, sondern der lebendige Mensch kann eben nicht anders als in einer
gegebenen Volkseigentümlichkeit und in einem bestimmten Kulturzug stehen.
Nur dadurch war Cäsar ein voller Mann, weil er wie kein anderer mitten in
die Strömungen seiner Zeit sich gestellt hatte und weil er die kernige Eigen-
tümlichkeit der römischen Nation, die reale bürgerliche Tüchtigkeit vollendet
wie kein anderer in sich trug; wie denn auch sein Hellenismus nur der mit der
italischen Nationalität längst innig verwachsene war. Aber eben hierin liegt
auch die Schwierigkeit, man darf vielleicht sagen die Unmöglichkeit, Cäsar
anschaulich zu schildern. Wie der Künstler alles malen kann, nur nicht die
vollendete Schönheit, so kann auch der Geschichtschreiber, wo ihm alle
tausend Jahre einmal das Vollkommene begegnet, nur darüber schweigen.
Denn es läßt die Regel wohl sich aussprechen, aber sie gibt uns nur die negative
Vorstellung von der Abwesenheit des Mangels; das Geheimnis der Natur, in
ihren vollendetsten Offenbarungen Normalität und Individualität mitein-
ander zu verbinden, ist unaussprechlich. Uns bleibt nichts, als diejenigen
glücklich zu preisen, die dieses Vollkommene schauten, und eine Ahnung des-
selben aus dem Abglanz zu gewinnen, der auf den von dieser großen Natur
geschaffenen Werken unvergänglich ruht. Zwar tragen auch diese den Stem-
pel der Zeit. Der römische Mann selbst stellte seinem jugendlichen griechi-
schen Vorgänger nicht bloß ebenbürtig, sondern überlegen sich an die Seite;
aber die Welt inzwischen war alt geworden und ihr jugendlicher Schimmer
verblaßt. Cäsars Tätigkeit ist nicht mehr wie die Alexanders ein freudiges
Vorwärtsstreben in die ungemessene Weite; er baute auf aus Ruinen und
war unzufrieden, in den einmal angewiesenen weiten, aber begrenzten Räumen
möglichst erträglich und möglichst sicher sich einzurichten. Mit Recht hat
denn auch der feine Dichtertakt der Völker um den unpoetischen Römer
sich nicht bekümmert und nur den Sohn des Philippos mit allem Gold-
glanz der Poesie, mit allen Regenbogenfarben der Sage bekleidet. Aber
mit gleichem Recht hat das staatliche Leben der Nationen seit Jahrtausen-
den wieder und wieder auf die Linien zurückgelenkt, die Cäsar gezogen
hat, und wenn die Völker, denen die Welt gehört, noch heute mit seinem
Namen die höchsten ihrer Monarchen nennen, so liegt darin eine tief sinnige,
leider auch eine beschämende Mahnung. (Theodor Mommsen, Römische
Geschichte, 1854/56.)

CICERO UND CÄSAR.

Nächst und neben Cäsar selbst ist für sein Fortleben niemand entscheidender durch seine Gesinnung und durch seine Begabung als Cicero. Er hat Jahrhunderten den Ton angegeben für den moralischen und politischen Widerstand gegen Cäsars Werk, nie für die ästhetische Verherrlichung seines Wesens. Das Cäsarbild Ciceros schillert vom Gott zur Fratze. Er hat ihm als „dem Glanz der Zeiten“ Lobreden gehalten, worin er seine Kriegstaten, seine Seelengröße, seine Geistesgaben feiert mit so herzlich hohem Ton, wie niemand nach ihm, nicht nur ins Gesicht als schmeichelnder Werber für sich und seine Klienten Dejotarus, Marcellus, Ligarius oder aus heimlicher Angst vor dem rätselhaft milden Mann, dessen Gewalt er kannte, sondern noch nach dem Tode im Ausbruch des haßbeklommenen, rachesatten und widerwillig stauenden Gemüts. In der zweiten „Philippica“ soll zwar Cäsars großer Schatten zunächst den Antonius beschämen und drücken, der im Mantel des Riesen prunkte, doch die Beschwörung selbst ist nicht ein Redekniff sondern Ciceros Ernst. So hat er Cäsar gesehen durch alles Schwanken des Parteihaders und der persönlichen Beziehungen: als ein Wunder von Kraft, Geist, Feinheit und Fülle, groß durch Gaben und Taten und als den ruchlosen Staatsverderber und Volksverführer, der sein Ingenium zum Unheil übe, ja, mit einer Lust am Bösen. Auch das ist nicht nur Rednerantithese, obwohl es bei empfindsamen Schönschreibern von Livius bis Lamartine als solche weiterlebt. In Cicero führte das römische und das hellenistische Erbe sein Leben lang jenen Kampf der Stimmungen, Urteile und Blicke, der ihn so schwank, feig, tückisch und wieder so vielfältig regsam und empfänglich macht. Ein Römer mit festen Gründen, Zwecken und dem bequemen Pragmatismus, dem der Nutzen sittlich, das Sichere heilig erscheint, mit der naiven Selbstsucht einer machtgewohnten Kaste, deren Tonart er als Neuling, Rhetor und Temperament noch überhob, ward er locker, schmiegsam und wach von den hellenistischen Wellen und Strahlen und ergab alle seine Nerven und Sinne dem Lichtreiz des Geistes, ohne doch von den starren Werten seiner engeren Ahnen zu lassen. In Cäsar wirkte das Römertum als Kraft, nicht als Lehre und Wunsch, und ergriff daher trieb sicher die Bildungsstoffe der erweiterten Welt, die sein Geist beherrschte, beirrt weder von rücksichtigen Lehren noch von neugierigen Gefühlen. Bei Cicero blieb aber gerade das Bewußtsein römisch und das Geblüt ward hellenistisch. Statt eines römischen Täters mit griechischem Geist wurde er ein hellenistischer Empfänger mit römischer Meinung. Wo seine Empfänglichkeit zu Wort kommt, da mutet er uns neben den Alt- und Streng-römern als ein leichteres und helleres Wesen an, doch sie fälscht sich oft mit altrömischen Gemeinplätzen und wirkt dann unecht, weil man sie seinen fiebernden Nerven nimmer glaubt, trotz der Pracht und Schnelle seiner Sprache, die vom Römertum die gewichtigen Worte, vom Griechentum die geschmeiglichen Töne hat.

Der Zwiespalt zwischen hellenistischer Empfänglichkeit und römischem Programm, zwischen unbewußter Durchgriechung und bewußter Römerei erklärt auch Ciceros zwiespaltiges Verhältnis zu Cäsar. Dem Zauber seiner

Gebärde, Taten oder Schriften, dem Glanze seiner Gestalt, dem Odem seiner dämonischen Gegenwart erlag er immer, bald gerührt, bald widerstrebend, meist mit nachträglicher Scham, Reue oder Wut. Ciceros Reden vor Cäsars Antlitz oder seine Kennerurteile über Cäsars Schriften sind solche Ausbrüche oder Eingeständnisse seines überwältigten Griechensinnes für Größe und Anmut. Hatte er aber Zeit, sich in der Entfernung auf seinen römischen Beruf und Rang, auf seine republikanische Partei und Lehre und auf seine persönliche Würde und Bahn zu besinnen, so übermannte ihn der Groll wider den Allverführer, der Haß wider den Tyrannen, und der Neid, das „ressentiment“ wider den einzigen Mann, den er sich unbedingt überlegen fühlte ohne das Rettungsmittel der Liebe. Aus solchen Stunden stammen die leisen Flüche, Seufzer, Bisse des Briefwechsels, die lauten Rügen der Moraltraktate und der fast tierische Jubelschrei nach Cäsars Tod: erst die befriedigte Rache stellt (in der zweiten Philippica) seinem Bewußtsein die echte Gestalt des gewaltigen und holden Feindes wieder her, die seinem Gefühl niemals entschwunden war, das Bild des wundervollen Verderbers.

Seit der Renaissance erst gilt rein persönliche Größe auch als ein fragloser Wert, das Altertum kannte und scheute sie als Kraft und Zauber: als Wert ehrte sie nur die staatsdienliche oder göttergeweihte Größe. Das noch so ragende Einzelselbst, der Titan, der Tyrann blieb Frevler, Verbrecher, bis er Staat schaffen, Götter bringen oder Gott werden konnte. So auch Cäsar für Cicero und dessen Sinnesgenossen. Die Flüche gegen Cäsar kommen nicht aus Blindheit für sein Genie — dies hat man immer deutlich wahrgenommen, nur nicht wie bei der Renaissance wertgenommen, sondern abgewogen und zu leicht befunden an den platonisch stoischen Werten der Tugend und der Freiheit oder an den römischen Werten des Staatswohls und des Bürgerrechts. Wenn Cäsar immer wieder als der große Schänder dieser Gemeinwerte verdammt und als ein großer Träger der Einzelwerte gepriesen worden ist, als Meister der Tat wie der Rede, des Schwertes wie des Stiles, als gebildeter Krieger und milder Tyrann, so stammt dies Widerspiel von Cicero, dem allempfindlichen Kräftespürer mit dem zu kurzen Maßstabe.

Cicero folgt der Laufbahn Cäsars von der katilinarischen Verschwörung bis zu seiner Vergottung, und trotz allem Schwanken von Sorge, Furcht, Haß, Staunen, Qual und Verzicht, trotz aller Blendungen und Trübungen des Parteihaders, trotz der befangenen Nähe nimmt er ihn als Ganzes — und wie sehr er auch seinen Weg verkennt und verabscheut: seine Schritte und seine Gangart sieht er klar und richtig. Die Zeitgenossen haften weit mehr an kleinen Einzelzügen und Einzeleigenheiten, und wenn diese auch das Gesamtbild färben, so verwirren und erniedrigen sie es meist, einerlei ob sie wohlwollend oder gehässig gemeint sind. Cicero selbst (dies bleibt sein Lob) verfällt niemals in Lakaientum oder Schulmeisterei — das sind die beiden Denkart, welche die Geschichte heillosen verfälschen als aller Sektenzwist. Ein gescheiter Gegner bemißt einen Helden sicherer als noch so fleißige Schranzen oder Kleinbürger. Cicero hat keine „Partikularitäten“ Cäsars gesammelt, trotzdem er geschwätzig, boshaft und witzig war, und keine Eigenschaftspsychologie getrieben, sondern bis in den Tagesklatsch hinein den Gesamthauch Cäsars ge-

wittert und bewahrt und noch in den Schilderungen einer Audienz oder Gasterei den Geist und die Geste, nicht nur das Kostüm und die Laune Cäsars aufgefaßt als seinesgleichen. So hat ihn auch Cäsar immer behandelt mit der Huld kaum merkbarer Überlegenheit, er übersah seine Schwächen und begegnete ihm nur dort, wo er denken, huldigen, fast bitten durfte; den Herrn hat er vor Cicero nie gespielt, weil er sicher war, daß keiner ihn heimlich besser ehre und scheue als dieser feinste Feind, dessen vergeblicher Widerstand ihn vielleicht mehr lockte, als der Gehorsam seiner Klienten, Gehilfen und Soldaten oder gar die knirschende Beugung des stiernackigen Adels. (Friedrich Gundolf, Cäsar, Geschichte seines Ruhms, 1924.)

BRUTUS.

Welche Kraft ergreift dich mit diesem Anblicke! Schau die unerschütterliche Gestalt! Diesen ausgebildeten Mann, und diesen zusammengeknöteten Drang! Sieh das ewige Bleiben und Ruhen auf sich selbst! Welche Gewalt und welche Lieblichkeit! Nur der mächtigste und reinste Geist hat diese Bildung ausgewirkt.

Eherner Sinn ist hinter der steilen Stirn befestigt, er packt sich zusammen und arbeitet vorwärts in ihren Höckern, jeder, wie die Buckeln auf Fingals Schild, von heischendem Schlacht- und Tatengeiste schwanger. Nur Erinnerung von Verhältnissen großer Taten ruht in den Augenknochen, wo sie durch die Naturgewalt der Wölbungen zu anhaltendem mächtig wirksamen Anteil zusammengestrengt wird. Doch ist für Liebe und Freundschaft in der Fülle der Schläfe ein gefälliger Sitz überblieben — Und die Augen! dahin blickend, als des Edlen, der vergebens die Welt außer sich sucht, deren Bild in ihm wohnt, zürnend und teilnehmend. Wie scharf und klug das obere Augenlid; wie voll, wie sanft das untere! Welche gelinde kraftvolle Erhabenheit der Nase! Wie bestimmt die Kuppe, ohne fein zu sein, und die Größe des Nasenloches und des Nasenläppchens, wie lindert sie das Angespante des übrigen! Und eben in diesen unteren Teilen des Gesichts wohnt eine Ahnung, daß dieser Mann auch Sammlung gelassener Eindrücke fähig sei. In der Ableitung des Muskels zum Munde herab schwebt Geduld, in dem Munde ruht Schweigen, natürliche liebliche Selbstgelassenheit, die feinste Art des Trutzes. Wie ruhig das Kinn ist, und wie kräftig ohne Gierigkeit und Gewalttätigkeit sich so das Ganze schließt!

Betrachte nun den äußeren Umriß! Wie gedrängt markig! und wiederholt die Ehernheit der Stirne, die Wirksamkeit des Augenknochens, den gefällig festen Raum an der Seite des Auges, die Stärke der Wangen, die Fülle des Mundes und des Kinns anschließende Kraft.

Ich habe geendigt und schaue wieder und fange wieder von vorne an. Mann verschlossener Tat, langsam reifender, aus tausend Eindrücken zusammen auf einen Punkt gewirkter, auf einen Punkt gedrängter Tat! In dieser Stirne ist nichts Gedächtnis, nichts Urteil, es ist ewig gegenwärtiges, ewig wirkendes, nie ruhendes Leben, Drang und Weben! Welche Fülle in

den Wölbungen aller Teile! wie angespannt das Ganze! Dieses Auge faßt den Baum bei der Wurzel.

Über allen Ausdruck ist die reine Selbstigkeit dieses Mannes. Beim ersten Anblicke scheint was Verderbendes dir entgegen zu streben. Aber die treuherzige Verschlossenheit der Lippen, die Wangen, das Auge selbst! — Groß ist der Mensch, in einer Welt von Großen. Er hat nicht die hinlässige Verachtung des Tyrannen, er hat die Anstrengung dessen, der Widerstand findet, dessen, der sich im Widerstande bildet, der nicht dem Schicksale, sondern großen Menschen widerstrebt, der unter großen Menschen geworden ist. Nur ein Jahrhundert von Trefflichen konnte den Trefflichsten durch Stufen hervorbringen.

Er kann keinen Herrn haben, kann nicht Herr sein. Er hat nie seine Lust an Knechten gehabt. Unter Gesellen muß er leben, unter Gleichen und Freien. In einer Welt voll Freiheit edler Geschöpfe würd' er in seiner Fülle sein. Und daß das nun nicht so ist, schlägt im Herzen, drängt zur Stirne, schließt den Mund, bohrt im Blicke! Schaut hier den gordischen Knoten, den der Herr der Welt nicht lösen konnte. (Joh. Wölg. Goethe, in Lavater: Physiognom. Fragmente, 1775/78.)

CORNELIUS SCIPIOS GESTALT.

Das ist der Jüngling, den das Schicksal auserkoren, der Retter Roms zu werden, der das Glück an seinen Siegeswagen fesselte, in dessen ritterlicher Tugend sich der Heldensinn seiner Zeitgenossen am herrlichsten verklärt. Er hat unbestritten für seine Zeit als der erste Mann Roms gegolten, und seiner Größe hat sein Volk gehuldigt. In ihm erkennen wir die eine Richtung römischen Geistes in selbiger Zeit.

Fragen wir, welche Ursachen dem Scipio diese Stellung seinen Zeitgenossen gegenüber sicherten, so stehe ich nicht an, als erste Grundlage seiner Größe gerade seine Jugend zu bezeichnen. Der Aufgang seines Jünglingsalters fiel mit dem Beginn der verhängnisvollen Zeit zusammen, welche die ganze Kraft des römischen Volks erweckte, welches eine neue Richtung und die äußerste Anstrengung der Kraft gebot. Scipio hatte kaum die männliche Toga angelegt, als er in der Schlacht am Tessin seinen verwundeten Vater aus dem Kampfgetümmel rettete. Auch später hatte er mit dem Volke jedes Mißgeschick geteilt und die Schlacht bei Cannä mitgefochten. So war er recht eigentlich der Sohn der Zeit, deren Streben er begriff, deren Kraft er in sich trug, die zu leiten er sich berufen fühlte. Das römische Volk hatte erkannt, daß durch die Tatkraft eines jugendlichen Helden ihm Rettung werden müsse. Darum vertraute es dem tollkühnen Flaminius, dem verwegenen Minucius, dem unbesonnenen Terentius Varro. Aber in Scipio bewunderte es mehr als rohe Tapferkeit. Es war zunächst der besonnene Mut und die Geistesgegenwart, die er im entscheidenden Augenblick bewies. Als andere zitterten, ordnete er die Trümmer des bei Cannä geschlagenen Heeres. Mit hohem Selbstvertrauen und furchtbarem Ernste zerstörte er die Pläne des Metellus und seiner Rotte, die feige ihr Vaterland in der Stunde

der Gefahr verlassen wollten. Durch denselben Sinn hatte er sich den Weg zur Ädilität gebahnt, und seiner entschiedenen Willenskraft waren die Volkstribunen mit ihrem Widerstande unterlegen. Diese seltene Vereinigung von kecker Jugend mit der Reife kräftiger Männlichkeit erregt Bewunderung, aber das unbedingte Vertrauen des Volkes erklärt sie nicht. — Es war der eigentümliche Geistesadel und jene wunderbare Seelenhoheit, die ihm die Gewalt über die Gemüter gab. Beim Anschauen aller großen Männer kommen wir endlich zu jener dunklen, geheimnisvollen Macht, die aller weiteren Zersetzung widerstrebt und eben ihr eigentümliches Wesen ist. Es ist des Geistes Offenbarung, auf welcher ihre Kraft beruht, wodurch sie jenen Zauber um sich verbreiten, der unwiderstehlich ist. Dieser Einwirkung mag sich kein Sterblicher entziehen, aber ihr huldigt vor allem ein freies Volk im klaren Bewußtsein seiner selbst. Denn in dem höhern Menschen wird es die Vollendung des eigenen Wesens finden und darin die geistige Macht erkennen, bestimmt, die unendlich geteilte Richtung des Einzelwillens zu beherrschen. Als solcher war den Römern Scipio erschienen, und wie denn alles Höhere sich mit dem Reiz des Wunderbaren schmückt, so mochte die Menge in diesem Lichte auch den Scipio erblicken. Schon seine Geburt umkleidete die Sage mit einem Glanze, der ein höheres Wesen in diesem Jünglinge verkündete. Aber alles schien in seinem Tun und Wesen ungewöhnlich. Während das Eindringen fremder Vorstellungen und neuer Gedanken schon damals dem frommen Glauben der Väter feindselig entgegnetrat und der kecke Sinn der Jugend in dieser Richtung sich gefallen mochte, sah man den Scipio jeden Morgen noch vor Tagesanbruch das Kapitol besteigen und in dem Tempel des höchsten Gottes in stiller Abgeschiedenheit lange Zeit verweilen, wie ähnliches von allen Lieblingen und Vertrauten der Gottheit die ferne Vorzeit berichtet hatte. Von der Zukunft sprach Scipio meist mit einer Zuversicht, als wenn der Rat des Schicksals ihm durch Offenbarung kundgeworden, und mochte er nun in den Sternen und Traumgesichten, oder in der Kraft und Tiefe des eigenen Geistes den dunklen Gang des Verhängnisses erschauen, seine Rede wirkte gleich Sehersprüchen auf das Gemüt des Volkes und erfüllte es mit wunderbarer Stärke. — So durch eigentümliche Geistesgröße, durch seltene Tatkraft und durch die schwärmerische Bewunderung des Volkes das Höchste zu erstreben fähig, fand Scipio den würdigen Schauplatz seiner Taten in der Not des Vaterlandes. Im heldenmütigen Widerstande gegen Unterjochung, im Kampfe für die Größe Roms, die er ahnte, ging sein Leben auf. Das ist der Maßstab seines Wertes. — —

Daß ein Mann, dessen Hochsinn und Geistesadel die Nüchternsten bezeugen, dem eine höhere Bestimmung seines Lebens Überzeugung wurde, der in dem Glauben des Volkes seiner Gedanken Widerhall gefunden, den ein wunderbares Glück zu begleiten schien, sich unter besonderen Schutz der himmlischen Mächte gestellt glaubte und in diesem Glauben handelte, wird niemand unbegreiflich finden, welcher altertümlicher Denkweise nicht ganz entfremdet ist. Die Wirkungen gesteigerter Gemütskraft, der Seherblick in die Zukunft und das höhere Geistesleben überhaupt mag immerhin von denen gezeugnet werden, welche keine Ahnung dieser Kraft besitzen; aber hoffent-

lich wird dieses göttliche Element noch nicht so erstorben sein, daß nicht Dichter und die höhere Menschheit überhaupt in ihren Werken dasselbe offenbaren sollten. (Franz Dorothea Gerlach, Historische Studien, 1841.)

CATO.

Stammend aus der Landschaft Tusculum, von mäßig bemittelten, braven Bürgersleuten und Besitzer eines Grundstückes in den Sabiner Bergen, dessen steinigten Boden er mit eigenen Händen baute, gewährt Cato uns ein Bild des mühe- und arbeitsvollen Lebens des römischen Landmannes, dessen Tugenden und dessen Mängel er besaß. Einfach und schlicht in seinem Wesen, sparsam und strenge gegen sich wie gegen andere, genügsam bis zum Unbegreiflichen, ohne Ehrgeiz und frei von jeder Leidenschaft, schien er kein höheres Ziel zu kennen, als das stolze Selbstgefühl, das geistige Gesundheit und leibliche Tüchtigkeit gewährt. Mit stiller Verehrung betrat der Knabe das nahegelegene, unscheinbare Haus, wo Manius Curius, der Besieger des Pyrrhus und der Samniter, einst gewohnt und mit eigener Hand sein kleines Feld bestellte. Die stille Größe dieses Mannes, seine Selbstgenügsamkeit, die stolz verschmähte, was andern das Glück des Lebens ist, die unbeugsame Rechtlichkeit des Fabricius und all die Tugenden, mit denen jene Heldenzeit sich schmückte: das waren Erinnerungen, die den Geist des Jünglings nährten und das künftige Lebensziel ihm schufen. Auch ihn entführte früh der Krieg der heimatlichen Flur. Der günstige Zufall wollte, daß er bald unter den Feldherrn Quintus Fabius Maximus zu stehen kam. Das Vorbild dieses strengen, klugen Mannes blieb ihm auch später teuer, wo Gleichheit der politischen Ansicht sie verband. Im Felde zeigte Cato jene Eigenschaften, welche die römischen Legionen unbesiegbar machten. In Ertragung von Beschwerden mochte ihn keiner übertreffen; keiner hat gewissenhafter den Gesetzen der Kriegszucht sich unterworfen, keiner mutiger und trutziger mit dem Schwerte den Feind bekämpft. Ja später, als er selber ein Heer anführte, änderte er in nichts die gewohnte Lebensweise; zu Fuß und barhaupt durchwanderte er weite Länderstrecken und teilte jede Mühsal mit den Untergebenen. Aber auch die höhere Pflicht des Feldherrn war ihm nicht unbekannt. Cato durfte sich rühmen, in Spanien mehr Städte erobert zu haben, als die Zahl der Tage seines Aufenthaltes betrug, und in der Thermopylenschlacht hat er ungemainen Ruhm erworben; seiner Kühnheit, seinem ausharrenden Mute vorzüglich verdankte Glabrio den glorreichen Ausgang dieses Tages. Dennoch war nicht das Schlachtfeld der eigentliche Schauplatz seiner Größe: da fand er viel Nebenbuhler seines Ruhmes, und in großartiger Auffassung der Strategie mochten ihn viele übertreffen. Sein eigentümliches Wesen hat er als Hausvater und in der Stellung zum gemeinen Wesen offenbart.

Den Landbau übte Cato nicht so fast um des Gewinnes willen, als weil ihm, wie den Vätern, diese Lebensweise die beste Schule guter Sitten schien. Seine Kenntnis dieses Gegenstandes beweist seine Schrift, aus welcher man am deutlichsten die kluge Verständigkeit, die Umsicht, den scharfen Blick des Hausvaters erkennen mag. Hart und rauh und ohne Schonung gegen eigene

Schwäche, wie er war, mochte niemand von seiner Seite sich besonderer Milde rühmen; die Knechte durften bei angestrenzter Tätigkeit sich damit trösten, daß der strenge Gebieter alle ihre Mühen teilte, dieselbe Kost genoß und aus demselben Becher trank. Nur die väterliche Liebe konnte seine angeborene Strenge mildern. Nicht nur, daß er seinem Sohne in jeder Leibesübung Vorbild war, in Reiten, Schwimmen, Speerwerfen und in schwerer Rüstung streiten lehrte, hat er selber die Schriftzüge ihm erklärt und später, damit er sich im Lesen übe, die Geschichte der alten Zeit mit großen Lettern für ihn aufgezeichnet. Denn unwürdig schien es ihm, daß der Knabe eines römischen Bürgers von einem griechischen Pädagogen unsanfte Worte höre oder noch ärgere Strafe dulde.

Aber nicht nur, daß er die alte Zucht bewahrte, er verschmähte auch nicht das gute, das die neue Zeit gebracht. Und so wie er alle Mußestunden der eigenen Belehrung widmete, so sollte auch sein Sohn die Früchte der erworbenen Kenntnisse ernten. Also außer daß er seine reichen Erfahrungen über den Landbau niederschrieb und für seinen Sohn eine Anweisung zur Redekunst entwarf, eine Menge wissenschaftlicher Fragen in Briefen behandelte, ja sogar eine Arzneimittellehre für den Hausgebrauch schriftlich hinterließ, hat er sich zum vollkommenen Rechtsgelehrten ausgebildet, hat schon im reifen Alter die Sprache des ihm verhaßten Griechenvolkes erlernt, hat an 200 Reden schriftlich aufgesetzt und endlich in der Geschichtschreibung eine neue Epoche begründet. Er hat zuerst von der hergebrachten Manier der Annalisten sich losgemacht, hat gelehrte Forschungen angestellt, hat die Urzeit aller italienischen Staaten und Städte aufgehellt und die Zeitgeschichte bis kurz vor seinem Tode in großartigem Sinne dargestellt.

Im Staate endlich war sein Streben darauf gerichtet, die Tugenden der Ahnen, die er übte und bewunderte, seinem Vaterlande zu erhalten und der drohenden Verderbnis mit aller Kraft zu widerstreben. Zuerst war er als Rechtsbeistand aufgetreten und bald beim Volke bekannt. Die Nüchternheit, die Strenge, die Schärfe seiner Rede, noch mehr, der Einklang von Wort und Tat erregten die Aufmerksamkeit der Menge. Er erschien dem Volke, dem er auch im Äußeren ähnlich war, ein Bild der guten alten Zeit, wo die Sitten gleicher waren, wo allein persönliche Tüchtigkeit den Vorzug gab. Das klare blaue Auge und die heitere Stirne, von rötlichem Haare leicht bedeckt, zeigten den reinen, vorwurfsfreien Sinn; die kräftigen, scharf ausgeprägten Züge verkündeten unbeugsame Willenskraft. Aber wenn er die starke Stimme erhob, die Üppigkeit der Sitten anzuklagen, wenn er die Prachtliebe der Großen und die Übertretung des Gesetzes strafend rügte, da lauschte das Volk mit Wohlgefallen seiner Rede und fühlte von dem kühnen Freimut sich mächtig hingerissen. Also gelangte er bald zu Ehr' und Würden und seine Stimme galt wie im Senat so in der Gemeinde. — Er bekämpfte in Scipio nicht den ruhmgekrönten Sieger, sondern das Haupt der Männer, deren Übermacht die Freiheit schmälerte, deren Zügellosigkeit den Sitten gefährlich war. In diesem Kampfe schien ihm erst das volle Bewußtsein seiner Kraft zu werden, wengleich dadurch sein ursprünglich rauhes Wesen zur Schroffheit und zur Starrheit sich verhärten mochte. Keine Verletzung des Gesetzes, keine Unbill

gegen Bürger oder Untertanen, nicht Geburt, nicht Rang, nicht Reichtum schützte vor seinem Grimm; keine Verhöhnung guter Sitten ließ er ungerügt, und er ruhte nimmer, bis den Frevler die Strafe des Gesetzes traf. Der zahllosen Feinde, die er sich dadurch erregte, konnte er spotten; vierundvierzigmal hat er angeklagt vor Gericht erscheinen müssen, und immer ward er freigesprochen; denn die Unschuld war sein Schild, der Rede Allgewalt sein Schwert, und immer höher stieg er in der Gunst des Volkes, und immer furchtbarer erschien er seinen Feinden. Schon hat er die ganze Stufenleiter bürgerlicher und kriegerischer Ehren erstiegen, und nur die höchste Würde, die Zensur, war für ihn unerreicht geblieben. Denn um dieses zu verhindern, hatte der Adel seine ganze Kraft aufgeboten, und, da Cato seine Bewerbung ankündigte, sieben Mitbewerber aus den edelsten Geschlechtern gegen ihn aufgestellt. Alle, wenn auch sonst in ihrer Richtung geteilt, waren darin einig, den Cato zu verdrängen. Aber trotzdem, daß dieser im voraus verkündet hatte, daß er die Heilung des kranken Gemeinwesens mit aller Strenge vollziehen werde, siegte er dennoch über alle seine Gegner und ward mit seinem gleichgesinnten Freunde Valerius Flaccus zur Zensur berufen. Was er gedroht, das hat er erfüllt: seine Zensur war die Geißel aller Schuldbeladenen; mehrere wurden aus dem Senat, viele aus dem Ritterstande ausgestoßen; eine große Anzahl, die Stücke des Gemeinlandes an sich gerissen, oder unmäßiger Prachtliebe sich ergeben, wurden um ungeheure Summen gebüßt. Das dankbare Volk anerkannte durch Errichtung einer Ehrensäule sein Verdienst; ja, die hohe Achtung, die man ihm zollte, stieg mit den Jahren bis zur Ehrfurcht, und er galt im Senat, wie in der Gemeinde, als der treueste Schirmer des Rechts und der Verfassung.

Wie nun Cato in der Leitung der inneren Verhältnisse durch das unverbundene Volksgefühl geleitet wurde, so auch in der Stellung zu dem äußern Feinde. Auch da kannte er keine Schonung. Völkerhaß erstirbt erst mit völligem Untergang, und ein halbes Jahrhundert hatte die Erinnerung nicht gebleicht, was die Römer von den Karthagern Gräßliches erduldet. Darum wollte er sie verderben. Umsonst widerstrebte die Aristokratie, welche durch die Fesseln äußerer Furcht das Volk in den Schranken der Mäßigung zu erhalten meinte; Cato wollte gerade diese Furcht entfernen, damit das Volk in Muße seine innern Angelegenheiten ordne. Die Grundsätze des greisen Mannes siegten. Wenn der Anblick der Trümmer Karthagos nicht sein Auge sättigte, denn er starb bald nach Beginn des Krieges, so mochte der neue Glanz eines verhängnisvollen Namens ihm die Gewißheit geben, daß Roms Feindin dem Untergang verfallen sei. (Franz Doroth. Gerlach, Historische Studien, 1841).

SCIPIO AEMILIANUS.

Die wahre Größe seines Geistes hat Scipio Aemilianus im Kriege kundgetan. Das Lager, die Feldschlacht war der Schauplatz seines Ruhms. — Hier erkennt man leicht den Zögling des rauhen Aemilius Paulus, dessen meuterisches Heer, weil streng gehalten, dem siegreichen Feldherrn den Triumph entreißen wollte. Gewöhnt von Jugend auf alle Beschwerden zu ertragen,

teilte Scipio alle Mühen freudig mit seinem Heer. Verweichlichung fand an ihm den strengsten Richter; mit scharfem Spotte rügte er die Üppigkeit des Adels; durch unbeugsame Strenge erzwang er Furcht und Bewunderung im Heere. Er trug die Überzeugung, daß niemand den Feind überwinden könne, wer nicht den eigenen Leidenschaften zu gebieten wüßte. Den milden und gütigen Feldherrn nannte er den Bundesgenossen der Feinde, den strengen Vollstrecker der Kriegsgesetze der Seinen Schirm. So war ihm die Kriegszucht recht eigentlich die Schule der Tapferkeit, und wo er den Oberbefehl zu führen hatte, begann er damit, die alte Sittenstrenge wiederherzustellen. Von dem Lager hielt er alles fern, wodurch die rauhe Tapferkeit der Legionen erschaffen könnte. Bratspieß, Kochtopf und Trinkgeschirr sollten des Soldaten Hausrat sein; Wagen, Sessel, Decken, Betten, Marketender, Krämer, Wahrsager, Dirnen duldet er nicht; er selber schlief auf Stroh, und sein Ruhebett war die Erde. Durch unaufhörliche Märsche, durch Schanzarbeit, durch Ertragung von Hitze und Kälte, von Hunger und Durst suchte er vorerst das Vertrauen des Heeres zu sich selber herzustellen. Kein Fußgänger durfte ein Pferd besteigen; wer auf dem Marsche nur weiter, als der Schall der Trompete tönte, sich vom Heere entfernte, wurde als Ausreißer angesehen und bestraft. So sah man das Heer unter seiner Führung selbst auf dem Marsche stets wohlgeordnet; jeder war bei seiner Fahne, keiner trat aus Reih und Glied, alle waren jeden Augenblick zum Kampfe bereit. Ihn selber sah man überall; bald zog er an der Spitze seines Heeres, bald war er bei der Nachhut; bei den Wachen hielt er selbst die Runde, in den Gräben blieb nicht der Träge, blieb nicht der Fleißige ihm unbemerkt. Bei dem sechstägigen Sturme auf Karthago hat er die Verschanzungen nicht verlassen, bis er erschöpft auf dem Walle niedersank.

Aber so streng er gegen Feigheit und Ungehorsam sich bewies, so väterlich sorgte er im übrigen für sein Heer. Nie durften die Seinen Mangel leiden, noch weniger stürzte er sie mutwillig in Gefahr. Er nannte einen Toren, wer ohne Not und ohne entschiedene Hoffnung des Erfolges mit dem Feinde schlage. Daher hat kein Feldherr weniger Schlachten dem Feinde geliefert. Durch Kriegskunst und eiserne Beharrlichkeit hat er die wilde Verzweiflung der Karthager, die schwärmerische Freiheitsliebe der Numantiner überwunden. Und dennoch, dieser besonnene Feldherr, den niemand jemals einer Übereilung zeihen konnte, wie kühn und mutvoll war er in der Schlacht! So hatte er als sechzehnjähriger Jüngling in der mörderischen Schlacht bei Pydna an der Spitze seiner Reiter den Feind so ungestüm verfolgt, daß er erst um Mitternacht ins Lager zu dem besorgten Vater wiederkehrte. Als Spanien alljährlich die Blüte der römischen Mannschaft mähte, als die Feldherren zagten, die Hauptleute sich dem Dienst entzogen, die Gemeinen feige von ihren Fahnen wichen und der Senat keinen Rat mehr wußte, bot Scipio, wiewohl nach Makedonien berufen, freiwillig seine Dienste für Spanien an. Dort, um der Feinde Übermut zu zügeln, nahm er die Herausforderung ihres Anführers, eines Menschen von riesigem Leibe, keck zum Zweikampf an und erschlug ihn zum Schrecken seines Heeres. Bald darauf erwarb er sich die Mauerkrone beim Sturm auf Interkatia, und ihm verdankte Lukullus die Erwerbung

dieser mächtigen Stadt. Als im letzten Kampfe gegen die Karthager vier römische Manipeln von den Ihrigen abgeschnitten und durch eine zahllose Menge numidischer Reiter umzingelt einem gewissen Tod entgegensahen, da war es Scipio, der die von allen aufgegebenen durch einen raschen Angriff rettete. So erntete er Liebe und Bewunderung beim Heer, das seiner Führung unbedingt vertraute. Aber nicht minder ward er vom Feinde geachtet, denn keiner hielt strenger auf Erfüllung des gegebenen Wortes; nie hat er den Ruhm der Tapferkeit durch rohe Grausamkeit geschändet, und wie sein Vater in Armut starb, so hat weder der Reichtum Spaniens, noch die lang aufgesparten Schätze der Karthager den Ruf seiner Rechtlichkeit beflecken können. So, strenge und gerecht, überlegsam vor der Tat, in der Gefahr entschlossen, mutvoll, kühn bis zur Verwegenheit, nach dem Siege menschlich und voll Edelmut, mochte man ihn mit Recht der Götter Liebling nennen, den ihres besonderen Schutzes sie gewürdigt und, was er immer unternommen, mit Ruhm und Sieg gekrönt. (Franz Dorothea Gerlach, Historische Studien, 1841.)

PYTHAGORAS.

Die jonische Philosophie, den Blick auf das Ganze der Natur und die Erscheinungen des Lebens in allen Tiefen und Fernen des Weltalls gerichtet, hatte den Menschen, eine kleine Welle in diesem Ozean des Werdens und Gestaltens, fast aus dem Auge verloren. Eine Philosophie, die Erkenntnis des Wesens menschlicher Natur zu einer ihrer Hauptaufgaben machen und, mehr als dieses, dem Menschen aus der Eingebung ihrer Weisheit Gang und Ziel des Lebens bestimmen wollte, mußte andere Wege einschlagen. So tat es Pythagoras von Samos. Was dieser seine „Philosophie“ nannte, hatte im wesentlichen ein praktisches Ziel. Weil er einen bestimmten Weg der Lebensführung wies, darum wurde Pythagoras so ausnehmend verehrt, sagt Plato. Eine eigentümliche Gestaltung des Lebens, auf ethisch-religiöser Grundlage, bildete er aus. Wie weit seine „Vielwisserei“, die ohne Zweifel den Keim pythagoreischer Wissenschaft bereits enthielt, sich in seinen eigenen Händen systematisch entfaltet haben mag, ist unbestimmbar. Fest steht, daß er in Kroton einen Bund stiftete, der in der Folge sich und die strengen Formen, nach denen er die Lebensweise seiner Mitglieder bestimmte, weit über die achäischen und dorischen Städte des italischen „Groß-Griechenlandes“ ausbreitete. In diesem Bunde gewann eine tiefbedachte Auffassung des Menschenlebens und seiner Aufgaben eine sichtbare Betätigung ihrer Grundsätze, und dies ausgerichtet zu haben, muß als die Tat und das eigentümliche Verdienst des Pythagoras gelten. Die Grundlagen dieser Lebensauffassung, soweit sie nicht etwa von Anfang an in mystischer Zahlenweisheit wurzelte, waren keineswegs von Pythagoras zum ersten Male gelegt; neu und wirksam war die Macht der Persönlichkeit, die dem Ideal Leben und Körper zu geben vermochte. Was verwandten Bestrebungen im alten Griechenland gefehlt haben muß, hier fand es sich in einem hohen Menschen, der den Seinen Vorbild, Beispiel, zum Anschluß und zur Nacheiferung zwingender Führer wurde. Eine zentrale Persönlichkeit, um die sich der Kreis seiner Gemeinde wie durch innere

Nötigung zog. Frühzeitig erschien dieser Gemeindestifter der Verehrung wie ein Übermensch, einzig und niemandem vergleichbar. Verse des Empedokles, der doch selbst zur pythagoreischen Gemeinde nicht gehörte, geben davon Kunde. Und den Anhängern gar wurde Pythagoras in der Erinnerung zum Heiligen, ja zum Gott in Menschengestalt, von dessen Wundertaten die Legende erzählte. (Erwin Rohde, *Psyche*, 1894.)

PYTHAGORAS IN KROTON.

Als Pythagoras sich der Stadt Kroton näherte, entstand eine allgemeine Bewegung. Der gefeierte Zögling des Morgenlandes sei gekommen mit dem priesterlichen Ernste eines alten Propheten durch Frömmigkeit für ein höheres Lebensziel geweiht. Daher meinte man ein übermenschliches Wesen in ihm zu erblicken, von den Göttern gesendet, um in Menschengestalt das heilsame Licht seiner Lehre den Irrenden zu bringen. Nicht eine Lehre, sagten andre, sondern Heilung zu bringen, sei er gekommen. Also wurden alle seine Reden wie Sehersprüche und göttliche Gebote aufgenommen; den Hyperboreischen Apollo nannte ihn das Volk. Pythagoras war zuerst in der Ringschule aufgetreten, wo er zu den Jünglingen redete. Die enthusiastischen Berichte über diese Vorträge bestimmten den großen Rat der Geschlechter, die Tausend, ihn in den Rat zu berufen und, nachdem er ihn selber gehört, ihm die Belehrung der Frauen und des jüngeren Geschlechts zu empfehlen. Er tat's. Alle forderte er auf, zuerst zu suchen den Frieden mit Gott, dem ähnlich zu werden Zweck des Lebens, der Weg dazu die Wahrheit sei. Und damit ihr gegenwärtiges Bemühen gesegnet sei, forderte er den Rat auf, den Musen einen Tempel zu erbauen und für die Erhaltung der Eintracht öffentliche Gebete anzustellen. Denn wie eine höhere Ordnung die Welt erhalte und regiere, so müsse auch im menschlichen Leben ein Abbild jenes höheren Einklangs dargestellt werden. Und nicht bloß sollte der Widerstreit im Innern des Menschen und der Gegensatz zwischen Seele und Leib durch Lehre und Unterricht vermittelt werden, sondern die Familie, die Gemeine, das Volk sollten das Gepräge jener höheren Ordnung tragen. Der Staat sei ein ihnen anvertrautes Pfand, das sie den Nachkommen ungeschwächt und unverletzt übergeben müßten. Dies werde erreicht durch bürgerliche Ordnung und Gerechtigkeit, durch Heiligkeit des Eides, durch treue Verwaltung und Dankbarkeit gegen die Vorsehung. An die Jünglinge sich wendend, nannte er sie Lieblinge der Götter, welche deren Huld durch Scham und Ehrbarkeit, durch Ehrfurcht vor dem Alter und edle Wißbegierde sich erhalten müßten. Auch die Frauen ermahnte er, durch sittlichen Wandel sich die Götter geneigt zu machen; die Frömmigkeit gezieme vor allem dem Weibe, das so oft der Offenbarung des Göttlichen gewürdigt werde wie in Delphi und Dodona. Aber bei der Verehrung der Götter sollten sie der größten Einfachheit sich befleißigen. Nur Werke ihrer Hände, Kuchen, Fladen, Honig und Weihrauch sollten sie opfern, ohne allen Prunk. Ihr schönster Schmuck sei eheliche Treue und Gehorsam und ein guter Ruf.

Diese einfachen Lehren mit väterlicher Milde, aber zugleich mit dem Ernste innerer Überzeugung vorgetragen, verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Frauen kehrten zu der früheren Einfachheit in Sitte und Kleidung zurück und brachten ihren Schmuck im Tempel der Lakinischen Juno zum Opfer dar. Die Jugend hing mit Begeisterung an den Lippen ihres Lehrers; die Ringschulen belebten sich wieder, ein reger Wettstreit in allem löblichen Tun entstand. (Franz Doroth. Gerlach, Der Pythagoräische Bund, 1858.)

HERAKLIT.

Heraklit war stolz: und wenn es bei einem Philosophen zum Stolz kommt, dann gibt es einen großen Stolz. Sein Wirken weist ihn nie auf ein „Publikum“, auf den Beifall der Massen und den zujauchzenden Chorus der Zeitgenossen hin. Einsam die Straße zu ziehen gehört zum Wesen des Philosophen. Seine Begabung ist die seltenste, in einem gewissen Sinne unnatürlichste, dabei selbst gegen die gleichartigen Begabungen ausschließend und feindselig. Die Mauer seiner Selbstgenugsamkeit muß von Diamant sein, wenn sie nicht zerstört und zerbrochen werden soll, denn alles ist gegen ihn in Bewegung. Seine Reise zur Unsterblichkeit ist beschwerlicher und behinderter als jede andere, und doch kann niemand sicherer glauben als gerade der Philosoph, auf ihr zum Ziele zu kommen — weil er gar nicht weiß, wo er stehen soll, wenn nicht auf den weit ausgebreiteten Fittichen aller Zeiten; denn die Nichtachtung des Gegenwärtigen und Augenblicklichen liegt im Wesen der großen philosophischen Natur. Er hat die Wahrheit: mag das Rad der Zeit rollen, wohin es will, nie wird es der Wahrheit entfliehen können. Es ist wichtig, von solchen Menschen zu erfahren, daß sie einmal gelebt haben. Nie würde man sich zum Beispiel den Stolz des Heraklit als eine müßige Möglichkeit imaginieren können. An sich scheint jedes Streben nach Erkenntnis, seinem Wesen nach, ewig unbefriedigt und unbefriedigend. Deshalb wird niemand, wenn er nicht durch die Historie belehrt ist, an eine so königliche Selbstachtung und Überzeugtheit, der einzige beglückte Freier der Wahrheit zu sein, glauben mögen. Solche Menschen leben in ihrem eigenen Sonnensystem. Darin muß man sie aufsuchen. Auch ein Pythagoras, ein Empedokles behandelten sich selbst mit einer übermenschlichen Schätzung, ja mit fast religiöser Scheu; aber das Band des Mitleidens, an die große Überzeugung von der Seelenwanderung und der Einheit alles Lebendigen geknüpft, führte sie wieder zu den anderen Menschen zu deren Heil und Errettung hin. Von dem Gefühl der Einsamkeit aber, das den ephesischen Einsiedler des Artemis-Tempels durchdrang, kann man nur in der wildesten Gebirgsöde erstarrend etwas ahnen. Kein übermächtiges Gefühl mitleidiger Erregungen, kein Begehren, helfen, heilen und retten zu wollen, strömt von ihm aus. Er ist ein Gestirn ohne Atmosphäre. Sein Auge, lodernd nach innen gerichtet, blickt erstorben und eisig wie zum Scheine nun nach außen. Rings um ihn, unmittelbar an die Feste seines Stolzes, schlagen die Wellen des Wahns und der Verkehrtheit: mit Ekel wendet er sich davon ab. Aber auch die Menschen mit fühlender Brust weichen einer solchen wie aus Erz gegossenen Larve

aus; in einem abgelegenen Heiligtum, unter Götterbildern, neben kalter, ruhig-erhabener Architektur mag so ein Wesen begreiflicher erscheinen. Unter Menschen war Heraklit als Mensch unglaublich, und wenn er wohl gesehen wurde, wie er auf das Spiel lärmender Kinder achtgab, so hat er jedenfalls dabei bedacht, was nie ein Mensch bei solcher Gelegenheit bedacht hat: das Spiel des großen Weltenkinds Zeus. Er brauchte die Menschen nicht, auch nicht für seine Erkenntnisse; an allem, was man etwa von ihnen erfragen konnte und was die andern Weisen vor ihm zu erfragen bemüht gewesen waren, lag ihm nicht. Er sprach mit Geringschätzung von solchen fragenden, sammelnden, kurz „historischen“ Menschen. „Mich selbst suchte und erforschte ich“, sagte er von sich, mit einem Worte, durch das man das Erforschen eines Orakels bezeichnet: als ob er der wahre Erfüller und Vollender der Delphischen Satzung „Erkenne dich selbst“ sei und niemand sonst.

Was er aber aus diesem Orakel heraushörte, das hielt er für unsterbliche und ewig deutenswerte Weisheit von unbegrenzter Wirkung in die Ferne, nach dem Vorbild der prophetischen Reden der Sibylle. Es ist genug für die späteste Menschheit: mag sie es nur wie Orakelsprüche sich deuten lassen, was er wie der delphische Gott „weder aussagt, noch verbirgt“. Ob es gleich von ihm „ohne Lächeln, Putz und Salbenduft“, vielmehr wie mit „schäumendem Munde“ verkündet wird, es muß zu den tausenden Jahren der Zukunft dringen. Denn die Welt braucht ewig die Wahrheit, also braucht sie ewig Heraklit: obschon er ihrer nicht bedarf. Was geht ihn sein Ruhm an? Der Ruhm bei „immerfort fließenden Sterblichen“! wie er höhnisch ausruft. Sein Ruhm geht die Menschen etwas an, nicht ihn, die Unsterblichkeit der Menschheit braucht ihn, nicht er die Unsterblichkeit des Menschen Heraklit. Das, was er schaute, die Lehre vom Gesetz im Werden und vom Spiel in der Notwendigkeit, muß von jetzt ab ewig geschaut werden: er hat von diesem größten Schauspiel den Vorhang aufgezogen. (Friedr. Nietzsche, Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, 1873.)

EMPEDOKLES.

So schien der Widerstreit der Kunst, des Denkens, des Ordners, des bildenden Menschencharakters und der bewußtloseren Natur gelöst, in den höchsten Extremen zu Einem und bis zum Tauschen der gegenseitigen unterscheidenden Form vereinigt. Dies war der Zauber, womit Empedokles in seiner Welt erschien. Die Natur, welche seine freigeisterischen Zeitgenossen mit ihrer Macht und ihrem Reize nur um so gewaltiger beherrschte, je unerkennlicher sie von ihr abstrahierten, sie erschien mit allen ihren Melodien im Geiste und Munde dieses Mannes und so innig und warm und persönlich, wie wenn sein Herz das ihre wäre und der Geist des Elements in menschlicher Gestalt unter den Sterblichen wohnte. Dies gab ihm seine Anmut, seine Furchtbarkeit, seine Göttlichkeit, und alle Herzen, die der Sturm des Schicksals bewegte, und Geister, die in der rätselhaften Nacht der Zeit unstät und ohne Leiter hin und wieder irrten, flogen ihm zu, und je menschlicher, näher ihrem eigenen

Wesen er sich ihnen zugesellte, je mehr er mit dieser Seele ihre Sache zu seiner machte und, nachdem sie einmal in seiner Göttergestalt erschienen war, nun wieder in ihrer eigenen Weise ihnen wiedergegeben wurde, um so mehr war er der Angebetete. Dieser Grundton seines Charakters zeigte sich also in allen seinen Verhältnissen. Sie nahmen ihn alle an. So lebte er in seiner höchsten Unabhängigkeit, in dem Verhältnisse, das ihm, auch ohne die objektiveren und geschichtlicheren, seinen Gang vorzeichnete, so daß die äußeren Umstände, die ihn denselben Weg führten, so wesentlich und unentbehrlich sie sind, um das zum Vorschein und zur Handlung zu bringen, was vielleicht nur Gedanke bei ihm geblieben wäre, dennoch, trotz alles Widerstreits, in dem er in der Folge mit ihnen zu stehen scheint, doch seiner freiesten Stimmung und Seele begegnen, was denn auch kein Wunder ist, da eben diese Stimmung auch der innerste Geist der Umstände ist, da alle Extreme in diesen Umständen von eben diesem Geiste aus und wieder auf ihn zurückgingen. In seinem unabhängigen Verhältnisse löst sich das Schicksal seiner Zeit im ersten und letzten Problem auf; so wie diese scheinbare Lösung von hier aus wieder sich aufzuheben anfängt und damit endet. (Friedrich Hölderlin, Philosophische Fragmente, 1798/1800.)

SOKRATES.

Das wahre Wesen der Sophistik und die tiefe Entwürdigung der Menschenatur durch ihre Lehre erkannte zur selbigen Zeit in Athen nur ein einziger Mann, Sokrates, des Sophroniskos Sohn.

In diesem Manne war ein tiefes Gemüt, eine kindliche Scheu und Achtung des Heiligen vereinigt mit einer seltenen Klarheit des Geistes und einer durch Wissenschaft gewonnenen Kraft des Verstandes. Des Glaubens voll, daß er von der Gottheit berufen sei, der Macht des Irrtums zu wehren und den Wahnglauben zu vernichten, hat er sein ganzes Leben der Erforschung der Wahrheit und deren Verbreitung geweiht. Arm, von geringer Abkunft und lebend von seiner Hände Werk, trat er kühn dem herrschenden Verderben entgegen und hat noch im Tode für seine Überzeugung gekämpft. Daher sein ganzes Leben wie seine Lehre nur zu begreifen ist aus diesem Kampfe gegen das Böse, als dessen Quelle er die sophistische Denkweise erkannte. Wie er denn in seiner ganzen Erscheinung, in all seinem Wissen und Tun den vollkommensten Gegensatz bildet zu der Handlungsweise seiner Gegner.

Zogen jene prunkend und hoffärtig einher, Reichtum und Üppigkeit achtend als des Lebens höchstes Gut, so trat Sokrates auf, unscheinbar und demutsvoll, aber gerüstet mit dem Freimut, den ein edles Bewußtsein verleiht. Wenn jene von schnöder Habsucht getrieben nur für beträchtliche Summen lehrten und Ärmere von sich hinwegwiesen, pflegte Sokrates ohne alle Belohnung mit jedem Wißbegierigen zu verkehren: denn die Erforschung der Wahrheit war seines Lebens Freude und Lust und die Wissenschaft sein Gewinn. Die Sophisten, nur aufs Äußere hingewandt, mochten Fertigkeiten und Kenntnisse lehren, der Lehrlinge inneres geistiges Wesen blieb entweder ungebildet oder ward durch Unsittlichkeit befleckt. Sokrates hingegen, nach

eigener Aussage aller eigentlichen Gelehrsamkeit fremd, aber um so fester haltend an der Idee des Wissens und der Wissenschaft, trachtete in der Seele der Jünglinge jene Empfänglichkeit für Wahrheit und jenes Streben nach Selbsterkenntnis zu wecken, welches in Leben und Tat wirksam hervortritt und die feste Grundlage der Sittlichkeit wie der Wissenschaft ist. Sprachen die Sophisten Hohn den heiligsten Gefühlen der Menschheit, zerstörten sie den Glauben an ein ewiges Recht, an das Sittengesetz und an die Gottheit, so ward dagegen Sokrates' Leben recht eigentlich geleitet durch kindliche Ergebung in den göttlichen Willen, durch den frommen Glauben an eine höhere Schickung, durch die unerschütterliche Überzeugung von einer Gerechtigkeit, die waltet im Leben wie im Tode. Durch diese Kraft und Tiefe des Geistes, durch diese Erhebung der Seele, durch diese göttliche Schwärmerei hat Sokrates die edelsten Jünglinge und Männer um sich versammelt und in ihrem Geiste sich ein Denkmal gegründet, das nimmer vergeht. Und damit die Wahrheit der Lehre, so er verkündet, beurkundet würde für alle Zeiten, hat er für dieselbe freudig sein Leben geopfert. (Franz Dorothea Gerlach, Historische Studien, 1841.)

SOKRATES UND PLATON.

Wirklich ist nur die sokratische Gestalt. Jagd auf Schein ist sein Dienst der Wirklichkeit, ihm gilt nur, was zu der Mitte schaut, die ihm der Delphische Gott bestimmt, und mag er auch als Denker wirken, ist er doch Gründer der Wirklichkeit eines neuen Reiches.

Gewiß ist er Heraklit und Parmenides gegenüber karg und ungeschmückt, doch kann auf dem Tagsucher nicht der Glanz des Nachmittags ruhen. Seine magere Lehre ist der Ausdruck tieferen instinktiven Drängens; er aber darf der Herrschaft losgelöster Instinkte nicht den seinigen entgegensetzen — „nur aus dem Fernsten her kommt die Erneuerung“. — Er muß in herber Selbstverhüllung und lächelnd über eigene Wünsche den harten Gang gedanklicher Zucht tun, wo jene blutvoll scheinen den Vorwurf blutleerer Betrachtung tragen, wo sie die Rede unheilig schmücken kahl einhergehen, und wo sie in kühnem Wurf triebhafter Vergeudung ausgeben in schwererer Verhaltung sparen: er, der am tiefsten vom Dämon getrieben, am unheimlichsten aus dunklen Gründen erstiegen. Wider die Anarchie der Instinkte nur stärkeren Instinkt zu setzen, hätte den in der Wüste zerfließenden Strom nur zu zeitlichem Überwallen, aber nicht in das alte fruchtbare Bett gezwungen; nur die strengere Begründung des Gesetzes, der sophistischen Bewegung an ihren logischen Ausläufern und Folgen sich entgegenstehend, nur die Verhärtung der Rinde konnte den Ausbruch der Säfte zurückdrängen in das Mark. Es war die Not des Sokrates, nur als Denker zu wirken, und späteren Zeiten war es leicht, aus seiner Not eine niedrige Tugend zu machen, — — indem sie ihn fälschlich als griechischen Rationalisten schmähen. Sein Tod ist seine Lehre, das aber ist die ihm verehrte dorische Harmonie von Wort und Werk, „wenn Sprecher und Gesprochenes in Zucht und Fuge zusammen sind. Und ein solcher scheint mir vor allem ein Musenfreund zu sein,

der nicht Lyra- noch kindlich Spiel, sondern selbst sein eigen Leben in Worten und Werken zusammenklingend als schönste Fuge stimmt, wahrhaft dorisch und nicht ionisch, auch nicht phrygisch oder lydisch, sondern wie jene einzig hellenische Fuge.“ So ist zerspelte Gestalt zu fügen, höchstes sokratisches Ziel, Kritik und Begriff nur Wegbereiter und auch diese heut so entarteten Mittel noch drängend vom Leben voll. — —

So ragt Sokrates in der Apologie in die vor Alter und Ruhm schimmernde Welt vor Troas hinein, wird Hüter gottmenschlicher Heirat und nennt sich selber Bruder des Achill; im Phädrus sprechen Pan und Nymphen aus dem Glanze seiner Stimme und machen ihn zum Kündler des Kosmischen, das der Jünger wiedergewann, und wenn Alkibiades, im Gastmahl den Eros als die Kraft des Kultes bedingend, Sokrates selbst zum Schutzherrn und Träger des Eros feiernd weiht, so ist der Ring des geistigen Reiches geschlossen, wo im mittleren Heiligtume die Gestalt des Sokrates ruht und der Eros von der Mitte zum Rande hin im Kultus gebändigt Bilder des neuen Maßes vermöge der schöpferischen Ideen erzeugt. Diese Erhöhung im verehrenden Dienste geschah auf den Wink der Götter, der um der weittragenden Schwere des Geschickes willen den Sokrates zum zündenden Kündler erkoren. Warum in allen Gesprächen die Glocke nur dieses einen Mundes tönt, warum Platon sich selbst verschweigt, ist nun erkennbar: nicht aus Bescheidenheit des Genius, wie die Flachen wännen, noch aus der „Verborgenheit“ dieser „Sphinxnatur“, dieses „Ungetüms von Stolz und Selbstherrlichkeit“, wie Nietzsche meint, — man möge nicht aus der Person die überpersönliche Not einer Weltlage und neuen Genesis bedeuteln, — nur weil Sokrates als Mitte zwischen Mensch und Gott dort ruht, wo das Unendliche stirbt, um im Endlichen zu leben, das Endliche stirbt, im Unendlichen zu sein, wo die heilige Schmelze des Herzens ist, das wieder die Erinnerung mahnte, „daß ihr von Göttern stammet“.

Wir spüren bang bei Paulus die auch in schwersten Ketten noch lauernde Verführung, sich an Christi Stelle zu setzen; aber der Gedanke, Platon hätte, den Sokrates beiseite schiebend, seine eigene Person zur Mitte machen können, ist zu fremd, als daß er in uns einginge, und doch ist hier das seltene Schauspiel, daß der Jünger den Meister in allen menschlichen Gaben, wenn auch nicht an göttlichem Geschick überragt. (Heinrich Friedemann, Platon, seine Gestalt, 1914.)

SEELE UND LEIB BEI PLATON.

Platon hat, wozu den Orphikern die Leiblichkeit und den Christen der griechische Ursprung fehlte, die auffliehende selbstverzückte Seele dem Felde des Leibes wieder als erdgebundenen Keim eingesenkt und hat vermieden, daß der Schauer vor der Gottverwandtschaft der Seele in der einen erdflüchtigen himmelflehenden Gebärde erstarrte. Die Platonische Seele, — — ist nicht wie die christliche aus der Verneinung des Leibes groß geworden sondern aus der Bejahung der geistigen Schöpferkraft, steht nirgends in einem ursprünglichen und dauernden Gegensatze zum Leibe sondern höch-

stens in einem sekundären und kultlich momentanen und wird deshalb fähig, die wesentlichen Kräfte des Leibes in sich aufzunehmen und neu zu binden.

Wo man gleichwohl eine Verachtung des Leibes zu vernehmen glaubt, muß man bedenken, daß Platons Seele alle Kräfte des Leibes aufgenommen hat und als „Körper“ den nur der Materie unterworfenen rein passiven Stoff übrigließ; deshalb darf man den Platonischen nicht an dem altgriechischen Leibe abwägen, denn der Platonische Leib heißt Seele. Nicht erst im Timäus, wo die überpersönliche und das All umfangende Seele andere Herkunft hat, auch schon im Phädrus, Philebus und der Politeia umfängt die Platonische Seele als Mutter und Gefäß die ganze Macht der Leiblichkeit, Mut und Begierde mit Hunger und Durst, mit „Trieben, Begierden und der Herrschaft über alles Lebendige“, und sie erscheint als so enges Gefüge von Geist und Körper, daß sie, die doch im Wesen körperlos, vom beigesellten Körper in Wert und Haltung auf alle Zeit verändert werden kann. So begegnen die Bindungen der Seele zum Körper denen des Körpers zur Seele, und die kreuzenden Fäden weben ein unentwirrbar einheitliches Tuch. (Heinrich Friedemann, Platon, seine Gestalt, 1914.)

SAPPHO, DIOTIMA UND SOKRATES.

Aberissen von diesem religiösen Hintergrunde bleibt die Erscheinung der lesbischen Frauen ein unnahbares Rätsel — —, Erhebung aus den tieferen Stufen der Sinnlichkeit, Läuterung der physischen zu psychischer Schönheit ist auch hier das einzige Ziel. Auf Erziehung ihres Geschlechts ist Sapphos Bestreben gerichtet, daraus entstehen alle Freuden und Leiden ihrer durch Eros zu stets neuem Wirken und Schaffen, Ringen und Jagen begeisterten Seele. — — Mit ruheloser bebender Seele wirbt Sappho um die Gegenliebe der Mädchen ihres Volkes; sie, die größere, bemüht sich dienend um die geringern. Und nicht einer allein widmet sie ihre Sorge, zu allen treibt sie Eros; die Erhebung und Erziehung des ganzen Geschlechts ist ihre Aufgabe. Wo immer sie leibliche Schönheit findet, treibt sie Eros, auch die geistige zu erzeugen. Seine Tat sind ihre Lieder, seine Wirkung der Wahnsinn ihres Herzens, der Größeres wirkt als menschlich-nüchterne Besonnenheit. Der religiösen Natur dieser Erregung entspricht das Ziel, auf welches die Dichterin immer und immer wieder hinweist. Dem Ungeregelten, dem Anmutlosen selbst in der Kleidung und äußeren Erscheinung tritt sie entgegen; ihr ist die Schönheit nur eine, der Mittelpunkt ihrer ganzen Geisteswelt, der Ausgangspunkt jeder Veredelung. Aber über der leiblichen wird die geistige gepriesen und als letztes Ziel des Strebens hingestellt. — — Jeder die Harmonie orphischen Lebens störenden Leidenschaft tritt sie strafend entgegen, der züchtige Blick ist ihr Beweis der inneren Zucht der Seele, die sie als den höchsten Schmuck des Weibes preist. So von den niedern zu den höhern Erscheinungen aufsteigend, das Körperliche vergeistigend und das sinnliche Leben selbst zur Grundlage des psychischen erhebend, führt sie das Mädchen über die Grenzen des leiblichen Daseins hinaus, eröffnet

ihm den Blick in die Unsterblichkeit, die dem höhern Eros angehört, zeigt ihm unter dem Bilde des Goldes den bleibenden Wert jener Schönheit, die weder der Wurm noch der Rost zu zerstören vermag, und entflammt so in des Weibes Seele die Sehnsucht nach der Ewigkeit des Nachruhms, den ihr selbst die Musen, des Vaters goldenes Haus verlassend, durch das Geschenk ihrer Werke gesichert haben. Vor diesem Gedanken erscheint ihr kleinlich alles, was sie sonst wert hielt, und echt mädchenhaft — — anpries: Geschmeide, Reichtum, jeder Schmuck des äußeren süßen Daseins. Wie bejammert sie die reiche Frau, deren Seele, von keinem höhern Streben edel gehoben, ohne Anteil an den Rosen aus Pierien, unter den dunklen Schatten lautlos und vergessen dahinflattern wird. Am höchsten aber führt sie Eros empor, wenn er, ihre Seele beschwingend, sie über die Trauer des Todes hinweghebt. Dem höchsten Gedanken der orphischen Religion verleiht sie Ausdruck, wenn sie es für Sünde erklärt, in dem musendienenden Hause Klage anzustimmen über den Untergang, da doch des apollinischen Propheten erstorbenes Haupt von der Lyra getragen singend an ihrer Insel Gestade antrieb.

Möcht ich, solches Lied hörend, sterben, war Solons Wunsch. Wie weit sind hinter dieser Erhebung diejenigen zurückgeblieben, die in jenem Gedanken nichts als einen neuen Ausdruck des unzerstörbaren Hanges zu stets heiterem Lebensgenuß, den man als den hervorstechenden Zug der sapphischen Lyrik betrachtet, zu erkennen vermögen. So hat die Vernachlässigung der religiösen Idee, welche die lesbische Lyrik durchdringt, die Betrachtung um ihre schönste Frucht betrogen. In der richtigen Auffassung der höheren Mysterienidee, worauf sich auch Sapphos Gesang über Selenes Liebe zu Eudymion bezieht, liegt der Schlüssel zu der Erklärung der merkwürdigsten Seite, welche die äolische Muse darbietet. Einerseits Wehmut, Klage, Schmerz über den steten Untergang alles Lebens, andererseits die Zuversicht der Unsterblichkeit, welche die Trauer verbannt, in welchem Gedanken findet dieser Widerspruch seine Lösung? Aber die orphische Religion bietet das gleiche Janusgesicht, auf dem einen Antlitz thronen Schmerz und Klage, auf dem andern frohe Zuversicht und Freudigkeit, beide geeint in dem Gedanken, daß über dem steten Untergang alles tellurischen Daseins die Ewigkeit des uranischen Lebens versöhnend wohnt. Je tränenreicher die Klage ertönt, um so mehr wird der Geist auf den höhern Teil der Lehre, die jenseitige Hoffnung, gerichtet. Nirgends tritt das völlige Entsprechen der orphischen und sapphischen Religionsanschauungen bestimmter hervor als hier. Wehmutsvoll ist der Ton der orphischen Lyra, ihr Klang ein Klagegesang. — — Den Tod bejammert sie als ein Unglück, wär' er keines, so stürben auch die Götter. Gellos Gier, der schöngefiederten Taube starrer Tod, die von den Hirten des Gebirgs niedergetretene Hyazinthe, Niobes Schicksal, an alles knüpft sich die wehmütige Erregung ihrer Seele, die gleich einer reizbaren Saite unter den Eindrücken der stets wechselnden Außenwelt erzittert. Der lesbischen Mädchen Melos wird zum Threnos, Sapphos Lyra nimmt in dem Reich der Schatten selbst den Zauber und die Kraft des orphischen Klagegesanges an und entwickelt im Threnos ihren höchsten Reiz. Den klagenden Melodien horchen die Unter-

irdischen, wie Orpheus' Lyra alles bezwingt. Bis in den Hades folgt Sapphos Liebe den Mädchen ihres Volks, denen sie die Lieder sang, deren schönste Entwicklung ihre ganze Seele fesselte. Daß so viele ihre Liebe durch keine Gegenliebe lohnten, so viele, die den Dienst der orphischen Musen verschmähten, nun verloren sein sollten, das ist es, was ihren Schmerz nicht zur Ruhe kommen läßt. Denn das orphische Geschlecht allein ist Proserpina lieb, und an des apollinischen Propheten Grab ertönt der Nachtigall Gesang mit doppeltem Zauber. Nichts vermag Hades über die, welche durch die Pflege des Eros und der Musen Orpheus nacheiferten; den unsterblichen Jungfrauen geeint wandeln sie tanzend einher. Das grobe Gewand des tellurischen Körpers wird in der Region der Gestirne durch ein feineres ersetzt, das Athene webt. Die Wechselbeziehung der Trauer und der höhern Mysterienhoffnung wiederholt sich in Erinna, die aus der Zahl der weniger berühmten Freundinnen Sapphos besonders hervortritt. Wenn sie in dem Epigramm auf Baucis' frühen Tod des Hades Gier und der spinnenden Parze unerbittliches Todesgesetz wehmütig beklagt, so besingt sie anderseits auch die Zikade. An die Zikade aber und die ihr so eng verknüpften Musen, Kalliope und Urania, knüpft sich die höchste Mysterienhoffnung, der Sieg, zu welchem die brechende Saite hindurchführt. Der orphische Charakter der sapphischen Muse begründet jene religiöse Weihe, welche die Alten der Dichterin beilegen. Wenn sie als zehnte den neun Schwestern angereiht und dadurch mit derselben Mysterienbedeutung umgeben wird, welche die Orphik jenen beilegt, wenn sie in gleichem Sinne vorzugsweise die Schöne, die Weise, bei Alcäus selbst die Heilige, anderwärts die Hehre, die Göttliche heißt, so tadelt Plutarch die Hersagung platonischer Dialoge, sapphischer und anakreontischer Gesänge bei Gelagen als eine Entweihung, bei welcher er jedesmal aus ehrfurchtvoller Scheu den Trinkbecher wegzusetzen sich versucht fühle. Anakreon aber ist nach Maximus Tyrius' Bemerkung von derselben sittlichen Anlage wie Sappho, die eben darum trotz der Zeitverschiedenheit von Hermesianax zu jenem in Liebesbeziehung gesetzt wird. Auch er liebe alle Schönen, preise ihre körperlichen Reize, sehe aber stets nur auf Sophrosyne und rühme mit Recht von sich: mich mögen die Knaben lieben meiner weisen Sprüche wegen, Schönes singe ich, Schönes versteh' ich zu reden. Sprechender noch als alles dies ist die Art, wie Sokrates der lesbischen Dichterin gedenkt. Im Phädrus nennt er Sappho die Schöne an der Spitze derer, die sein volles Herz wie Ströme ein Gefäß erfüllt und ihm den Stoff zu seiner begeisterten Lobrede auf Eros geliefert hätten. Als Offenbarung jenes wunderbaren Weibes stellt er all' seine Kenntnis von dem höheren Wesen des orphischen Gottes dar, und mit dieser Auffassung stimmt der mystische Flug der Rede, in welcher er das erkundete Geheimnis mitteilt, nicht weniger die echt vestalische Würde, in der Sappho auf Bildwerken erscheint, vollkommen überein. Wie er aber hier in erster Linie der weisen Sappho gedenkt, so legt er im Gastmahl den höchsten, geheimnisreichsten Teil seiner Liebeslehre der Mantineerin Diotima in den Mund. Zu ihr wandelt er, um das ihm selbst Verschlossene zu erkunden. Vor ihrer höhern Weisheit beugt er sich wie vor einer begeisterten Pythia, ohne Scheu es bekennend, daß er nur mit Mühe in die Tiefen des

Mysteriums zu folgen vermöge. Beide Frauen tragen denselben Charakter, beiden leiht Sokrates dieselbe Erhabenheit, dieselbe Unmittelbarkeit der Erkenntnis, denselben priesterlich-wahrsagenden Charakter. Ganz religiöser Natur ist ihre Erscheinung und all ihr Wissen, mysteriös der Gott, dessen höchstes Wesen sie enthüllen, mysteriös der Flug ihrer Rede, mysteriös die Quelle ihrer Begeisterung. Die Erhabenheit des Weibes ist eine Folge seiner Stellung zu der Geheimlehre, wie wir diese früher schon entwickelt haben. Der Frau ist das Mysterium anvertraut, von ihr bewahrt, von ihr verwaltet, von ihr dem Manne mitgeteilt. In keinem Zuge tritt Sapphos Weihecharakter bestimmter hervor, als in dem Verhältnis, das sie gegenüber Sokrates einnimmt, und dieses ist nicht willkürliche spätere Auffassung, auch nicht eine durch des Weibes nähere Verwandtschaft mit Schönheit und Liebe nahegelegte Fiktion, sondern ein Anschluß an den historischen Charakter der Dichterin, eine Festhaltung des orphischen Wesens der lesbischen Lyrik und der orphischen Bedeutung des Mystagogen Eros selbst. — — Der lesbische Mythos von der Ankunft des singenden Orpheushauptes, seiner begeisterten Aufnahme und seinem Einfluß auf die Gestaltung der lesbischen Muse tritt mit dem Charakter, den Sokrates in Sappho erkennt, in unmittelbare Verbindung, und so ist auch die sokratische Entwicklung der Liebe die schönste Erläuterung jenes Eros, der Sapphos Seele begeisterte und all ihr Schaffen hervorrief. Die unbegreiflichsten Seiten, welche der Dichterin Erscheinung darbietet, werden durch Sokrates' Spekulation Schritt für Schritt dem Verständnis enthüllt. Es ist, als hätte der größte der Philosophen die begeistertste der Frauen zum Urtypus des von ihm entworfenen Bildes der Liebe, ihrer Natur und ihrer Wirkungen auserwählt. Alles, was Sokrates als die Kraft des die Seele beschwingenden Eros darstellt, hat Sappho an sich selbst persönlich erlebt. In philosophischer Entwicklung liegt dort vor, was wir hier in lebensvoller Wirklichkeit vor uns sehen. Nicht nur ist der Fortschritt von dem Sinnlichen zu dem Geistigen, von dem Leib zu der Seele, von den schönen Gestalten zu den schönen Sitten und Handlungsweisen, von dem Streben nach Zeugung in den Leibern zu der in den Seelen, mithin die orphische Grundidee von der stufenweisen Läuterung des Stoffes bei beiden dieselbe, nicht nur die Hinüberleitung der Liebe von ihrer Richtung auf das andere zu der Erziehung des eigenen Geschlechts hier und dort der Ausgang aller höheren Gesittung: überraschender noch sind die Parallelen, welche einzelne Züge und Schilderungen darbieten. Die glühende Werbung um die Liebe eines schönen Mädchens, welche den Inhalt der bei Dionysius vollständig erhaltenen sapphischen Ode bildet, jener Schmerz, den Atthis' Abtrünnigkeit erregt, wie könnte er schöner geschildert werden, als durch die Vergleichung mit dem Nachjagen und Fliehen, in welchem Sokrates den Kampf und die Prüfung der Liebe erblickt. Wahnsinn des Herzens nennt die Dichterin die Leidenschaft, welche sie zu ihren Genossinnen hinzieht, — — und eben diesen Wahnsinn schildert Sokrates als die dämonische Kraft der Liebe, die, wenn mit sterblicher Besonnenheit verdünnt, nur Sterbliches sparsam auszuteilen vermag. Klagt Sappho, sie treibe es hinaus vom Webstuhl, Liebe lasse ihr keine Ruhe, Sehnsucht jage sie hin zum schlanken Knaben, so bedient sich Sokrates der

Worte, weder des Nachts zu schlafen, noch bei Tage irgendwo auszudauern vermöge bei ihrem Wahnsinn die Liebe, sondern sehnsüchtig eile sie immer dahin, wo sie den, der die Schönheit besitzt, zu erblicken hoffe. Wie Sappho dem Alcaeus, den Scham zu reden hindert, vorwirft, daß wenn gut und schön das wäre, was er begehre, nichts ihn hindern könne, frei zu sprechen, so sagt Sokrates, es sei schöner, öffentlich lieben als verstohlen und zwar vorzüglich die Edelsten und Besten. Schildert jene Eros als das bittersüße Ungetüm, so hebt auch Sokrates die stete Verbindung von Schmerz und Wonne hervor und weist darauf hin, daß der Besitzer der Schönheit der einzige Arzt sei für die unerträglichen Schmerzen. Schildert Sappho die Wirkung des Anblicks der Schönheit als schmerzhaft Erregung, welche die Zunge festbannt, das Auge verdunkelt, mit kaltem Schweiß den Körper bedeckt, mit Zittern die Glieder schüttelt, nennt sie dabei den Genuß doch einen göttergleichen, so werden wir an Sokrates' Worte erinnert, in welchen er, um die Empfindungen eines in die höhere Schönheit Eingeweihten darzustellen, erst von Schauer und Ängsten, dann von Fieber, Schweiß und ungewohnter Hitze spricht. Und wenn ferner von Eros ausgesagt wird, immer wandle er umher, das Schöne zu suchen, worin er erzeugen könne: habe er es gefunden, dann unternehme er sogleich zu unterweisen und besitze eine Fülle der Rede über Tugend, wenn weiter die Tonkunst als Wissenschaft der Liebe, diese als Schöpfer der Dichter, die Begeisterung für Einen als geringfügig und nur die allem Schönen dargebrachte Huldigung als würdige Liebe dargestellt, von der innern Einheit des in der Idee Schönen, von der höhern Göttlichkeit des Liebhabers als des Geliebten, weil nur in jenem der Gott wohne, und wieder von dem Dienen des Größern und dessen Ringen um die Gegenliebe des Geringern gesprochen wird: so scheint unter der Hand des großen Künstlers Sapphos Bild immer kenntlicher aus dem zuvor rohen Marmor hervortreten. Welch ein Schauspiel, zwei der schönsten Gestalten des Altertums in solcher Verbindung zu erblicken, derselbe Eros beflügelt Sappho und Sokrates, ist für sie kein bloßer Name, sondern lebendig wirkende Gottheitskraft, der Bildner ihrer Seele, wie er als der größte Wohltäter für das Staats- und Privatleben gepriesen und in dieser lebendigen Wirksamkeit angerufen wird. Beide erkennen in ihm den einzigen Urheber aller Erhebung der Seelen; seinem Triebe folgend widmen sich beide der Erziehung ihres Geschlechts, dem Werke der Zeugung in dem Schönen, das für sie Ausgangspunkt jeder sittlichen Größe wird. Seinem Fluge folgend gelangen beide zu jener Region, wo nicht die Erscheinung, sondern das Wesen der Schönheit wohnt, denn Eros ist seiner Natur nach der Unsterblichkeit verwandt. (Joh. Jak. Bachofen, Das Mutterrecht, 1861.)

DIE PLATONISCHE AKADEMIE.

Die Schöpfung der Wissenschaft des griechischen nicht nur sondern überhaupt des klassischen Altertums, ist das Werk von nur zwei oder, um dem äußeren Anschein zulieb das äußerste zuzugeben, von drei Generationen: des Platon, des Aristoteles und der unmittelbaren Schüler des letzteren. Wenn man erwägt, daß seit dieser Epoche außer der Medizin nur die eigentlich

exakten Wissenschaften, Mathematik, Astronomie und Mechanik, und von sämtlichen Geisteswissenschaften nur die Grammatik eine höhere Ausbildung erfahren haben, und daß für alle übrigen Gebiete der Geistes- und Naturwissenschaften Aristoteles und seine nächsten Jünger durch das gesamte Altertum bis in die neue, zum Teil sogar die neueste Zeit auf einsamer Höhe nicht unerreicht allein, sondern vielfach auch unverstanden, unfaßbar dastehen, so wächst die Leistung jener kurzen Spanne Zeit in das Übermenschliche, Unglaubliche. Kein Blatt der Geschichte meldet von einem zweiten vergleichbaren Vorgang. Ihn sich zu klarerer Vorstellung zu bringen, muß für jeden, der für die Entwicklung des menschlichen Geistes regen und offenen Sinn besitzt, ein Bedürfnis sein. In der Tat ist die Werkstätte jener Meister nicht ganz verschüttet, wir vermögen noch gerade so viel zu erspüren, als ausreicht, um das Unfaßbare faßlich zu machen.

Von seinen Reisen, die ihn an die verschiedenen Stätten wissenschaftlicher Bildung, zuletzt nach Unteritalien zu den Pythagoräern hingeführt hatten, war Platon um die Zeit des Antalkidischen Friedensschlusses (387) heimgekehrt, ein Vierzigjähriger, gereift zum selbständigen Denker, voll von Gedanken und Aufgaben. Der Schiffbruch, den sein Traum, mit Hilfe eines der Gewaltigen dieser Erde die Forderungen der Ethik und Philosophie ins Leben zu übersetzen, soeben gefunden hatte, konnte für ihn nur ein Antrieb mehr sein, das Ziel auf dem naturgemäßen Umwege, durch Erweckung der heranwachsenden Jugend zu verfolgen. Von der Macht der mündlichen Lehre, die vom Herzen zum Herzen dringt und in der empfänglichen Jugend den unsterblichen Funken zu heiligem Feuer entfacht, hat niemand eine so hohe Vorstellung gehabt als Platon. Seine Lehre sollte die Mitte halten zwischen dem ungebundenen Aufklärungsdrange des Sokrates und zwischen den nur gegen Bezahlung sich öffnenden Schulen der Sophisten und aller derer, die sich an dies Muster hielten, der Rhetoren und der Philosophen wie Antisthenes. Der Ort dieser Tätigkeit war zunächst das Heiligtum des in die attische Helensage verflochtenen Heros Hekademos, die Akademeia, etwa sechs Stadien vom Dipylon entfernt im äußeren Kerameikos am Kephisos gelegen; noch heute haftet der Name Akadhimia an der Gemarkung wie ehemals. Das darin von Kimon angelegte, wenigstens mit Parkanlage und Wasserleitung versehene Gymnasium empfahl sich dem Sokratiker als Sammelplatz der Epheben; die herrlichen Platanen, die erst den Äxten der sullanischen Soldaten erlagen, luden zu Gesprächen im Wandeln ein. Seit alters wurde dort Athena, der die ganze Anlage geheiligt war, nebst den Schutzgöttern der unweit angesiedelten Tonarbeiter, Hephaistos und Prometheus, verehrt. Aber so nahe es auch liegen mochte, die genannten zu Schutzgöttern geistigen Schaffens zu erheben: waren doch ihre Namen und Begriffe es nicht, an welche Platon anknüpfte. Vor dem Eingang standen Bild und Altar des Eros, die in der Zeit des Peisistratos von Charmos, dem Schwiegervater des Hippias, geweiht waren. Diesem Eros hat Platon die inbrünstigsten Huldigungen dargebracht, indem er den Begriff des Gottes zu der dämonischen Kraft erweiterte, die den Menschen über sich selbst hinaushebt und das Streben nach dem Unsterblichen und Ewigen erregt. Wie eine Vorahnung klingt es, wenn Euripides den Chor der

431 aufgeführten Medea zur Aphrodite am Kephissos beten läßt, sie möge „als der Weisheit Besitzer die Liebesgötter senden, jeder Tüchtigkeit Förderer“. (Herm. Usener, Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, 1884.)

PLATO UND ARISTOTELES.

Plato verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu tun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so not tut, freundlich mitzuteilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht seines Ursprungs wieder teilhaft zu werden. Alles was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag.

Aristoteles hingegen steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das Übrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuern Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht.

Wenn ein Paar solcher Männer, die sich gewissermaßen in die Menschheit teilten, als getrennte Repräsentanten herrlicher, nicht leicht zu vereinender Eigenschaften auftraten, wenn sie das Glück hatten, sich vollkommen auszubilden, das an ihnen Ausgebildete vollkommen auszusprechen und nicht etwa in kurzen, lakonischen Sätzen gleich Orakelsprüchen, sondern in ausführlichen, ausgeführten, mannigfaltigen Werken, wenn diese Werke zum Besten der Menschheit übrigblieben und immerfort mehr oder weniger studiert und betrachtet wurden: so folgt natürlich, daß die Welt, insofern sie als empfindend und denkend anzusehen ist, genötigt war, sich einem oder dem andern hinzugeben, einen oder den andern als Meister, Lehrer, Führer anzuerkennen. (Joh. Wolfgang Goethe, Geschichte der Farbenlehre, 1810.)

POSEIDONIOS.

Poseidonios ist vielleicht der größte Augendenker der Antike. Ob er die Possierlichkeit der Affen beschreibt, die er in einem Walde an der libyschen Küste sah, wohin ein Sturm ihn auf der Rückreise von Gades verschlagen hatte („Ich sah in Meeresnähe ein Gehölz dieser Tiere voll; die einen in den Bäumen, die anderen auf der Erde; einige hielten ihre Jungen und gaben ihnen die Brust; und ich mußte lachen, als ich auch hängebrüstige und kahlköpfige und kropfhälsige unter ihnen sah und andere Gebrechen mehr“), oder die Tracht der Kelten; oder den Aufzug des Athenion, dieses Hohns auf einen

Staatsmann wie auf einen Philosophen: es ist überall dieselbe Augenfreudigkeit, dieselbe Lust an sinnlich Wahrgenommenem, am Bunten, Mannigfaltigen, dieselbe Lebhaftigkeit in der Ergreifung des Details, die auch hervorbricht, wenn der Philosoph zum Beispiel um die Selbsterhaltungskraft des Kosmos zu versinnlichen, die Himmelsphären oder menschliche Verdauung, Meerfrösche oder den merkwürdigen Vogel Platalea vorführt. Sprachen, Töne, Trachten, Sitten, Körper, Tiere, Pflanzen, alle Seltsamkeiten der Gewässer und der Länder breiten bunt sich aus, doch sie zersplittern und zerschäumen nicht, die Kräfte, die in ihnen wirken, schießen bündelweis zusammen, um sich in dem prismatischen Brechungspunkt zu sammeln, der die Vereinigung der Einzelkräfte mit der Urkraft ist.

Aber wie alle Kräfte der Persönlichkeit, bleibt auch die Augenhaftigkeit seines Erlebnisses nicht auf Ein Reich beschränkt: Verbildlichung, Veranschaulichung ist universaler Trieb in ihm, überall hinzuckende Leidenschaft, die sein Verhältnis zu den letzten Fragen ebenso wie sein Verhältnis zu den Einzelwissenschaften bestimmt, die den Philosophen gleichermaßen zum Weltreisenden und den Weltreisenden zum Philosophen macht, und die dem Schriftsteller den Griffel führt, mag er Geschichte schreiben oder Philosophie. Anschauung ist ihm alles. Selbst die geometrischen Methoden, angewandt um Größe und Geschwindigkeit der Sonne zu errechnen, sind nichts weniger als Wissenschaft in dem Sinne eines Hipparch oder dem unseren, sondern auch nur Hilfsmittel der Einbildung, Anhalte für das Auge, daß es sich, geleitet durch die Anschauung stets wachsender Entfernungen, in der Unendlichkeit des Alls zurechtfinde. Dasselbe Bedürfnis der Verbildlichung macht ihn zuletzt zum Techniker; er konstruiert ein drehbares Uranalogium, welches Cicero bei seinem rhodischen Aufenthalt sieht und bewundert. Peripherischen Wirkungen desselben Triebs entspringen Hypothesen über den Ursprung technischer Errungenschaften oder Schriften über Geometrie und Kriegskunst.

Die große Welt, in ein System gebracht, genügt dem welterklärenden Drange nicht, auch der Mikrokosmos muß sich fügen. Für die Erkenntnis der philosophierenden Triebe ist die Analyse der Verbindungen und Ketten, durch die Makrokosmos und Mikrokosmos aneinander hängen, lehrreich wie kaum etwas. Die Methode, die Begriffe, der Erklärungsnetze, das System der Kräfte, statt der stoisch-orthodoxen Frage nach den Prädikaten, Inhalten, Verstofflichungen der Vernunft die Frage nach der bewirkenden Ursache — bei Poseidonios gleicht in all dem das System der kleinen Welt der großen Welt vollkommen. Aber es tritt hier noch eins hinzu, ersetzend, was dort die Wahrnehmung des äußeren Sinnes leistet: ein gesteigertes Gefühl der eigenen körperlichen Kräfte und Säfte, gleichsam eine innere Anschauung, die alles Sittliche in leiblichen Prozessen, alles Leibliche in sittlichen Zusammenhängen geistig lebhaft fühlt und wahrnimmt. — —

Als Philosoph wird Poseidonios endlich zum Politiker. Er hat sich nicht umsonst die Stätte seiner bürgerlichen Existenz in freier Wahl ersehen. Im aristokratischen Rhodos findet der Syrer seine Heimat. Wenn er die Prytanie, das höchste Amt der Stadt, bekleidet, wenn er in Gesandtschaften nach Rom geht,

so liegt darin mehr als eine Ehrung, mehr als ein politisches Manöver mit dem Ruhme eines Philosophen: wie notwendig, wie bedingt durch seinen Universalismus, wie gefordert durch die systematischen Zusammenhänge seines Geistes ihm die Verbindung zwischen Philosoph und Staatsmann, Theoretiker und Praktiker war, zeigen noch in ihren Fragmenten seine Historien, die nicht nur ein Kunstwerk, sondern auch ein Lehrwerk allergrößten Stils waren. Daß aus schlechter Philosophie und schlechter Lebensführung schlechte Politik komme und umgekehrt, daß die Geschichte selber letzten Endes, im Hinblick auf ihr Menschliches, Moral, im Hinblick auf ihr Schicksalhaftes, Vorsehung und Zeus sei: aus seinen historischen Fragmenten und zumal aus der Athenion-episode redet diese Lehre eine deutliche, fast schrille Sprache. — —

Staatsmann, Denker, Forscher, Erzieher, Deuter aller Dinge, Interpret der Seele und der Götter, der Natur und der Geschichte, Philosoph des höchsten Anspruchs, mit dem Ehrgeiz zur vollkommensten Verkörperung der Menschheit zu gehören, dabei in Tat und Bewußtsein Erbe, Glied aus jener Reihe, deren Ahn er in Pythagoras verehrt, universaler Geist, in dem zum letzten Male eine, soweit erkennbar griechische, wenn auch gedrungene Mystik mit der spröden Klarheit griechischen Kausalsinns, dumpfer Opfer-, Seelen- und Orakelglaube mit dem hellsten griechischen Erkenntnisdrang gemischt, ein weltumspannendes System auskristallisierten, hat der Mensch, der alles das in sich vereinigte, in einem Lehrgebäude aufgehen können, ohne, um den Bau zu krönen, sich ein ideales Ebenbild zu schaffen, einen Träger und Verwirklicher seiner Gedanken? Poseidonios redet wohl auch allgemein, zumal in seinen Widerlegungen, vom „Weisen“, aber mehr in Anbequemung an die orthodoxe Terminologie, als weil ihm das ein Ausdruck wäre. Doch sein eigenes Ideal, prophetisch vorverkündend, erblickt er in den Weisen einer Urzeit, da der Mensch, göttlich gezeugt, noch jung auf Erden, die Mitgift seiner überirdischen Kräfte rein und ungespalten in sich trug, als noch die Weisen Könige und die Könige Weise waren, als der Philosoph, Politiker, Künstler, Forscher, Erfinder, Erzieher, Priester, Arzt, Prophet als universaler Geist in Einzelnen vereinigt über die Erde schritten, große, segnende Gestalten, ein Geschlecht, als dessen später Nachfahr Pythagoras in die geschichtlich helle Zeit reicht, dessen Abglanz noch auf Demokrit und Platon ruht. Der Kulturhistoriker und Ethnograph, je eifriger er gerade hier nach Daten und Belegen sucht, wird nur um so unverkennbarer zum Schwärmer. Welche Ausblicke eröffnet ihm nicht die Bekanntschaft mit den keltischen Druiden! Welche Bestätigungen! Die Großen der Vorzeit leisten ihm, was späteren Zeiten die Antike leistet: Geist von einem starken Bildnerwillen, in der Gegenwart vereinsamt, taucht er in die Vergangenheit, die Ahnen zu finden, die er verehrt. (Karl Reinhardt, Poseidonios, 1921.)

STADT UND STAAT.

ATHEN UND SPARTA.

Von den griechischen Lebenszentren war Athen für Platon gegeben und im Können ererbt, Lakedämon das schon von Sokrates erstrebte und geglaubte Heil. Athen mit der Akropolis auf dem letzten Block des Gebirges, das es nach Norden abschließt, schaut auf eine steinigte, karge Ebene, die sich sanft zum Strande neigt, denn nur zwei Stunden weit leuchtet südlich das Meer; das Land lenkt Schritt und Blick seiner Wohner, unfähig, sie selber zu nähren, über das Meer und weist den Kräften der Stadt die Richtung, nicht um sich selber kreisend der eigenen Wiedergeburten zu warten, sondern an die Weite verschenkt, sich allem Fremden zu öffnen und mit Fremdem sich zu füllen, dem Strome gleich, der an die Ferne und ans Meer sich vergeudet, von der Sonne aufgesogen emporsteigt und über den Umweg der Wolken als Regen in sich selber zurückströmt. Wo der Eurotas nach dem engen Durchbruch durchs Gebirge das breite Tal befruchtet, fett von Triften und fähig seine Anwohner reichlich zu ernähren, lag Sparta, die mauerlose Stadt, auf niedriger Erhöhung; das Meer liegt weit und ohne die verlockenden Häfen Attikas, im Westen starren die zackigen Gipfel des Taygetos, im Osten warf Parnon Kräfte, so sich in die Ferne verschleudern mochten, in das gesättigte Tal zurück: das ruht wie ein verschollener See, rings sperren die Gebirge jeden Abfluß, doch die unterirdischen Quellen nähren und erfrischen seine Gewässer zu stets sich gleicher Frische und durchsichtiger Helle. Der Athener war ein Bürger der Welt und es war keinem verboten, den Mutterboden mit fremder Brache zu vertauschen, nicht minder frei bot die Stadt dem Fremden gern ein Heim, und nur in ihr waren die Metöken geachtet und wurden Bürger. Dem Spartaner stand auf Auswanderung und Reisen der Tod, und wenn etwa fremde Gesandte nach Lakedämon kamen, empfingen oben am Felsentore des Eurotas die Wachen den Gast, der ohne Geleit die Stadt nicht betreten durfte. Die Richtung der Kräfte von Athen erscheint zentrifugal, von Sparta zentripetal, und wenn auch die mechanische Einseitigkeit dieser Bezeichnungen gewaltsam ist, so macht sie doch begreiflich, wie Athen in steter Vergeudung der eigenen Ursprünge leer ward und Sparta im steten Kreisen um den eigenen Mittelpunkt erstarrte, wie dort die Entartung der geistigen Rasse verschwemmte und hier die stete Binnenheirat des Geistes in Dürre endete. Wer hier etwas wie Tadel spürt, hat uns nicht verstanden; heutigem Staate bewußter Zwecke darf man wohl falsche Wege zum Vorwurf machen, doch nicht dem hellenischen Organismus wie auch den Bäumen nicht, wenn einer allzu breit, der andere allzu schmal sich auswächst. (Heinrich Friedemann, Platon, seine Gestalt, 1914.)

DER GRIECHISCHE STAATSMANN.

Die einzige eigentlich gesetzmäßige Verfassung in Griechenland war die republikanische, an welcher jeder Bürger mehr oder minder Anteil nehmen konnte. Wer also etwas durchzusetzen wünschte, mußte, da ihm Gewalt

fehlte, Überredung gebrauchen. Er konnte also Studium der Menschen und Fähigkeit sich ihnen anzupassen, Gewandtheit des Charakters, nicht entbehren. Aber das oft überfein ausgebildete Volk verlangte noch mehr. Es gab nicht bloß der Stärke oder der Natur der Gründe nach, es sah auch auf die Form, die Beredsamkeit, das Organ, den körperlichen Anstand. Es blieb also beinah keine Seite übrig, welche der Staatsmann ungestraft vernachlässigen durfte. Dann erforderte die Staatsverwaltung noch nicht abgesonderte weitläufige Fächer von Kenntnissen, noch Talente dieser Art. Die einzelnen Teile derselben waren noch nicht so getrennt, daß man sich ausschließlich für sein Leben nur Einem gewidmet hätte. Dieselben Eigenschaften, die den Griechen zum großen Menschen machten, machten ihn auch zum großen Staatsmann. So fuhr er, indem er an den Geschäften des Staats teilnahm, nur fort, sich selbst höher und vielseitiger auszubilden. (Wilh. v. Humboldt, Über das Studium des Altertums und des griechischen insbesondere, 1793.)

DER DORISCHE STAAT.

Indem wir vom Dorischen Staate sprechen, müssen wir gleich vornweg die Begriffe der Neuern über Ursprung, Wesen und Zweck des Staats beiseite setzen, nach denen derselbe, wenn man den meisten folgt, eine Sicherungsanstalt der Existenz und Rechte der in ihm enthaltenen Individuen ist. Der alten Vorstellung davon kommen wir näher, wenn wir uns begnügen, den Staat als eine im Bewußtsein der Individuen anerkannte und durch Tätigkeiten, die auf das Ganze Bezug haben, ausgesprochene Einheit zu fassen. Diese Einheit kann aus keiner anderen hervorgegangen sein, als einer durch Natur gegebenen, also der des Volkes oder eines Stammes oder eines noch geringeren Gliedes desselben: wenn auch durch geschichtliche Umbildung die Begriffe Staat und Volk mehr auseinander treten. Je strenger die Einheit ist, um desto mehr Tätigkeit wird gemeinsam, um desto prägnanter der Begriff des Staates. Wie er dieses bei den Griechen im allgemeinen weit mehr war als bei den Neuern, so war er es vielleicht nirgends so sehr als bei den Doriern, deren nationale Ansicht vom Staatsleben in der Verfassung Spartas am schärfsten ausgesprochen ist. Hier bestimmt die Einheit die Vielheit der Persönlichkeiten am durchgreifendsten, und darum ist hier das Leben in seinen meisten Kreisen ein öffentliches und gemeinsames. Die hohe Freiheit des Spartiaten wie des Hellenen überhaupt war eben nichts als ein lebendiges Glied des Ganzen zu sein, während was man in neuerer Zeit gewöhnlich Freiheit nennt, darin besteht, vom gemeinen Wesen möglichst wenig in Anspruch genommen zu werden, oder mit andern Worten: den Staat nach seinem Teile möglichst aufzulösen. Der Dorier suchte im Staate den *κοσμος*, die Einigung des Mannigfaltigen. Es ist ein Grundgedanke dieses Volksstammes, den König Archidamos bei Thukydidēs ausspricht: „Das ist das Schönste und das Beständige, daß die Vielheit einem *κοσμος* dienend sich zeige.“ — —

In der echt dorischen Verfassung standen Ideen an der Spitze, die dem Volksstamme national, und im apollinischen Kultus nach einer andern Seite

hin ausgedrückt waren: die der harmonischen Ordnung (το εὐκοσμον), der innern Regelung und Maßhaltung (σωφροσύνη) und der stets gerüsteten Mannhaftigkeit (ἀρετή). Dazu ist die Verfassung eine Erziehung des Alters wie der Jugend, wie denn überhaupt die Erziehung ein wichtigeres Kapitel im dorischen Staate ist als die Regierung. Daher mußten denn auch alle Versuche, den lykurgischen Staat aus partiellen Zwecken und Absichten zu erklären, mißglücken. Daß äußeres Glück und Genuß nicht das Ziel dieser Einrichtungen war, sah man leicht. Aber man glaubte alles mit Aristoteles aus dem Endzweck herleiten zu können, die Spartiaten zu tapfern Kriegerern und den Staat zu einem herrschenden und erobernden zu machen: da doch Sparta fast niemals Kriege suchte, selten Siege verfolgte und in der ganzen Zeit seiner Blüte keine eigentliche Eroberung machte. Sondern der dorische Staat ist ein Kunstwerk, wie es menschliches Handeln stets wird, wo es, von einem Prinzip be-seelt, sich zu einem Organismus gestaltet, ein Kunstwerk, welches die gesamte Nation in ihrer Einheit fortwährend schafft und darstellt. (Karl Otfried Müller, Die Dorier, 1824.)

DER SPARTANER UND SEIN STAAT.

Jeder Spartaner lebte mit dem Staate, alle Handlungen wurden dadurch öffentliche Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran und verblühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen und Sparta ihn. Er war Zeuge von allem, und alles war Zeuge seines Lebens. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeist eine unaufhörliche Nahrung: die Idee von Vaterland und vaterländischem Interesse verwuchs mit dem innersten Leben aller seiner Bürger. Noch andere Gelegenheiten, diese Triebe zu entflammen, gaben die öffentlichen Feste, welche in dem müßigen Sparta sehr zahlreich waren. Kriegerische Volkslieder wurden dabei gesungen, welche den Ruhm der fürs Vaterland gefallenen Bürger, oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erschienen an diesen Festen in drei Chören nach dem Alter eingeteilt. Der Chor der Alten fing an zu singen: In der Vorzeit waren wir Helden. Der Chor der Männer antwortete: Helden sind wir jetzt! Komme, wer will, es zu erproben! Der dritte Chor der Knaben fiel ein: Helden werden wir einst und euch durch Taten verdunkeln.

Werfen wir einen bloß flüchtigen Blick auf die Gesetzgebung des Lykurgus, so befällt uns wirklich ein angenehmes Erstaunen. Unter allen ähnlichen Institutionen des Altertums ist sie unstreitig die vollendetste, die mosaische Gesetzgebung ausgenommen, der sie in vielen Stücken und vorzüglich im Prinzipium gleicht, das ihr zum Grund liegt. Sie ist wirklich in sich selbst vollendet. Alles schließt sich darin aneinander an. Eines wird durch Alles und Alles durch Eines gehalten. Bessere Mittel konnte Lykurgus wohl nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nämlich, der von allen übrigen isoliert, sich selbst genug und fähig wäre, durch innern Kreislauf und eigne lebendige Kraft sich selbst zu erhalten. Kein Gesetzgeber hat je einem Staate diese Einheit, dieses Nationalinteresse, diesen Gemeingeist

gegeben, den Lykurgus dem seinigen gab. Und wodurch hat Lykurgus dieses bewirkt? — Dadurch, daß er die Tätigkeit seiner Mitbürger in den Staat zu leiten wußte und ihnen alle anderen Wege zuschloß, die sie hätten davon abziehen können.

Alles, was Menschenseelen fesselt und Leidenschaften entzündet, alles, außer dem politischen Interesse, hatte er durch seine Gesetzgebung entfernt. Reichtum und Wollüste, Wissenschaft und Kunst hatten keinen Zugang zu den Gemütern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinschaftliche Armut fiel die Vergleichung der Glücksumstände weg, die in den meisten Menschen die Gewinnsucht entzündet; der Wunsch nach Besitztümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, sie zu zeigen und zu nutzen. Durch die tiefe Unwissenheit in Kunst und Wissenschaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinsterte, verwarhte er es vor Eingriffen, die ein erleuchteter Geist in die Verfassung getan haben würde; eben diese Unwissenheit mit dem rauhen Nationaltrotz verbunden, der jedem Spartaner eigentümlich war, stand ihrer Vermischung mit andern griechischen Völkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege schon waren sie zu Spartanern gestempelt, und je mehr sie andern Nationen entgegenstießen, desto fester mußten sie an ihrem Mittelpunkt halten. Das Vaterland war das erste Schauspiel, das sich dem spartanischen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Er erwachte im Schoß des Staats; alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erste Eindruck in seinem Gehirn, und sein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieses Eindrucks.

Zu Hause fand der Spartaner nichts, das ihn hätte fesseln können; alle Reize hatte der Gesetzgeber seinen Augen entzogen. Nur im Schoße des Staats fand er Beschäftigung, Ergötzung, Ehre, Belohnung; alle seine Triebe und Leidenschaften waren nach diesem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte also die ganze Energie, die Kraft aller seiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeist, der alle zusammen entflammte, mußte sich der Nationalgeist jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher ist es kein Wunder, daß die spartanische Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich scheinen muß. Daher kam es, daß bei dem Bürger dieser Republik gar kein Zweifel stattfinden konnte, wenn es darauf ankam, zwischen Selbsterhaltung und Rettung des Vaterlandes eine Wahl zu treffen.

Daher ist es begreiflich, wie sich der spartanische König Leonidas mit seinen dreihundert Helden die Grabschrift verdienen konnte, die schönste ihrer Art und das erhabenste Denkmal politischer Tugend. „Erzähle, Wanderer, wenn du nach Sparta kommst, daß wir, seinen Gesetzen gehorsam, hier gefallen sind.“ (Friedr. Schiller, Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. II. Heft der „Thalia“ 1786.)

DIE ATHENER NACH DEN PERSERKRIEGEN.

Die Gefahren, welche in den Perserkriegen über ganz Hellas drohend sich erhoben, hatten in vielen Staaten Mutlosigkeit und Furcht, in Athen eine vorher nie geahnte Tatkraft und seltene Hingebung für das Vaterland geweckt. Zum Tode entschlossen hat die athenische Bürgerschaft zuerst allein

den Kampf mit dem mächtigen Herrscher von Asien bestanden und später als leuchtendes Vorbild den übrigen Hellenen die Bahn der Ehre und des Ruhmes bezeichnet. Denn daß dem aufopfernden Mute der Athener und ihren einsichtsvollen Führern zumeist der siegreiche Erfolg der Waffen zuzuschreiben sei, das ist weder den Barbaren unbekannt geblieben, noch hat das Zeugnis der Geschichte darin sich irren lassen. Somit waren die Athener tatsächlich des verbündeten Hellas Haupt geworden, und wenn der früheren Sitte wie dem äußeren Anschein nach Sparta noch die Leitung führte, so ließ für die Dauer sich nicht verhehlen, wo die überwiegende Kraft und der eigentliche Brennpunkt alles Strebens sei. Auf diese Weise ward die ganze Stellung des athenischen Staates verändert. Wohl waren die Athener auch früherhin durch die engen Grenzen einer mäßigen Landschaft eingeengt, auf die See gewiesen. Wohl hatte ihr Seehandel bereits über das Ägäische Meer und bis nach Thrakien sich ausgebreitet, und schon hatte ihre Flotte Kleinasien bedroht, als sie den stammverwandten Joniern in dem fruchtlosen Kampfe für die Wiedergewinnung der Freiheit Hilfe leisteten. Aber was damals als die kecke und rasche Tat der freiheitsstolzen Bürgerschaft erschien, das war jetzo als Mittelpunkt der athenischen Staatskunst hingestellt, und der fortgesetzte Kampf gegen den Erbfeind des hellenischen Namens: wie er einen großen Teil der Seestaaten um Athen vereinigte, so hat er in den Bürgern selber ein stolzes Selbstgefühl erzeugt. Somit war eine höhere Lebensrichtung dem Volk gegeben, das Streben der Einzelnen wie der Gesamtheit hatte ein würdiges Ziel gefunden; das stete Ringen, um dasselbe zu erreichen, und der ununterbrochene Kampf mit feindseligen Elementen erzeugte ein anderes Geschlecht.

Das Volk, im Bewußtsein bewiesenen Heldenmutes und rühmlich vollbrachter Tat, trat hervor aus den Schranken, in die es Herkommen, Gewohnheit und Mißbrauch der Gewalt gebannt hatten: das Gefühl erfüllter Bürgerpflicht weckte stärker den Gedanken an Bürgerrechte; Ruhm, Ehre und Macht sollten gemeinsames Eigentum werden, wie die Gefahr gemeinsam auch gewesen war. Die Reichen und Edlen, im langjährigen Besitz bedeutender Vorrechte, erkannten mit Staunen die erwachende Volkskraft und mit ihr die Anforderung einer gesteigerten Tätigkeit. Weder ruhmwürdige Ahnen, edles Blut, noch alter Zeiten frommer Brauch mochten ferner genügen. Eigene Kraft und geistige Trefflichkeit konnten damals allein eine Stelle sichern in der regsamen Lebensfülle des athenischen Volks. Also, während die einen rangen nach Gütern, deren sie sich würdig erkannten, die anderen kämpften für die Behauptung von Rechten, die sie lange besaßen, entzündete sich ein geistiger Wettkampf um der Trefflichkeit Preis. Und nach allen Richtungen hin des vielgestaltigen Lebens strahlte die leuchtende Flamme des Geistes, und es erschien im wundersamen Einklang und in hoher Vollendung die Eigentümlichkeit des hellenischen Volkes. Bürgersinn und Geistesadel, Manneskraft und Tatenfülle, des Wissens Ernst und Tiefe und der Künste heiteres Spiel waren nicht mehr geteilte Richtungen des sterblichen Lebens, sondern dem gleichen Stamme entwachsen, trat Gedanke und Tat vereinigt hervor und strebte innig vereint einem hohen Ziele entgegen. (Franz Dorothea Gerlach, Historische Studien, 1841.)

ATTISCHE DEMOKRATIE.

So ist in der Tat in Athen mit der Selbstregierung des Volkes so bitterer Ernst gemacht, wie niemals vorher noch nachher in der Geschichte. Es gibt in Athen keine Regierung, kein Ministerium, keine Autorität als die Volksversammlung. Jeder Athener hat das Recht, ihr seine Ansicht vorzutragen und zu versuchen, ob seine Ratschläge Gehör finden; aus den Vorschlägen wählt das Volk kraft der ihm innewohnenden Weisheit aus, was ihm am zweckdienlichsten erscheint. Aber nur um so deutlicher zeigt sich, daß die attische Demokratie tatsächlich auf eine Institution zugeschnitten ist, von der die geschriebene Verfassung nichts weiß: auf die Leitung des Staats durch den auf Vertrauen des Volkes auf unbegrenzte Zeit an seine Spitze berufenen Demagogen. Ihm die Bahn frei zu machen, haben zuerst Kleisthenes, dann Themistokles ihre Reformen eingeführt; Ephialtes und Perikles haben den letzten Schritt getan, indem sie den letzten Rest einer selbständigen Autorität beseitigten und zugleich durch die Heranziehung der besitzlosen Menge zum Regiment die neue Ordnung auf die breiteste Basis stellten. Die Massen, und mögen sie noch so oft sich versammeln — außer den regelmäßigen vier Versammlungen in der Prytanie jederzeit, wenn rasche und außerordentliche Entscheidungen erforderlich waren —, selbst regieren können sie nicht; irgendeine Einheit aber muß da sein. Einen Überblick über die Lage des Staats, das Finanzwesen, die äußere Politik in Krieg und Frieden kann nur gewinnen, wer die Staatsgeschäfte als seinen Lebensberuf treibt. Einfluß zu gewinnen, sei es auf einzelnen Gebieten, sei es auf der Gesamtleitung, mögen beliebig viel versuchen; gedeihen kann der Staat nur, wenn die Politiker sich einer überlegenen Persönlichkeit unterordnen, oder wenn, falls mehrere um den Primat kämpfen, der Souverän eine definitive Entscheidung trifft — die Form dafür bot der Ostrakismos — und sich dann dem Mann seiner Wahl mit vollem Vertrauen hingibt. Dieser Regent oder, wenn man lieber will, dieser Premierminister des souveränen Volkes kann aber — das ist noch für Perikles selbstverständlich — nur ein Mann aus den ersten Familien sein; denn die Stellung setzt die volle Hingabe aller Kräfte an den Staat voraus, ohne daß sie irgendwelchen materiellen Gewinn oder auch nur einen Ersatz für die aufgewandte Arbeit, für die großen Ausgaben der leitenden Stellung gewährt noch gewähren darf. Darauf beruht es, daß der Kampf um die Verfassung zugleich ein Ringen der großen Adelsgeschlechter um die Herrschaft gewesen ist, daß das ehrgeizigste von ihnen, die Alkmeoniden, jetzt in seiner weiblichen Linie durch Perikles vertreten, in demokratischen Konzessionen allen andern den Rang ablief, um dadurch um so sicherer und dauernder für sich selbst die Herrschaft zu gewinnen. Aber die Kehrseite fehlt nicht. Solange der Demagoge das Vertrauen der Massen behauptet, ist seine Stellung so unumschränkt und allmächtig wie nur je die eines erblichen Monarchen oder eines erfolgreichen Usurpators. Aber hören seine Erfolge auf, regt sich das Mißtrauen, wissen kühne Rivalen ihm die Volksgunst zu entziehen und eine neue politische Wendung herbeizuführen, dann kann seine Macht so jäh und so völlig zusammenbrechen, wie nur je die eines Tyrannen. Und mit der politischen Katastrophe ist es nicht getan.

Es war ein gefährliches Amt, dem Volk von Athen zu dienen. Der Demos war souverän und unverantwortlich; die Schuld für jeden scheinbaren oder wirklichen Mißerfolg, für jede Verschönerung seiner Gunst trug nicht er sondern seine Ratgeber; so war es sein gutes Recht, sie zur Verantwortung zu ziehen. Das hat der attische Demos so eifrig und so erbarmungslos getan wie nur der launischste Despot. Es ist der Ruhm des Perikles und seiner Genossen, daß sie bei der Umwälzung von 461 jedes gerichtliche Nachspiel gemieden haben und selbst der nach der thasischen Expedition gemachte Versuch, Kimon zu verurteilen, nicht wieder aufgenommen wurde. Sonst aber hat im Leben der athenischen Demokratie jede Wendung im großen wie im kleinen zu den schlimmsten Prozessen geführt; ihr Andenken ist gebrandmarkt durch die unabsehbare Reihe schimpflicher politischer Urteile gegen die leitenden Staatsmänner wie gegen Feldherrn und Gesandte, von den Prozessen des Miltiades und Themistokles an. Noch weit verhängnisvoller aber war es, wenn mit dem Sturz des leitenden Staatsmannes zugleich sein Posten vakant wurde, wenn die Gegner zwar die Kraft hatten, ihn zu beseitigen, aber nicht ihn zu ersetzen. Das war bisher nicht oder doch nur vorübergehend eingetreten, solange noch ein Fortschritt der inneren Entwicklung möglich war. Jetzt aber, mit der Umwälzung von 461, war das letzte Ziel erreicht, über das hinaus niemand mehr gehen konnte, und zugleich war mit dem Sturz des Areopags der letzte Hemmschuh beseitigt. War es zu erwarten, daß die emanzipierten Massen, wenn sie sich einmal fühlen gelernt hatten, sich aufs neue der Autorität eines auch noch so bedeutenden Mannes fügen würden? War das nicht der Fall, dann mußten die Schattenseiten der radikalen Demokratie um so furchtbarer hervortreten, dann mußte sich zeigen, was es bedeutete, einen Staat, der eine Großmacht sein wollte und mußte, zu organisieren ohne eine Regierung. Der attische Staat ohne anerkannten Demagogen war nichts Anderes als permanente Anarchie. Einstweilen freilich lagen derartige Gedanken und Besorgnisse noch fern. Gerade der Umstand, daß Perikles und seine Genossen den breiten Massen die Beteiligung am Staatsleben eröffnet hatten, gab ihnen den festesten Halt; diese empfanden, daß sie ohne ihren Führer sich nicht behaupten konnten. Dadurch hat Perikles eine Stellung gewonnen, die auch schwere Stürme unerschüttert bestehen und Mißerfolge ertragen konnte, wie sie jedem anderen Staatsmann verhängnisvoll geworden wären. (Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, 1901.)

DAS REICH ALEXANDERS.

Als ein epochemachendes Ereignis oder vielmehr als ein bedeutender Zeitabschnitt ist das Jahr 323 vor Christi Geburt anzusehen, in welchem Alexander der Große seine tatenreiche Laufbahn in Babylon beschloß. Dieser so vielfach gepriesene und allgemein bewunderte Fürst hatte in dem kurzen Zeitraum von kaum 13 Jahren geradezu Unglaubliches vollbracht. Er hatte sich zum Oberfeldherrn aller griechischen Staaten, Stämme und Städte emporgeschwungen und an der Spitze seines Heeres in drei Schlachten die ungeheure Macht der Perser niedergeworfen; er hatte siegreich einen

großen Teil von Europa, Afrika und Asien bis zum Indus und Ganges durchzogen und ein Reich gegründet, dem selbst die sagenhaften Eroberungen der Assyrer und Ägypter nicht verglichen werden können. Vom Adriatischen Meer bis zum Stillen Ozean, von den skythischen Steppen bis zu den Sandwüsten Afrikas sollten alle Völker von den verschiedensten Sprachen, Sitten und Gebräuchen zu einem großen Ganzen vereinigt und durch Handel, Verkehr und Gedankenaustausch einander befreundet werden: die Schranken zwischen dem Morgen- und Abendlande sollten fallen, der Norden sollte dem Süden genähert werden.

Zum letzten Male war die außerordentliche Machtfülle des neugegründeten Reiches in ihrer ganzen Herrlichkeit erschienen, als Alexander nach seiner Rückkehr aus Oberasien im erwähnten Jahre alle seine Getreuen in Babylon um sich versammelt hatte und die Huldigungen der Völker dreier Weltteile empfing. Da waren außer den sämtlichen Feldherren und Statthaltern die Sendboten aller asiatischen Völker, namentlich der Perser, Meder, Baktrier, Inder und der kleinasiatischen Völkerschaften, aus Europa nebst den Abgesandten der griechischen Staaten, der Athener, Lakedämonier, Thessaler, Bötier, Phoker, auch die Thraker, Illyrier, Skythen und die Anwohner des Adriatischen Meeres erschienen, aus Italien Lukaner, Bruttier, Etrusker; aus Gallien und Hispanien Kelten und Iberer; aus Afrika Ägypter, Karthager, Libyphöniker, Äthiopier und die Abgeordneten der Völkerschaften bis zu den Säulen des Herkules. Alle waren gekommen, um dem mächtigen Herrscher ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen und ihre Wünsche und Gelübde ihm darzubringen oder um seine schiedsrichterliche Entscheidung für innere Streitigkeiten nachzusuchen, sodaß damals in der Tat Alexander als Herrscher des Erdkreises und als Gebieter dreier Welten erschien, dem keine Macht der Erde Widerstand zu leisten vermochte. Aber wie der Riesengeist eines einzigen Mannes diesen wunderbaren Bau geschaffen hatte, so stürzte derselbe mit dem Tode seines Urhebers zusammen, und mit dem Umsturz seines Thrones lag die Welt in Trümmern. (Franz Doroth. Gerlach, Griechischer Einfluß in Rom, 1872.)

ENTWICKLUNG DER GRIECHISCHEN STAATENWELT.

Die Sophistik geht daran, nach allen Seiten der Wirklichkeit hin diesen Anspruch durchzusetzen: nach den letzten Gründen und Zwecken zu forschen. Staatlich versucht sich dasselbe Prinzip in der Demokratie Athens durchzubilden, im vollsten Gegensatz gegen Sparta und dessen auf starre Herkömmlichkeit gegründete Weise; es teilt sich Hellas für und wider die Bewegung; es beginnt ein Kampf, der zum ersten Male in der Geschichte nicht bloß Volk gegen Volk, Masse gegen Masse, sondern Prinzipien widereinander führt. Wohl erliegt äußerlich Athen, aber die Gedanken der neuen Zeit breiten sich unwiderstehlich überallhin aus; die Demokratie, die Aufklärung, die kritisierende Doktrin beginnt das hellenische Leben zu beherrschen.

Es bestehen noch die hellenischen Staaten in mannigfachen Formen, voller Herkömmlichkeit, mit dem Dienst städtischer Gottheiten verwachsen, alte,

nur faktische Bildungen, überall der Staat nur in der Form der „Stadt“, das kommunale und staatliche Wesen ungeschieden. Aber über sie erhebt sich die politische Theorie nicht ohne den Anspruch, die Wirklichkeit umzugestalten, von der sie sich schon so weit entfernt hat, da und dort eindringend, in Kritias, Epameinondas, Dion von momentanen Erfolgen; so wie an die Stelle der alten, winkligen Städte, wie die Zeit und das Bedürfnis sie hat entstehen lassen, sich deren neue erheben mit geraden, breiten Straßen und regelmäßig geteilten Quartieren, ebenso beginnen sich in den Verfassungen die neuen rationellen Bestrebungen geltend zu machen. Es ist die bedeutendste Wendung in der Entwicklung des Griechentums. Mißverstehen wir jene Zeit nicht! Was uns als Grundlage des staatlichen Wesens erscheint, die Freiheit und das Recht des Individuums, das ist in der Griechenwelt als Verderben der guten alten Zeit eingetreten. In dieser hat es sich von selbst verstanden, daß die einzelnen nur um des Staates willen und durch den Staat sind, sie gehen ganz in demselben auf, sie haben keine Möglichkeit selbständiger Existenz außer in ihm; von privaten, von rein menschlichen Beziehungen ist noch nicht die Rede; man ist Bürger und nur Bürger. Dann beginnt die tiefe Umwandlung: die Sophistik und die spätere Demokratie erheben das Recht des Menschen gegen das des Bürgers, das Interesse der Einzelnen gegen das des Staates; der Staat hat nicht mehr die Macht, die voll und ganz sein zu nennen, welche allein seine Ehren und Pflichten haben. Und doch vermag er ebenso wenig, sich zu einer rein territorialen Bedeutung umzubilden; unter den Einwohnern des Landes der Geburtsadel, als Bürger dieses Landes geboren zu sein, gibt nach wie vor allein die Befugnis, an seiner Souveränität, seinen Herrschaftsrechten, dem Genuß seiner oft einträglichen Ehren teilzunehmen. Schon hat man sich entwöhnt, mit dem Bürgertum die Pflicht der Waffen zu identifizieren; man läßt das Vaterland durch Söldner verteidigen, und das Privatinteresse der beteiligten Bürger, die Furcht vor außerordentlichen Leistungen, vor besonderen Anstrengungen, vor möglicher Auflehnung der Beherrschten, die man rücksichtslos und eigennützig zu bedrücken fortfährt, bestimmt die Politik dieser republikanischen Staaten. Überall empfindet man den Widerspruch zwischen den hergebrachten Verhältnissen und der besseren Einsicht, zwischen den alten politischen Gewohnheiten und Maximen und den neuen Theorien und ihren Forderungen; im Innern wie nach außen hin sind die Staaten von ihren alten Grundlagen gelöst, ohne deren neue gewonnen zu haben; ein Zustand voller Unruhe und Schwäche, die Geburtsstätte einer neuen Zeit.

Die Theorie ist es, die diese zu erfassen versucht; sie kehrt mit Bewußtsein zu den alten Grundlagen des Staatslebens zurück. Der Staat ist das Frühere, ist das, um deswillen und durch den die Einzelnen sind. Aber indem dies Allgemeine fordert, als solches zu gelten und zu sein, erhebt sich der Begriff des Staates zu einer Macht über die schon geltenden Ansprüche der Einzelnen, zu einer Abstraktion über der bürgerlichen Gemeinschaft; er ist nicht mehr in der freien und tätigen Mitwirkung aller, er drängt dazu, sich in einigen oder in einem darzustellen, den andern das Bestimmterwerden zuweisend; die ein niedriges Gewerbe treiben, sollen ausgeschlossen sein von Amt und Gericht,

sollen als unvollkommene Bürger angesehen werden; die Arbeit soll verteilt werden nicht bloß für die notwendigen Bedürfnisse des Lebens, sondern auch für die Verwaltung des Staates und für das Kriegswesen. In diesen und ähnlichen Sätzen der aristotelischen Politik fühlt man die verwandelte Anschauungsweise jener Zeit; es gilt Gliederungen innerhalb der Verfassungen zu gewinnen, in denen die natürlichen Unterschiede schon nicht mehr von selbst gelten, die Zeit, wo „die Stadt“ die letzte politische Einheit, gleichsam die Monade des staatlichen Lebens war, ist dahin, und die demokratische Weise der Zeit, verbunden mit der Ausschließung der Sklaven, der Fremden, macht es unmöglich, neue organische Bildungen im Bürgertum selbst zu gewinnen; jeder Versuch bringt statt Stände Faktionen hervor. Die Theorie, wie sie aus den alten historischen Bildungen abgeleitet ist, genügt nirgend; die erwachten Bedürfnisse drängen zu anderen Abhilfen. Die neuen Tendenzen wenden ihre Kraft nach der entgegengesetzten Seite hin; jene politischen Einheiten selbst müssen überholt werden von größeren, umfassenderen Allgemeinheiten; von der Stadtverfassung muß emporgestiegen werden zu Staatsverfassungen, innerhalb deren jene selbst zu einer nur kommunalen Selbständigkeit wird, aber so, daß sie in dem allgemeinen Verbande ihr Recht und ihre Garantie hat.

Auf zwei Wegen scheint dies möglich zu sein, durch föderative oder monarchische Bildungen; dies sind die beiden Prinzipien der hellenistischen Zeit. Beide Wege, der monarchische und föderative, scheinen sich vereinen zu wollen. Philipp überwältigt die zersplitterten Kräfte Griechenlands, dann erweckt er die alte, abgestorbene Amphiktyonie von neuem, er vereint die Politien Griechenlands in dem Synedrion von Korinth, er läßt sich zum gemeinsamen Feldherrn der verbündeten Griechen ernennen; nach innen selbständig, sollen sie eine Einheit bilden zum Kampf gegen die Barbaren; es scheint endlich, als wenn sich der große Gegensatz der Einheit und Freiheit versöhnen will. Aber Philipps, Alexanders Macht ist zu überlegen, als daß die innere Selbständigkeit der Stadtverfassungen ungefährdet bleiben könnte, der partikularische Trieb in ihnen zu mächtig, als daß sie nicht den nächsten Anlaß benutzen sollten, die Bundesverfassung zu zersprengen. Wie wüst sind die Kämpfe Griechenlands in der Diadochenzeit; immer wieder ertönt der Ruf zur Freiheit; aber sie hat nirgend mehr eine Stätte, da sie ihre letzte Sicherung und Möglichkeit, die in der Einheit, verschmäht hat; den alten sporadischen Politien bleibt nichts als Ohnmacht und schmerzliche Erinnerung; das Leben des Griechentums scheint vollkommen erstorben. Aber aus dem verdorren Stamm, wie ein alter Autor sagt, schlägt an der Wurzel noch ein neuer Trieb aus: in dem achäischen Bunde verwirklichen sich endlich jene föderativen Tendenzen. Gleiche Berechtigung der verbündeten Städte, Souveränität der Gemeinsamkeit aller und kommunale Selbständigkeit der einzelnen, das sind die Hauptmomente in diesem Bundesstaate, der, der Polyprotie früherer Zeiten gerade entgegengesetzt, die staatsrechtliche Entwicklung der neuen Zeit nach einer Seite hin nicht allein, aber am vollständigsten darstellt.

Gegenüber stehen die monarchischen Tendenzen. Alexanders Eroberungen in

Asien haben ihnen Raum gegeben, sich zu entwickeln, das schnelle Zersplittern seines Reiches läßt sie sich in verschiedenen Formen gestalten. Die Literatur gleich nach seinem Tode ist reich an Schriften über das Königtum gewesen; in mannigfaltigster Weise hat sich die Theorie mit den neuen Bildungen beschäftigt, sie beherrscht die derzeitigen Erzeugnisse historischer Phantasie. Ein Königtum an der Spitze eines Volksheeres, die Strategie des hochgebildeten Griechentums hat jene Eroberungen gemacht; makedonische Waffen und griechische Bildung sind die nächsten Stützen der neuen Reiche; eine unendliche Mannigfaltigkeit von Rechten, Verfassungen, Bildungen, Kulturen wird subsumiert unter dem neuen Interesse des Staates, der, ohne aus ihnen hervorgegangen, mit ihnen in natürlicher Weise verwachsen zu sein, in abgegrenzter und in sich geschlossener Weise über ihnen ist, der, umgeben von anderen in ähnlicher Weise begründeten Staaten, sich zu ihnen in der Weise der Kabinettpolitik und des Territorialinteresses verhält, in gegenseitiger Anerkennung und Garantie sein Recht hat; — Königreiche, auf stehende Heere gestützt, nach außen und innen als einige staatliche Macht dargestellt, in der alles Recht und Anerkenntnis der Zugehörigen zusammengefaßt ist, durch zentrale Administration regiert, deren Ausgangspunkt der Hof und das Kabinett des Königs ist; — und dieser König selbst als die persönliche Darstellung des Staates ein Gegenstand der Verehrung und des Kultus, wie weiland die Stadtgottheiten, in denen die alten Politien die Idee des Staates dargestellt sahen und als präzente Macht verehrten; ein völliger Gegensatz des Staatlichen und Religiösen, die einst ebenso völlig verschmolzen waren.

Wie weit von seinen Anfängen hinweg ist nun der hellenische „Staat“! Er ist sich selbst nicht mehr gleich, aber aus seiner eigenen Entwicklung her hat er sich zu diesen hellenistischen Formen umgestaltet. Die Zeit, wo man nur Athener, Spartaner, Tarentiner, nur Bürger sein konnte, ist vorüber. Es ist die Sphäre des Privatlebens möglich geworden, und die verwandelte Stimmung findet in Epikurs Lehre ihren Ausdruck und Zusammenhalt. Ja, noch in umfassenderer Weise sinkt die alte Beschränktheit. Im Anfang war die sprödeste Absonderung der kleinen und kleinsten Stadtgebiete: schon der Bürger der Nachbarstadt war ein Fremder, war ein Feind, soweit nicht besondere Verträge oder heilige Vereinigungen den Frieden schützten. Dann erweckte die Vorstellung des gemeinsamen Griechentums; desto schärfer empfand man den Gegensatz gegen die Barbaren; noch Aristoteles sagt: „Sie sind geboren, Sklaven zu sein.“ Er riet dem Alexander, die Griechen als Feldherr, die Barbaren als Herr zu behandeln, für jene als für Freunde und Verwandte zu sorgen, mit diesen wie mit Pflanzen und Tieren zu verfahren. Auch dieser, der letzte naturbestimmte Gegensatz mußte sinken. Alexander begann das große Werk: „Allen befahl er,“ sagt ein alter Schriftsteller, „als ihre Vaterstadt die Welt, als deren Akropolis das Lager, als Verwandte die Wackeren, als Fremdlinge die Schlechten anzusehen.“ „Und die vielbewunderte Politik Zenons, des Begründers der stoischen Schule,“ sagt derselbe Autor, „läßt sich füglich in diese Hauptlehre zusammenziehen: daß wir nicht mehr nach Städten und Gauen getrennt, jeder durch eigene Gerechtsame gesondert wohnen, sondern

alle Menschen für unsere Gaugenossen und Mitbürger halten sollen, und ein Leben und eine Ordnung sei, wie in einer vereint weidenden, auf allgemeinsamer Trift sich nährenden Herde.“ Zum ersten Male dehnt sich über die Völker, Griechen wie Barbaren, der Begriff einer Gemeinsamkeit aus; zum ersten Male treten die verschiedenen staatlichen Bildungen auf gemeinsamer Basis, in gegenseitiger Anerkennung zueinander; es zeigen sich die Anfänge eines Staatensystems, dessen Einfluß sich über den Kreis der hellenisierten Welt hinaus geltend zu machen sucht, bis er dann an der universalen Tendenz der römischen Republik seine Schranke und endlich seinen Untergang findet. (Joh. Güst. Droysen, Geschichte des Hellenismus, 1836/43.)

DAS SPÄTE GRIECHENLAND.

Als in dem Zeitalter der Antoninen Pausanias Griechenland durchreiste, fand er, bei zahlreichen Überbleibseln des vormaligen Glückes, eine weit größere Anzahl von Erinnerungen an erlittene Übel. So wie nach dem Glauben des Altertums die Götter den Mauern entweichen, welche der Arm ihrer Bürger nicht mehr verteidigen kann, so war durch den Zepter makedonischer Herrscher und die härteren Rutenbündel römischer Prokonsuln die alte, göttergleiche Hoheit aus dem unverteidigten Lande verscheucht worden. Die Kraft des vormals edlen Volkes war gebrochen; seine blühenden Fluren lagen verödet; über den Gefilden seines Ruhmes schwebte die Trauer. Megalopolis, die jüngste aller hellenischen Städte, war fast aller ihrer Zierden beraubt, und wo ehemals Tempel und Gymnasien gestanden hatten, weideten jetzt auf fetten Wiesen Herden von Rossen und Maultieren. Das alte goldreiche Mykenä war bis auf die Spuren seiner kyklopischen Mauern von der Erde verschwunden; das stolze Thebä, die Siegerin bei Leuktra und Mantinea, war in Trümmern zerfallen; Delos, einst der Mittelpunkt des hellenischen Gottesdienstes, war, bis auf die schönen Erinnerungen aus alter Zeit, den schlechtesten Felsen aus dem Archipelagos gleich. Auch die erhaltenen Städte glichen doch nur einem Schatten ihrer selbst, und in ihren vormalig belebten Straßen regte sich nur ein mattes und dürftiges Leben. Allerdings zwar bildete der Anblick dieses Zustandes mit der Erinnerung an die alte Herrlichkeit einen schmerzlichen Gegensatz; aber der besonnene Reisende tritt dem wehmütigen Gefühl mit ernster Betrachtung entgegen: „Die Gottheit“, sagt er, „hat diese berühmten Städte in Nichts verwandelt; doch wundere ich mich nicht darüber, weil ich weiß, daß das Schicksal immer Neues zu schaffen strebt, und das Schwache wie das Starke durch die Kraft der Notwendigkeit umwandelt.“ (Friedr. Jacobs, Über den Reichtum der Griechen an plastischen Kunstwerken und die Ursachen desselben, 1810.)

DIE GÖTTLICHE SENDUNG ROMS.

Der Stadt Rom sichern sieben heilige Unterpfänder, die *pignora imperii*, ewige Dauer, der konische Stein, der tönernerne Jupiterwagen von Veji, die

Asche des Orestes, das Zepter des Priamus, der Schleier der Helena, das Ancile, das Jupiter nach Romulus Tod mit drei Blitzen aus dem sich erschließenden Himmel sandte, endlich das Palladium. Ihrem Kapitol ist die Weltherrscherschaft verheißen, ihr sind von dem Gründer drei Namen gegeben, der bürgerliche, Roma, der priesterliche, Flora, und überdies der mystische, Amor. Der letztere ist das große Geheimnis der Stadt, die auf den sieben Bergen sitzt, die Bürgerschaft, daß Gott sie niemals verlassen werde, daß er ihr Imperium immer mit der gleichen Liebe umfasse. Der bürgerliche, Roma, Valentia, bezeichnet die Kraft der Stadt, deren Grenzen zu verrücken keiner Zeit gelingen wird. In dem priesterlichen, Flora, endlich liegt die Zuversicht ewiger Jugendblüte, welche Konstantin mit dem Namen selbst auf seine neue Roma überzutragen beflissen war. Über der Stadt waltet ein geheimnisvolles Wesen, das sie stets schirmt und das doch niemand kennt; die Ewigkeit ist Roms gewöhnlicher Titel, mit dem sich die Stadt am liebsten schmückt. Mag sie schön sein gleich andern, ewig ist nur sie allein, durch sie Italien, und das ist es, womit jene Dichterin ihren Lobgesang eröffnete:

Heil sei dir, o Tochter des Ares, Roma,
Mit dem Goldband, schlachtenbeseelte Herrin,
Die Olympos Pracht du bewahrst auf Erden
Stets unerschüttert.

Dir allein gab Mōra die allerhabene,
Hoheit unzerreißlicher Königsherrschaft,
Daß du stets die Herrengewalt besitzend
Führest die andern.

Dieser Glaube an eine göttliche Verheißung begleitete Rom von der Wiege bis zum Grabe. In ihm liegt das Geheimnis seiner Macht und Größe, in ihm der nie versiegende Quell jener inneren Kraft, die sich in den größten Nöten zu der größten Anstrengung aufraffte, in ihm jenes Gottvertrauen, das nie an die Möglichkeit dachte, als könnte Jupiter je sein Volk verlassen, das von dem ersten Tage an Roms Unsterblichkeit vor sich sah und sie darum auch errang, weil es an sie glaubte. Aber zu dem hohen Ziele, das der himmlische Herrscher verheißen, kann auch nur er sein Volk geleiten. Er ist es, der Glück und Gedeihen sendet, er, der die Legionen zum Siege führt. Und so muß auch jedes Unglück nur eine Ursache haben: den Zorn der Gottheit. Es ist die Strafe des Abfalls von ihr und erfolgt jedesmal, wenn entweder ihre Offenbarung vernachlässigt oder ihr Dienst versäumt worden ist. Daher wird die ängstlichste Sorge auf die Versöhnung der himmlischen Mächte und die Erforschung ihres Willens in den Auspizien verwendet. Jupiter hört nie auf, sich seinem Volke zu offenbaren, und wie er ihm vor alters die Herrschaft verheißen und ihre Pfänder gesendet, so zeigt er ihnen nun ohne Aufhören die Wege, sie zu erringen. Er gibt ihm keinen mühelosen Sieg, erspart ihm keinen Kampf und keine Arbeit. Aber die Mittel zum Siege weist er ihm an. Er offenbart sich dem, der seinen Willen

erkundet und sich um seine Huld bewirbt. So wird die Kraft des Menschen nicht durch einen ertötenden Fatalismus gelähmt, sondern durch ein edles Gottvertrauen zu jeder Mühe und zu jeder Anstrengung gestählt und angespornt. Das Verhältnis des römischen Volkes zu seinem göttlichen König Jupiter hat einen durchaus edlen und freien Charakter. Die Verheißung ist der Stadt von oben gegeben, aber nur durch eigene Kraft und Tugend vermag sie den Preis zu erringen. Die Huld der Himmlischen ist ihr stets erreichbar, aber nur die ängstlichste Sorgfalt vermag sie zu erhalten. Mühevoll ist der Dienst der Himmlischen und nur das reine Herz gefällig, kostbar braucht er nicht zu sein. Die Offenbarung wird nie versagt, aber wenn ohne Bitte gesendet, braucht der Mensch sie nicht anzunehmen. Mit der höchsten Notwendigkeit verbindet sich die höchste Freiheit. So ist Roms Größe die Schöpfung seines Volkes, das Werk seiner Männer. Aber das, woraus diese ihre Kraft schöpften, das, was ihnen stets neuen Mut verlieh, das, was die Decier zum Tode begeisterte und Rom in den schwersten Nöten nie verließ, als alle Stützen brachen, ist nur allein jener Glaube an den göttlichen Ursprung des Staats und an die Verheißung, welche ihm geworden war. Keine menschliche Größe ist ohne einen Hauch der Gottheit. *Nemo vir magnus sine aliquo afflatu divino unquam fuit.* Aber ebensowenig hat je ein großes Volk sein Werk vollbracht, ohne lebendigen Glauben an seine göttliche Berufung.

Denn wo immer Großes geschaffen worden ist, da hat es nur durch das Vertrauen auf den Beistand der himmlischen Mächte zustande kommen können. Hier liegt der wahre und einzige Ursprung einer nachhaltigen Volkskraft. Und hierin ruht auch das Geheimnis der römischen Größe. Nicht die Vollendung der Formen, nicht Gesetze und nicht Verfassungen haben dieses Volk zu dem gemacht, was es geworden, dem Herrscher des Erdkreises. Dazu ist es emporgestiegen durch die Unterordnung seines ganzen Staatswesens unter eine höhere Ordnung der Dinge. Der römische Staat ruht auf einer göttlichen Grundlage, seine Magistratur ist der Ausdruck einer höhern göttlichen Macht, und alle seine Bestandteile werden von religiösen Ideen durchdrungen und gehalten. Zu keiner Zeit ist diese Verbindung des irdischen Staats mit der übersinnlichen Welt aufgelöst worden. Selbst die ausgebildete Demokratie, deren Herannahen Polybius in einer Zeit weissagte, da von dem Hochgefühl des Sieges und im Taumel der höchsten Wonne jeder Laut der Besorgnis verstummte, selbst sie hat es nicht gewagt, die alten Bande ganz zu zerreißen. — So ruht auf Rom von seiner Gründung an eine hohe Verheißung. Durch das Königtum des Gründers kömmt auch der Stadt ihr höchstes Herrscherrecht, und in dem Augustum Augurium, das dem Romulus die Königsbotschaft bringt, erkennt nur das gesamte Volk die Verheißung seiner eigenen großen Zukunft, jene Gewißheit der Weltherrschaft, welche ihm von Anfang an innewohnt, die allen seinen Werken das Gepräge der Ewigkeit aufdrückt und seinen schönsten Ausdruck in jenem Dichter gefunden hat, der alles Nationale am tiefsten empfand, in Virgil. (Franz Dorotheus Gerlach und J. J. Bachofen, Die Geschichte der Römer, 1851.)

AUSWANDERUNG AUF DEN HEILIGEN BERG.

Als im Jahre 259 für einen gefährvollen Krieg die Aushebung veranstaltet ward, weigerte sich die pflichtige Mannschaft, dem Gebot zu folgen, sodaß der Konsul Publius Servilius die Anwendung der Schuldgesetze vorläufig suspendierte und sowohl die schon in Schuldhaft sitzenden Leute zu entlassen befahl als auch den weiteren Lauf der Verhaftungen hemmte. Die Bauern stellten sich und halfen den Sieg erfechten. Heimgekehrt vom Schlachtfeld brachte der Friede, den sie erstritten hatten, ihnen ihren Kerker und ihre Ketten wieder, mit erbarmungsloser Strenge wandte der zweite Konsul, Appius Claudius, die Kreditgesetze an, und der Kollege, den seine früheren Soldaten um Hilfe anriefen, wagte nicht, sich zu widersetzen. Es schien, als sei die Kollegialität nicht zum Schutz des Volkes eingeführt, sondern zur Erleichterung des Treubruchs und der Despotie; indes man litt, was nicht zu ändern war. Als aber im folgenden Jahr sich der Krieg erneuerte, galt das Wort des Konsuls nicht mehr. Erst dem ernannten Diktator Manius Valerius fügten sich die Bauern, teils aus Scheu vor der höheren Amtsgewalt, teils im Vertrauen auf seinen populären Sinn. — Die Valerier waren eines jener alten Adelsgeschlechter, denen das Regiment ein Recht und eine Ehre, nicht eine Pfründe dünkte. Der Sieg war wieder bei den römischen Feldzeichen, aber als die Sieger heimkamen und der Diktator seine Reformvorschläge dem Senat vorlegte, scheiterten sie an dem hartnäckigen Widerstand des Senats. Noch stand das Heer beisammen wie üblich vor den Toren der Stadt. Als die Nachricht hinauskam, entlud sich das lange drohende Gewitter. Der Korpsgeist und die geschlossene militärische Organisation rissen auch die Verzagten und Gleichgültigen mit fort. Das Heer verließ den Feldherrn und seine Lagerstatt und zog geführt von den Legionskommandanten, den wenigstens größtenteils plebejischen Kriegstribunen, in militärischer Ordnung in die Gegend von Crustumeria zwischen Tiber und Anio, wo es einen Hügel besetzte und Miene machte, in diesem fruchtbarsten Teil des römischen Stadtgebiets eine neue Plebejerstadt zu gründen. Dieser Abmarsch tat selbst den hartnäckigsten Pressern auf eine handgreifliche Art dar, daß ein solcher Bürgerkrieg auch mit ihrem ökonomischen Ruin enden müsse. Der Senat gab nach. Der Diktator vermittelte das Verträgnis, die Bürger kehrten zurück in die Stadtmauern, die äußerliche Einheit ward wiederhergestellt. Das Volk nannte den Manius Valerius seitdem den „Großen“ (Maximus) und den Berg jenseit des Anio den „heiligen“. Wohl lag etwas Gewaltiges und Erhebendes in dieser ohne feste Leitung unter den zufällig gegebenen Feldherren von der Menge selbst begonnenen und ohne Blutvergießen durchgeführten Revolution, und gern und stolz erinnerten sich ihrer die Bürger. Empfundnen wurden ihre Folgen durch viele Jahrhunderte: ihr entsprang das Volkstribunat. (Theod. Mommsen, Römische Geschichte, 1854/56.)

APPIUS CLAUDIUS VOR DEM SENAT.

Pyrrhus hatte vor der letzten Schlacht Frieden auf günstige Bedingungen durch seinen Gesandten Kineas angeboten, und dieser hatte weder Geschenke noch Bestechungen gespart und die ganze Macht seiner Beredsamkeit angeboten, um seinen Zweck zu erreichen. Dem Senat schien es gefährlich, das Schicksal der Republik noch einmal durch den ungewissen Ausgang einer Schlacht zu gefährden. Daher Zweifel, Schwanken, Unentschlossenheit im Rat. Aber Appius, im hohen Greisenalter, schon lange des Lichtes der Augen beraubt und, wie es scheint, an den Gliedern teilweise gelähmt, ließ sich auf einem Tragsessel nach dem Capitole tragen. Wie nun die hagere Gestalt gleich einer Erscheinung aus dem Grabe an dem Eingang der Curia erschien, empfing ihn ehrfurchtsvolles Schweigen; alle waren von Furcht, Staunen, Bewunderung erfüllt. Wie aber Appius auf die Schultern seiner Schwiegersöhne gestützt sich erhob, wie seine scharfe helle Stimme durch die Hallen tönte, und der Strom der Rede in Anklagen, Vorwürfen mit bitterm Spott und Hohn über die Versammlung sich ergoß, wie er gleich einem Seher die unausbleiblichen Folgen der Feigheit und der Schwäche mit den grellsten Farben vor die Seele der Senatoren stellte, da kehrte der Geist des alten Roms in die zagenden Gemüter zurück. Lauter Zuruf begleitete die Rede des Appius, die Friedensbedingungen des Pyrrhus wurden zurückgewiesen, die Fortsetzung des Krieges beschlossen, und Rom war gerettet. Aber Kineas berichtete seinem Herrn, die Versammlung des römischen Senats sei ihm wie ein Rat von Königen erschienen. (Franz Doroth. Gerlach, Griechischer Einfluß in Rom, 1872.)

ROM ZUR ZEIT DES MARIUS (NACH SALLUST).

Nicht leicht hat ein Ereignis eine solche Fülle verschiedenartiger Eigentümlichkeiten gegeneinander in den Kampf gebracht, und nie ist wohl treffender geschildert worden die Wirksamkeit großartiger Persönlichkeiten, und wie durch sie die Menge gehemmt und gefördert ward. Jugurtha, das treueste Ebenbild afrikanischen Stammes, verschlagen, kühn, gewandt, erfinderisch, treulos, wortbrüchig, grausam, durch Verbrechen auf den Thron gestiegen und durch Verrat gestürzt. Ihm gegenüber das stolze Römervolk, das von alter Zucht und Sittenstrenge mehr Selbstgefühl und äußere Würde als innere Kraft und Unschuld sich bewährt, geteilt in seinem Innersten, entweder herrschsüchtigem Adel willenlos ergeben oder mit verborgenem Grimm die Unterdrückung duldend und zum Widerstande gerüstet. Dort an der Spitze, des Senates Haupt, der große Scaurus, der mit nie gebeugtem Mute und eiserner Beharrlichkeit des Senates Ansehen gegen jeden Sturm beschützte und selbst die Gegner durch stoischen Ernst zu täuschen wußte. Ihm zur Seite der heftige Opimius, dem Vorteil der Partei Recht, Ehre, alles opfernd; das Muster strenger Rechtlichkeit, Metellus. Endlich der neuen Bildung Zögling, Cornelius Sulla, der römische Alkibiades, in dessen Wesen seiner Zeiten Tugenden und Laster sich vereint, der unter glatter Außenseite die ungezähmteste Leidenschaft und blutige Grausamkeit verbarg. Im schroffen Gegensatz stehen des Volkes

Führer. Heftig, wild und ungestüm schreckt Memmius den Adel aus seiner stolzen Sicherheit, erweckt das schlummernde Gefühl des Rechts und ladet einen mächtigen Fürsten vor des Volkes strenges Gericht. Doch über allen Marius, der, treu den alten Sitten seiner Väter und neuer Bildung Glanz mit Hohn verschmähend, seine Gegner mit wütendem Parteihaß verfolgt und auf den Trümmern ihres Ansehens nach Ehre und Höhe strebt. An kriegerischer Tugend der erste seiner Zeit, im Frieden seines Vaterlandes Geißel, steht er, ein Bild des starren Römersinns, der in wildem Kampfgetümmel, der höheren Geistesbildung widerstrebend, seines Lebens Stolz und Ehre sucht. Die Verwicklung der Begebenheiten durch das Gegenstreben solch feindseliger Elemente darf dem Vollendetsten, was alte und neue Kunst geschaffen, sich an die Seite stellen, und wessen Augen blind sind gegen eines solchen Schauspiels Größe, der sollte sich des Urteils über Kunst bescheiden. (Franz Doroth. Gerlach, Historische Studien, 1841.)

DAS ENDE DER REPUBLIK.

Der Kampf, den Pompejus und die Republikaner gegen Cäsars Monarchie unternommen hatten, endigte nach vierjähriger Dauer mit dem vollständigen Sieg des neuen Monarchen. Zwar die Monarchie ward nicht erst auf den Schlachtfeldern von Pharsalos und Thapsus festgestellt: sie durfte bereits sich datieren von dem Augenblick, wo Pompejus und Cäsar im Bunde die Gesamtherrschaft begründet und die bisherige aristokratische Verfassung über den Haufen geworfen hatten. Doch waren es erst jene Bluttaufen des neunten August 48 und des sechsten April 46, die das dem Wesen der Alleinherrschaft widerstrebende Gesamtregiment beseitigten und der neuen Monarchie festen Bestand und förmliche Anerkennung verliehen. Prätendenteninsurrektionen und republikanische Verschwörungen mochten nachfolgen und neue Erschütterungen, vielleicht sogar neue Revolutionen und Restaurationen hervorrufen; aber die während eines halben Jahrtausend ununterbrochene Kontinuität der freien Republik war durchrissen und im ganzen Umfang des weiten römischen Reiches durch die Legitimität der vollendeten Tatsache die Monarchie begründet. Der verfassungsmäßige Kampf war zu Ende, und daß er zu Ende war, das sprach Marcus Cato aus, als er zu Utica sich in sein Schwert stürzte. Seit vielen Jahren war er in dem Kampfe der legitimen Republik gegen ihre Bedränger der Vormann gewesen; er hatte ihn fortgesetzt, lange nachdem jede Hoffnung zu siegen in ihm erloschen war. Jetzt aber war der Kampf selbst unmöglich geworden; die Republik, die Marcus Brutus begründet hatte, war tot und niemals wieder ins Leben zu erwecken; was sollten die Republikaner noch auf der Erde? Der Schatz war geraubt, die Schildwache damit abgelöst; wer konnte sie schelten, wenn sie heimging? Es ist mehr Adel und vor allem mehr Verstand in Catos Tode, als in seinem Leben gewesen war. Cato war nichts weniger als ein großer Mann; aber bei all jener Kurzsichtigkeit, jener Verkehrtheit, jener dünnen Langweiligkeit und jenen falschen Phrasen, die ihn für seine Zeit wie für alle Zeit zum Ideal des gedankenlosen Republikanertums und zum Liebling aller damit spielenden Individuen gestempelt haben,

war er dennoch der einzige, der das große dem Untergang verfallene System in dessen Agonie ehrlich und mutig vertrat. Darum, weil vor der einfältigen Wahrheit die klügste Lüge innerlich sich zernichtet fühlt, und weil alle Hoheit und Herrlichkeit der Menschennatur schließlich nicht auf der Klugheit beruht sondern auf der Ehrlichkeit. Darum hat Cato eine größere geschichtliche Rolle gespielt als viele an Geist ihm weit überlegene Männer. Es erhöht nur die tiefe und tragische Bedeutung seines Todes, daß er selber ein Tor war: eben weil Don Quixote ein Tor ist, ist er ja eine tragische Gestalt. Es ist erschütternd, daß auf jener Weltbühne, darauf so viele große und weise Männer gewandelt und gehandelt hatten, der Narr bestimmt war zu epilogieren. Auch ist er nicht umsonst gestorben. Es war ein furchtbar schlagender Protest der Republik gegen die Monarchie, daß der letzte Republikaner ging, als der erste Monarch kam; ein Protest, der all jene sogenannte Verfassungsmäßigkeit, mit welcher Cäsar seine Monarchie umkleidete, wie Spinnweben zerriß und das Schiboleth der Versöhnung aller Parteien, unter dessen Ägide das Herrentum erwuchs, in seiner ganzen gleißnerischen Lügenhaftigkeit prostituierte. Der unerbittliche Krieg, den das Gespenst der legitimen Republik Jahrhunderte lang, von Cassius und Brutus bis auf Thräsea und Tacitus, ja noch viel weiter hinab, gegen die cäsarische Monarchie geführt hat — dieser Krieg der Komplotte und der Literatur ist die Erbschaft, die Cato sterbend seinem Feinde vermachte. Ihre ganze vornehme, rhetorisch transzendente, anspruchsvoll strenge, hoffnungslose und bis zum Tode getreue Haltung hat diese republikanische Opposition von Cato übernommen und dann auch den Mann, der im Leben nicht selten ihr Spott und ihr Ärgernis gewesen war, schon unmittelbar nach seinem Tode als Heiligen zu verehren begonnen. Die größte aber unter diesen Huldigungen war die unfreiwillige, die Cäsar ihm erwies, indem er von der geringschätzigen Milde, mit welcher er seine Gegner, Pompejaner und Republikaner, zu behandeln gewohnt war, allein gegen Cato eine Ausnahme machte und noch über das Grab hinaus ihn mit demjenigen energischen Hasse verfolgte, welchen praktische Staatsmänner zu empfinden pflegen gegen die auf dem idealen Gebiet, ihnen ebenso gefährlich wie unerreichbar, opponierenden Gegner. (Theodor Mommsen, Römische Geschichte, 1854/56.)

WELTHERRSCHAFT ROMS.

In den Städten des Altertums hatte abwechselnd die politische Macht, die religiöse Idee, die Wissenschaft ihren Sitz gehabt. Memphis und Theben, Jerusalem und Babylon, Athen und Alexandria waren die Stationen des fortschreitenden Kulturgedankens. Nach dem Abblühen des Hellenentums fiel sodann der Schwerpunkt der Geschichte, das heißt das Bewußtsein der Menschheit, tiefer ins Abendland, und hier liegt er noch heute. Rom überkam die makedonische Erbschaft; es nahm auch das asiatische Weltreich und endlich die Weltreligion in sich auf.

Kein Schauspiel ist größer, als die Entfaltung der römischen Weltherrschaft aus der Urbs quadrata. Der Beginn ist auch hier die Stadt. Wie die

griechische Polis und der Kosmos, so stehen sich die römische Urbs und der Orbis gegenüber. Rom löste das ungeheure Problem, die Stadt auf die Welt auszudehnen, das städtische Bürgertum zum Weltbürgertum zu machen. Es zivilisierte Kelten und Germanen des Westens, es nahm die arischen, semitischen und ägyptischen Staatsbildungen in sich auf und vereinigte alle Schöpfungen der antiken Menschheit zu einem Kulturreich. Seinesgleichen hat die Erde nicht gesehen.

Eine zweite Weltsprache hat Rom der griechischen hinzugefügt. Das orientalische Großkönigtum schuf Rom zur Kaiseridee um, und diese übt ihren Zauber auf das politische Vorstellen der Menschen noch heute aus. Von Augustus datierte Eusebius die vierte Monarchie.

Die römischen Kaiser wurden göttlich verehrt, obwohl sie ihre Herrschergewalt nicht vom Himmel ableiteten, sondern von der Majestät des römischen Senats und Volks. Auf ihren Münzen stehen die hochtönenden Legenden asiatischer Könige: Regierer des Menschengeschlechts, Befreier der Welt, Wiederhersteller des Erdkreises! Die Erde wird abgebildet als kniendes Weib mit dem Globus in der Hand; der Kaiser richtet dieses Weib auf. Der Globus, in der griechischen Kunst Symbol des Zeus, wurde cäsarisches Symbol. Auf der Antoninussäule stand das Bildnis des Kaisers, den Erdball und das Szepter in den Händen. Der Genius der Stadt Rom hielt dasselbe kosmische Zeichen. Noch auf der schönsten römischen Senatsmünze des Mittelalters ist die auf einem Löwensessel thronende Roma dargestellt, in der Linken die Palme, in der Rechten den Erdball, welchen ein Stern bestrahlt. Die Münze trägt die bekannte Legende: Roma Caput Mundi (Regit Frena Orbis Rotundi).

Das römische Weltreich gab der geschichtlichen Erde das erste Bewußtsein gesetzlicher Einheit. Nachdem alle Provinzen das Bürgerrecht erhalten hatten, bedeutete der Civis Romanus den freien, zivilisierten Menschen überhaupt, den Weltbürger. (Ferdinand Gregorovius, Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte, 1890.)

DIE WELT DES AUGUSTUS.

Als Augustus Cäsar die Welt übernahm, war jene Blüte des griechischen Jugendalters, dessen Früchte in Vortrag und Kunst wir in unserer späten Reife als unübertreffliche Muster mit Recht verehren, längst abgestreift, vergessen die antike Hoheit des wunderbaren Morgenlandes, erblichen und erstorben die Heldenkraft der ersten freien Völker. Nichtsdestoweniger, welche Welt! Von der scotischen Mauer bis an und über den Euphrat, von dem Sand hinter Kyrene bis an die Sümpfe Westfalens — der Sitz in der Mitte der kultiviertesten Völker, unter dem gemäßigten Himmelsstrich, überall die lachendste Fruchtbarkeit, das Meer von England bis an die Küste von Kolchis, die schönen Länder alle, und nicht, wie wenn sie jetzt über die Türken erobert würden, sondern in vollkommenstem Bau, von den prächtigsten Städten geziert, überall Verfeinerung, Luxus, bei allen Überbleibseln der früheren großen Zeit, und dabei Geist, Gelehrsamkeit, alle Stufen der Bildung in frohester Entwicklung. Diese Welt gehorchte Augustus und gern.

Nichts wurde mehr vermieden als der Anschein von Herrschaft. Sie wurde geübt, ja nicht genannt. Man durfte nicht wissen, daß Rom einen Herrn habe. Und wieviel erfand er, um den Unterworfenen alle müßigen Stunden mit Genüssen zu füllen, und alle großen Talente mit Literatur und Verwaltungen zu beschäftigen; wie wußte er die Werkzeuge der Macht, seine Legionen, zugleich zu ehren und fern und in Ordnung zu halten; Wohlstand aber und Friede so zu begründen, daß man anderer Zeiten zu gedenken weder Zeit noch Lust habe; indes begünstigte er, daß Livius die Geschichte derselben freimütig schrieb, auf daß niemand glaube, er scheue sie, und sie haben sich geändert. So das Kaisertum den Nationen einzuzaubern, war seine fünfzigjährige Arbeit. (Joh. v. Müller, Über den Untergang der Freiheit der alten Völker, 1806.)

ROM BESIEGT DEN ORIENT UND GRÜNDET DAS ABENDLÄNDISCHE REICH.

Nach dem Kampfe mit Hannibal führt Rom nur noch auswärtige Kriege. Was Alexanders östliche, Karthagos westliche Eroberungen auf kurze Zeit gewissermaßen mit Beschlag belegt hatten, wird dauernder Besitz der abendländischen Ämaden. Der höhere Gedanke des Westens auferlegt sich überall kraft seiner inneren Macht trotz der zunehmenden Korruption seines Trägers. Selbst in dem ungeheuren Waffengetümmel der bürgerlichen Kämpfe verbindet sich mit dem Parteizwecke stets die Weltfrage, ob Orient, ob Okzident? Mit Pompeius, Brutus, Cassius, zumal mit Antonius erliegt dem Westen der Osten, mit ihrem Untergang vollendet sich Asiens Ruin. Nicht dem Buhlen der ägyptischen Kleopatra so wenig als früher Alexandern, dem die Sage eine ähnliche Begegnung mit der meroitischen Candace andichtet, sondern dem zweiten Besieger der orientalischen Königsfrau, dem neuen Orest, der den Watermord rächt, überliefert der Geschichtsgeist die Ordnung des Weltreichs, von dessen abendländischen Gedanken die heutige Bildung ihren Ausgang nimmt. Fremdartig und unverständlich stehen unserm Bewußtsein alle Kämpfer der orientalischen Welt entgegen. Wir fühlen die Kluft, welche Naturen wie Hannibal, Mithridat, Jugurtha von der unsern trennt. Aber in den Scipionen, Catonen, Juliern lebt europäischer Geist, den wir aufzunehmen vermögen, in ihren staatlichen und rechtlichen Schöpfungen ein Kern von Gedanken, dessen Aneignung uns noch heute möglich, meist Bedürfnis, nicht selten Trost ist. Rom hat etwas durchaus Neues in die Welt eingeführt. Mit Stolz durfte es auf die Ebene am Ida zurückblicken, denn in dem troischen Ursprung seiner ältesten Geschlechter lag kein Wahn. Aber nicht Troja, nicht das assyrische Heraklidentum war am Tiberufer wieder erstanden, wie der Aeacide Pyrrhus sich zu überreden suchte, vielmehr aus den Trümmern der Ostwelt der neue abendländische Staatsgedanke hervorgegangen. Verständnislos urteilten alle jene, welche dem großen Julier die Absicht der Rückkehr nach dem Ausgangspunkte beilegten. Wohl hatte die Wiege seines Geschlechts in Asien gestanden, aber aus dem Sohne der orientalischen Aphrodite war der Vollender und Herr des abendländischen Reiches geworden. Cäsar ist

vorzugsweise der okzidentalische Held, das von ihm gegründete kaiserliche Rom ganz auf das Abendland gebaut und daher durch zwei Jahrtausende mit ihm vereinigt geblieben. — —

Wir, die wir diesen Entwicklungsgang in seiner innern Gesetzmäßigkeit erkennen, vermögen nun auch die Stellung zu würdigen, welche das größte Ereignis seit der Vertilgung Karthagos, die Zerstörung Jerusalems, zu dem Ganzen der römischen Geschichte einnimmt. Der Untergang des Jehovatempels sichert der Tiberstadt und durch sie dem Abendlande die Erbfolge in ein neues Prinzipat, das religiöse, und dies zu derselben Zeit, in welcher das Haus der Flavii dem durch die Julii begründeten Cäsarismus seine Vollendung bringt, und durch die Niederwerfung des Claudius Civilis den ersten Versuch, dem römischen Reiche ein selbständiges nordisches gegenüber zu stellen, vereitelt. Karthagos und Jerusalems Fall sind nicht nur die vorzugsweise tragischen Ereignisse des erstaunlichsten aller Dramen der römischen Geschichte, sondern auch die zwei wichtigsten Wendepunkte der Weltgeschichte. Wird durch Scipios Tat die politische Emanzipation des Westens von dem Osten auf alle Zeiten gesichert, so verkündet der Flavianer Triumph und sein noch heute erhaltenes Denkmal — das bedeutsamste des Altertums — die Befreiung der Religion der Zukunft aus den Banden des mosaischen Orientalismus und die Ansprüche der abendländischen Stadt auf die geistige Beerbung des Morgenlandes. Nicht Byzanz, nicht Antiochia, weder Alexandria noch die afrikanische Hippo, sondern Rom tritt an Jerusalems Stelle. Das Christentum wird abendländisch und durch diese Assimilation Rom mit dem Okzident auf ein weiteres Weltalter hinaus so identifiziert, daß alle neuen Kämpfe gegen den Orient als ihr gemeinsames Werk erscheinen. Wie nun Italien die Innigkeit, mit der es schon in dem früheren Weltalter den aus dem Osten zugeführten religiösen Gedanken bei sich aufnahm und bewahrte, auch dem Christentum gegenüber von neuem offenbart, wie es zum zweiten Male mit der hingebendsten Aneignung des Fremden die entschiedenste Umprägung desselben nach Maßgabe seiner Eigenart verbindet, also daß das Überkommene bald ganz das Aussehen einer nationalen Schöpfung gewinnt, wie es endlich von allen zugebrachten Gedanken den ältesten, den hieratischen und sazerdotalen Typus des orientalischen Geistes wiederum am längsten, ja, bis heute inmitten einer ganz geänderten Weltbetrachtung sich zu erhalten weiß und auf diesen eine Weltherrschaft gründet, die das dem Evangelium früher befreundete Griechentum nicht zu erreichen vermag: diese Parallele, so belehrend sie sein mag, liegt außer den Grenzen unserer Betrachtung. Genug, daß wir in dem Gange der alten Geschichte die merkwürdige Doppelstellung der Tiberstadt zu dem Oriente, einerseits ihre Abhängigkeit von demselben, andererseits die äußere und innere Überwindung der asiatischen Welt- und Menschenbetrachtung, in derselben Weise, wie sie in den Schicksalen des Tanaquilmythus uns entgegentritt, wiedererkennen. Gegen die alte Kultur des Ostens ist Roms Aufgabe gerichtet, zum Erben des Orients, zum Begründer des neuen abendländischen Geisteslebens wird es von der über aller Geschichte thronenden Macht großgezogen. Früher als in unsern Alpen stehen seine siegreichen Heere am Euphrat und Tigris. Die nordische Welt

dicht vor den Toren Italiens ist ihm bis zuletzt der verschlossene Kern eines neuen vorgeahnten, aber seinem Verständnis stets entrückten höheren Weltalters. (J. J. Bachofen, Die Sage von Tanaquil, 1870.)

STAAT UND RELIGION UNTER KONSTANTIN.

Daß Konstantinus bei allen seinen Maßregeln sich vorzugsweise von politischen Motiven leiten ließ, wird niemand bezweifeln, der das Leben großer Fürsten studiert hat und der weiß, in welchem Verhältnis das religiöse und das politische Leben zueinander stehen. Schon der staatskluge Maecenas gab dem Augustus den Rat: Die Gottheit verehere du selbst immer und überall nach der Weise der Väter und nötige auch die andern, sie ebenso zu verehren. Die aber fremden Gottesdienst einführen wollen, die hasse und bestrafe, nicht allein der Götter wegen — denn wer sie mißachtet, hält auch keinen andern in Ehren —, sondern weil solche, die fremde Götter einführen, viele überreden, auch eine fremde Lebensweise anzunehmen: woraus dann Verschwörungen, Aufstände und Verbrüderungen entstehen, die der Monarchie keineswegs zuträglich sind. Und es ist hinlänglich bekannt, daß Augustus in der Tat diesem Rate gemäß verfuhr und während seiner Regierung durch Vermehrung der Tempel, der Priester und ihrer Einkünfte und durch Wiedereinführung vieler alter in Vergessenheit gekommener Kulte auf alle Weise bemüht war, das gesunkene Ansehen der nationalen Religion und durch diese das politische Leben wiederherzustellen: ein Versuch, der nur darum mißlungen ist, weil das auf dem Wege der Naturentwicklung in den Gemütern Erstorbene sich nicht künstlich auf dem Wege der Reflexion wiederherstellen ließ.

Als darum Konstantin, nachdem er den inneren Zerfall der alten und die unzerstörbare Lebenskraft der neuen Religion erkannt, sich entschlossen hatte, die letztere an der Stelle der alten zur herrschenden Religion zu machen, adoptierte er auf diesem durch die Natur der Dinge gegebenen Standpunkte nichtsdestoweniger ganz die alten Traditionen seiner cäsarischen Vorgänger. Er selbst spricht sich darüber mit großer Offenheit aus, indem er sagt: Zweierlei habe er unter seiner Regierung auszuführen sich vorgesetzt: erstens die Vorstellung aller Völker von der Gottheit in ein System zu vereinigen, und zweitens den ganzen Staatskörper, der an einer schweren Krankheit darniederliege, wieder aufzurichten. Das eine, wie Einigkeit der Religion zu bewirken sei, habe er mit dem Auge des Verstandes, das andere, die politische Einheit des Staates, durch die Gewalt des Schwertes zu erreichen gesucht: wohl wissend, daß, wenn es ihm gelänge, religiöse Einheit zustande zu bringen, auch der Zustand des politischen Gemeinwesens ein besserer werde: eine Wahrheit, die keinen Königen unverständlich, Constantinus dem Großen so sicher galt, daß er noch kurz vor seinem Tode seinem Sohne Constantius wiederholt ans Herz legte: die kaiserliche Macht nütze ihm nichts, wenn nicht seine Untertanen vor allem durch eine gemeinsame Religion geeinigt seien; und: wer seinen Gott verrate, könne auch seinem Kaiser nicht treu sein.

Welche Kräfte überhaupt jene denkwürdige Übergangszeit der alten in die neue Welt und in ihr die Seele des Constantinus bewegten, beweisen am klarsten die, wie es scheint, wenig beachteten Nachrichten über die Porphyrsäule des byzantinischen Forums. Um die neue Roma der alten so ähnlich als möglich zu machen und das Glück der verlassenen auch auf die neugegründete Weltstadt zu übertragen, ließ nämlich der Kaiser in Mitte des Forums, wo gegen Westen der Weg nach Rom führte, eine aus Rom herübergeholte hundert Fuß hohe monolithische Porphyrsäule, welche die Römer aus Ägyptisch-Theben geholt hatten, aufrichten. Die Überfahrt des Kolosses dauerte drei Jahre, seine Aufrichtung ein volles Jahr. Als er in Konstantinopel angekommen und aus den Flößen in die Stadt gebracht werden sollte durch das sogenannte Sophientor und der Boden dort weich und sumpfig war, sodaß man fürchtete, die Säule werde auf ihm nicht fortgebracht werden können, machten sie zu diesem Zwecke einen eisernen Schienenweg, woher dann später das genannte Tor den Namen der eisernen Pforte erhielt. Auf der Spitze der Säule ließ er eine aus Ilion hergebrachte eherne Apollonstatue unter seinem Namen weihen, in ihr einen Teil des Kreuzes Christi, welches seine Mutter Helena in Jerusalem wiedergefunden hatte, verbergen, das Haupt derselben mit einem Strahlenkranze, der aus Nägeln des Kreuzes Christi gebildet war, umgeben, und zwischen die Strahlen selbst die Worte schreiben: dem der Sonne gleich leuchtenden Constantinus: damit er wie ein Abbild der neuen Sonne der Gerechtigkeit über seiner Stadt walte. Endlich in der Basis dieser Säule ließ er, wie ein Sibyllenspruch es vorausgesagt hatte, und wie die konstante Tradition der Byzantiner behauptet, das heimlich aus Rom weggenommene Palladium mit vielen andern Schicksalspfändern des Reiches beisetzen: damit, solange sie dieses Heiligtum bewahre, die Stadt unversehrt bleibe. An diese Porphyrsäule und was sie enthielt knüpfte sich dann bis in späte Zeiten hinab unter den Christen der Hauptstadt ein förmlicher abergläubischer Kultus, indem man sie durch angezündete Wachskerzen und Weihrauch verehrte und durch Gelübde und Bittgebete zur Abwehr jeder Not anrief: wie es denn überhaupt schwerlich wird geleugnet werden können, daß seit dieser Zeit dem wahren Christentum ein hellenisches Christentum angewachsen ist. In der Nacht vom 28. auf den 29. März 416 hat sich von der Basis dieser Säule ein großer Stein abgelöst, worauf dann in demselben Jahre alle Wirbelsteine derselben neu gebunden wurden; und am 5. April 1101 wurde die Statue des Constantinus auf ihr durch einen heftigen Sturm und durch den Blitz zerschmettert: der größere Teil der Säule selbst aber steht bekanntlich noch heute, und die Kleinodien in ihrer Basis, die ältesten Heiligtümer der europäischen Kulturgeschichte, harren fortwährend ihrer Erlösung. Wenn dies Palladium, welches Troja mit Rom, Rom mit Konstantinopel verknüpft hat, und dieses mit einer andern Stadt auf slawischer Erde verknüpfen wird, aus seiner engen Behausung befreit zum drittenmal aufsteigt an das Licht der Sonne: dann erst wird der gegenwärtige Welttag unter- und unsern Enkeln vielleicht ein neuer aufgehen. (Ernst v. Lasaulx, Der Untergang des Hellenismus, 1854.)

DER ALTERNDE SENAT: SYMMACHUS.

Der römische Senat und die großen heidnischen Priesterkollegien, von Gratian tief beleidigt und erschreckt, um ihre alten Privilegien und Einnahmen ver­ kürzt, sogar des römischen Bürgerrechtes teilweise beraubt, da sie keine Güter mehr testamentarisch empfangen durften, in ihren Deputationen, mit ihren Bitten um Wiederherstellung schroff und verächtlich abgewiesen, hofften von Valentinian eine bessere Antwort. Sie mochten sich schmeicheln, daß ein Kaiser, welcher trotz des eben geschlossenen Friedens sehr schwankend auf dem Throne saß, es vorziehen würde, eine so zahlreiche Partei wie die heidnische gewinnen zu wollen, statt sie in ihren edelsten und wichtigsten Organen noch mehr zurückzustoßen. Außerdem waren Justinens arianische Tendenzen, ihre Mißerfolge gegenüber den Nicänern allgemein bekannt; die Unterdrückten pflegen Sympathien für einander zu bekommen und gemeinsame Interessen zu finden; so stand desto mehr zu hoffen, die Kaiserin Mutter und ihr Sohn würden religiöse Maßregeln aufheben, welche von der Tyrannei des Nicänismus ausgegangen waren. Noch einmal nahm der Senat das Amt auf sich, die angegriffene Religion, ihren Kultus, ihre Priester beim Augustus zu vertreten; und wiederum ward der beredte Symmachus zum Vorsprecher in dieser heiligen Sache gewählt. Er bekleidete dieses Jahr die erlauchte Magistratur des Präfekten von Rom; dies machte ihn doppelt geeignet, eine Stadt zu repräsentieren, welche mehr als jede andere der Welt Beruf und Neigung hatte, die alten römischen Staatsgötter zu ehren und zu schützen, und die jeden Angriff auf die althergebrachte Religion am bittersten empfand. Er war dem­ nächst das ausgezeichnetste Mitglied des Senats, und wie kein anderes als Repräsentant der Kurie berufen; er war die beste geistige Kraft, der vortrefflichste Schriftsteller, über welchen das sinkende Heidentum im Abendland zu verfügen hatte.

Der Senat wagte es nicht zum zweitenmal, durch eine Deputation dem Imperator zu nahen; denn er fürchtete für sie dasselbe Geschick, welches der Bischof von Mailand der ersten am Hofe Gratians bereitet hatte. Deshalb verfaßte Symmachus eine Bittschrift um Wiederherstellung der früheren religiösen Verfassung, und sandte sie an den Kaiser ein. Dies ist die berühmte „Relation“ des Senators Symmachus an die Kaiser Valentinian, Theodosius und Arcadius, welche im abendländischen Reiche mehr Aufsehen hervorrief, die Geister nachhaltiger beschäftigte, als mancher Einbruch eines germanischen Volkes oder die Erhebung manches Usurpators. Und noch jetzt hat sie ihre Bedeutung; wenige werden sie ohne Interesse und Rührung lesen. Sie ist einer der letzten Laute des sterbenden Heidentums in lateinischer Zunge, eine tief erregte, aber sanfte Bitte um Leben und Gnade an die, welche die Hand zum letzten Todesstoß bereit hatten, und denen man einen andern Widerstand entgegenzusetzen nicht Kraft oder Mut besaß. Selten erhebt sich der Ton zu einem leisen Vorwurf, einer demütigen Ermahnung aus der elegischen Klage, welche alles durchfließt. Es ist als hätte jedes Wort eine Träne über den Sturz der römischen Herrlichkeit und ihrer Götter, über die Entweihung alles Heiligen, über die freche Gottesleugnung, die frevelhafte Revo-

lution, welche die Menschheit rings umher ergriffen, und an deren Spitze die Kaiser selbst sich stellten, da sie doch vor allen anderen berufen gewesen wären, das Beispiel der Frömmigkeit zu geben und der Umkehr jedes Bestehenden mit ihrer ganzen Macht entgegenzuarbeiten. Was seitdem von den Anhängern des Alten einem neuen Prinzip vorgehalten ist: die Notwendigkeit der Pietät für das Überkommene, die langbewährte Weisheit und Wahrheit des Angegriffenen, welches so lang den Menschen genügt und sie beglückt habe, die historischen und juridischen Rechte, die Sympathien für das von den Vätern Ererbte, die Versicherung, sich nie zu den neuen Ideen bekehren zu können: Alles spricht bereits diese Bittschrift aus; und spricht es edler, schöner, ja selbst mit mehr Weite des Geistes aus, als es oft in ähnlichen Fällen seitdem zu geschehen pflegte. Denn noch breitet die Antike einen leisen Glanz über die Schrift des römischen Senators aus, wie der letzte melancholische Abendschimmer nach einem prachtvollen bunten Tage. (Heinrich Richter, Das weströmische Reich. 1865.)

UNTERGANG DER GESTALTENWELT.

Seit Alexanders Heerzug die Pforten des Ostens bis zum Indus geöffnet hatte, war von Jahrhundert zu Jahrhundert offenbar geworden, daß die Kulte der Götter und Staaten der Helden Boden und Grenze verloren, daß mit dem Einen Herrscher das Eine Weltreich, mit dem großen Reiche der Ein- oder Allgott der Welten die neue jungfräuliche Erde überschatten sollte. Aber dieser ungeheure Wandel bedeutete Kampf und Untergang der alten, Kampf und Sieg der neuen Macht: die Wirbel des Endes und des Anfangs stürzten ineinander und da nichts mehr und noch nichts galt, schrie die Sibylle wieder Fluch und Weissagung über die frevelnden Geschlechter und die Dichter stöhnten, die Götter hätten die Welt verlassen und dem Verderben preisgegeben. Da schien der Augustus die Welt zu retten: Kaiser und Gott in einer Person, Einheit und Frieden bringend, Duldung und Wohlfahrt! Retter und Heiland wurde er genannt! Doch zu bald nur zeigte sich, daß im Augustus das ersehnte Heil nicht lag, die Schuld die er sühnen sollte, ver Hundertfachen die Frevel der Cäsaren: aus dem Geschlechte der Venus konnte der Gesalbte nicht mehr kommen noch aus irgendeinem der anderen Götter. Nicht einmal Herr der Erde konnte der Augustus bleiben, denn er konnte als Herrscher den staatlichen Bau nicht halten, weil er als Gott den geistigen Raum nicht füllte und neu belebte: bald brachen im Norden und Osten die Grenzen ein und tiefer noch als Germanen und Parther drangen die fremden Götter ins Reich und eroberten Rom. Augustus war nicht der Eine sondern einer unter vielen im Pantheon Rom. Von Osten fluteten die fremden Dienste herein: aus Ägypten der Isis, aus Chaldäa-Persien des Mithras, aus Judäa des Jahve, aus Kleinasien des Attis und der Großen Mutter und in Italien und Hellas selbst standen die unter der Herrschaft der Homerischen Olympier verschwiegen erhaltenen orphischen und lunaren Dienste längst versunkener pelagischer Vorzeit wieder auf und zersetzten von innen die staatlichen Körper der Völker. Die ganze Tiefe des um das Mittelmeer gelagerten geistigen

Raumes wurde in diesen Jahrhunderten sichtbar, uralte Schichten drängten herauf, erloschene Feindschaft entzündete sich neu, zu neuen Namen, und der am Indischen Ozean schon über ein halbes Jahrtausend entschiedene Kampf drang nun nach Westen vor: der Kampf gegen die Gestaltenwelt, gegen die Götter des Ortes, des Landes, der adligen Geschlechter, gegen die Wesen der Erde, des Wassers, des Feuers, der Luft, gegen ihre Söhne die Helden. Es war gegen Alexanders und der Cäsaren Heerzüge nach Osten der unsichtbare Gegenzug nach Westen: im Hellenismus war die Saat der Hochzeit von Susa aufgegangen. (Friedrich Wolters, Lobgesänge und Psalmen, 1923.)

VERFALL DES REICHES.

Der in Rom erstorbene militärische Geist erlosch auch bei dem Heer. Die Schätze der Welt wurden Gold für Barbaren, welche den Kern der Legionen ausmachten, Feldherren wurden, konsularische Würde bekamen. Die Kurasse wurden abgelegt; es schien, man wolle den Truppen das Laufen erleichtern. Die Infanterie nahm ab. Bequemlichkeit mehr als Veränderung des Kriegstheaters gab der Reiterei den Vorzug. Die von Constantinus in Grenzstädte verlegten Korps wurden Milizen, die sich mit bürgerlichen Gewerben abgaben. Sie und Valentinians Burgen vermochten nicht die Feinde aufzuhalten; sie zogen vor ihnen vorbei in das Herz des Reiches.

Oft weigerten sich die besoldeten Barbaren, gegen ihre Landsleute zu streiten, oft verrieten sie ihnen die Römer; da Gewinn ihr einziger Beweggrund war, so zogen sie Raub den Schlachten vor; sobald sie aber wollten, mußten jene auch gegen die Kriegsregeln geliefert werden. So wurde Constantinus von Sapor geschlagen. So verriet einen geheimen Marsch Valentinians der Rauch der Dörfer, die er sie nicht hindern konnte, abzubrennen.

„Doch die Rohigkeit der Sachsen“, sagt Salvianus von Marseille, „die Räubereien der Alanen, die Wut berauschter Allemannen, die abscheulichen Wollüste der Hunnen, die Treulosigkeiten der Franken, bei welchen Eidschwur Manier zu reden ist, alle diese Greuel sind nichts gegen das, was wir von den rechtgläubigen Römern zu leiden haben: wenn unsere ungerechten Richter die Unschuld nicht unmittelbar zu unterdrücken wagen, so haben sie die Kunst, die einfachsten Dinge so zu verwickeln, so hinaus zu ziehen, daß an Rechtshilfe nicht zu denken ist: die Kaiser, wenn sie einen Günstling belohnen wollen, überlassen ihm einen Zweig der Einkünfte; dann wird er die Pest auch des elendesten Dorfs: es ist soweit gekommen, daß wer nicht selber schlimm wird nicht sicher ist.“ (Johannes v. Müller, Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, 1811.)

KAMPFSPIEL UND FEST.

FESTSPIELE.

Bedenkt man, wie bei den Hellenen im Grunde das gesamte nationale Leben in seiner ganzen fruchtbaren Eigenart, wie die epische Kunst, wie Musik und Lyrik und wie endlich in der vollendetsten Kunstgattung, dem Drama und seinen durch bürgerlichen Wetteifer mit solchem Prunk ausgestatteten Festspielen, alle Geisteskräfte der Hellenen mit allen blühenden Künsten sich vereinigen zu einem einzigen großen festlichen Wettkampfe zu Ehren des Dionysos, dann begreift sich die unermeßliche geistige und religiöse Bedeutung der griechischen Agonistik und des edelsten Wetteifers, der auf diesem Gebiete, in geschichtlicher Zeit an Götterfeste geknüpft und mit den Göttern als den eigentlichen Zuschauern verbunden, die Leibesübungen mit merkwürdiger Vorliebe und Virtuosität betrieb, der mittels alter Satzungen und einfacher Gebräuche und durch eine innige Verbindung mit dem Kultus die ganze Nation bei den großen heiligen Spielen ihrer Macht und Größe sich bewußt werden ließ, der jeden einzelnen spornte und gegen die Trägheit des Fleisches schützte, den wilden Trieb des Ehrgeizes ordnete und von der Selbstsucht möglichst klärte durch die veredelnde Zucht des Gesetzes und der Religion. Auch die Götter selbst liebten Spiel und Scherz, daher waren die hellenischen Spiele zugleich Feste der Götter. (Lorenz Grasberger, Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum, 1864.)

DER MÄNNLICHE GEIST IN DER GRIECHISCHEN KÖRPERBILDUNG.

Das geistige Element in dieser Körperbildung ist ein starkes, das laut und deutlich spricht. Bei ihrem Anblicke ist es nicht das Auge allein, das schöne Formen und Linien sieht und genießt. Die Wirkung ist eine viel tiefer greifende und stärkere. Ob wir uns dessen bewußt werden oder nicht, es wirkt aus diesen Formen auf uns ein mächtiger Geist, der Begriff der Frische und Kraft, des Mutes und der Entschlossenheit, der Energie und der Freiheit; man empfindet, diese Körper folgen frei dem eigenen Willen, und ihre Spannkraft wird erreichen, welches Ziel sie sich vorsetzen; allein sie werden auch maßvoll immer innerhalb der Grenzen bleiben, welche die Natur ihnen gesteckt; sie vermögen zu arbeiten ebenso wie zu genießen; sie sind das vollendete Bild der Gesundheit und jenes von den Griechen mit dem Worte „Euexia“ bezeichneten, durch methodische Gymnastik erreichten Zustandes des vollkommensten Wohlseins des Körpers, das zugleich das der Seele in sich schließt.

Die Kunst keiner andern Epoche und keines andern Volkes hat je diesen Geist in die Körperformen zu legen gewußt. Und dieser Geist ist es, auf dem ein guter Teil der mächtigen unvergänglichen Wirkung der Antike beruht. Ich entsinne mich aus meiner frühen Jugend als des ersten starken Eindrucks, den ich von der Antike empfangen habe, nicht etwa an den eines der Götter-

köpfe, sondern an den der Körperformen des sogenannten Theseus des Parthenongiebels, die selbst in einem geringen Holzschnitt auf mich wirkten.

Das körperliche Ideal, von dessen Ausprägung in der Kunst des fünften Jahrhunderts wir sprechen, ist nur das der männlichen Figur. Denn das herrschende Ideal von Kraft und gespannter Energie ließ sich natürlich am vollkommensten nur in der unbekleideten männlichen Gestalt darstellen. Jenes Ideal war aber so mächtig, daß es auch die Bildung der weiblichen Gestalt in seinen Kreis zog. Die Frauenfigur wird, sowohl in den seltenen Fällen, wo sie unbekleidet erscheint, wie in dem gewöhnlichen gewandeten Auftreten jenem männlichen Ideale soviel wie möglich angenähert, also schlank, mit schmalen Hüften, breiter kraftvoller Brust und gespannter straffer Muskulatur gebildet.

Die ganze ältere griechische Kultur steht unter dem Zeichen jenes männlichen Ideals. Als höchstes Ziel gilt durchaus die Ausbildung männlicher Energie und Kraft. Aber auch die Fähigkeit zu genießen wendet sich nach dieser Richtung; das erreichte Ziel, der gymnastisch ausgebildete männliche Körper, wird bewundert und genossen vom fühlenden Auge. (Ad. Furtwängler, Die Bedeutung der Gymnastik in der griechischen Kunst, 1905.)

ATTISCHES GYMNASIUM.

Der junge Mann wanderte in froher Erinnerung früherer Zeit zu dem Tore des Diochares hinaus durch die Gärten hin nach dem Lykeion. Er fand das Gymnasium zahlreich besucht. In den Sälen, welche das Peristyl umgaben, waren größere und kleinere Kreise junger und älterer Leute in mannigfaltiger Unterhaltung begriffen. Hier hatte ein Sophist unter seinen Schülern Platz genommen, das Für und Wider einer ethischen Lehre fragweise erörternd. Der große Halbkreis der Marmorbank, auf der er saß, faßte die Zuhörer nicht. Ebenso viele standen vor ihm, der Weisheit lauschend, die aus seinem Munde ging. Dort ging ein Rhetor kritisch die von einem seiner Schüler ausgearbeitete Rede durch. An mehreren Orten hatten sich Kreise gebildet, in denen von den großen Begebenheiten in Asien gesprochen wurde. Es waren eben neue Nachrichten von dem makedonischen Heere eingetroffen, welche das Fortschreiten der Belagerung von Tyrus verkündigten, und manche suchten ihre topographischen Kenntnisse an den Tag zu legen, indem sie mit ihren Stöcken ein Bild der Stadt und ihrer Lage in den Sand zeichneten. Auf dem großen freien Platze waren andere in den mannigfaltigsten Übungen begriffen, während manche schon hier dem warmen Bade, dort dem kühlen Wasserbecken zueilten oder im Eläothesion die Glieder mit dem laueren Öle schmeidigten. Charikles schritt durch die Palästra hindurch zu den Übungsräumen im Freien. Da wetteiferten mehrere im Laufe unter lautem Zurufe der Zuschauer, welche bald den, bald jenen anfeuerten. Andere standen zum Sprunge bereit, die Springgewichte in den Händen haltend. Auf der freien Bahn neben dem Xystos schien ein besonders interessanter Kampf stattzufinden. Ein dichter Kreis von Zuschauern hatte sich gebildet, und viele gingen wieder hinweg, während andere hinzuströmten. „Das ist gewiß Ktesiphon“, rief eine Stimme

neben Charikles, der auch hinzugetreten war, ohne vor der Menge der Zuschauer etwas sehen zu können. „Er ist die Seele des Gymnasiums.“ Charikles trat auf die Spitzen der Füße und erblickte den Kopf des einen Kämpfenden. Es war in der Tat der Freund, der mit einem andern rang. Aber jetzt hatte auch schon der Kampf sein Ziel gefunden. Ktesiphon hatte geschickt die Blöße des Gegners wahrgenommen und mit dem Fuße das Bein wegziehend ihn zum Fallen gebracht. Ein lautes Freudengeschrei erscholl; der Kreis öffnete sich etwas, und Charikles begrüßte den Freund, der gern seine Anforderung, auch mit ihm sich zu messen, annahm. Ktesiphon war zwar an Kraft unstreitig überlegen; allein auch Charikles rang mit solcher Vorsicht und Benutzung aller ihm sich anbietenden Vorteile, daß der Kampf eine ziemliche Weile dauerte und, als der erstere dennoch Sieger blieb, er wenigstens das Lob eines trefflich geübten Ringers erhielt. Die Freunde gingen Arm in Arm zu dem Bade, und dann eilte Charikles, zu Phorions Hause zu gelangen. (Wilh. Ad. Becker, Charikles, 1840.)

DIE GRIECHISCHE RINGSCHULE.

Was heutzutage die natürliche Entwicklung jedes gesunden und munteren Jungen mit sich bringt, daß er frühzeitig an seinen Spielgenossen die oben beschriebenen zwei einfachen Arten des Ringkampfes erproben mag, nämlich einen Kampf im Stehen und einen andern im Liegen oder vielmehr im Herumwälzen, dieses echte und natürliche, damals nicht durch ganz verkehrte Begriffe von Artigkeit und Schicklichkeit im Kindesleben verkümmerte oder gänzlich geraubte Glück der Kinderjahre und der freien köstlichen Spieljahre des Knaben, genossen im Altertum nicht etwa nur kräftige aber halb verwahrloste Dorfjungen, sondern die gesamte griechische und römische Knabenwelt übte dies alles naturgemäß, wie wir früher in den Spielen sahen, und mittels der eben geschilderten Unterweisung in der Palästra. Indem der Pädotribe (Hauptlehrer der Ringschule) die natürliche Lust zu Kämpfen und Kraftproben bändigte und regelte und im Einklang mit der körperlichen Entwicklung modifizierte und steigerte, wechselten Spiel und Ernst, Erholung und Arbeit, leibliche und geistige Tätigkeit in frühzeitiger und unablässiger Übung, die schließlich ihren Ausgangspunkt allerdings im öffentlichen Agon hatte, das heißt in dem brennenden Wetteifer, des Vaterlandes und des Stammes Ehre in der großen Nationalversammlung bei den heiligen Spielen zu schirmen und zu mehren, und nicht in dem bloßen ruhigen und behäbigen Bewußtsein des eigenen inneren Wertes; die aber doch wenigstens geeignet war, die schlummernde Begabung des Jünglings zu wecken und den Stolz, einem solchen Kreise von Bürgern anzugehören, auch zu Taten zu spornen und zu Leistungen, die, wenngleich in weniger als drei Jahrhunderten erblüht, dennoch als „hellenische Bildung“, wie dies Perikles, nach dem Berichte bei Thukydides, mit prophetischem Auge vorausgesehen, auf immerdar werden angestaunt werden müssen. Mit einem Worte (heißt es gegen den Schluß jener berühmten Rede des Perikles über Athen): Ganz Athen ist eine Schule Griechenlands und jeder einzelne von uns ist nach seiner Ansicht imstande, sich für alles mögliche

tüchtig zu machen und dabei mit Anmut und Gewandtheit aufzutreten; und daß dies nicht nur ein Wortgepränge ist für diese Gelegenheit, sondern Tatsache und Wirklichkeit ist, beweist die Macht unseres Staates selbst, die wir durch diese unsere Eigenschaften gegründet haben . . . Von dieser Macht haben wir große Denkmäler und sprechende Zeugnisse aufgestellt und werden dafür von Mit- und Nachwelt Bewunderung ernten, ja, wir bedürfen nicht einmal der Lobgesänge eines Homer oder wer sonst mit Heldengedichten den Augenblick erheitert, aber seine Dichtung sehr bald durch die Wirklichkeit widerlegt sieht, haben uns vielmehr in allen Ländern und Meeren mit kühnen Unternehmungen Bahn gebrochen und überall unvergängliche Andenken im Guten oder Bösen hinterlassen. (Lorenz Grasberger, Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum, 1864.)

ATHLETIK UND GYMNASTIK.

Um hier nun nicht durch Vermischung verschiedenartiger, obgleich nah verwandter Gegenstände das Urteil irrezuleiten, muß man sich hüten, Gymnastik zu verwechseln mit Athletik. Nur jene wurde für ein Mittel der Bildung freier Jünglinge gehalten, während Athletik für ein Handwerk galt, das oft den Leib verunstaltete, den Geist aber entweder leer ließ oder sogar zur Verwilderung führte. Denn indem die Athletik, in ihrer Ausartung der Kunst des Equilibristen verwandt, nicht den ganzen Körper, sondern nur diese und jene seiner Kräfte bis zur höchsten Vollkommenheit, ja, bis zum Wunderbaren zu steigern bemüht war, strebte die Gymnastik, bei gleichförmiger Ausbildung aller Teile des Leibes, seine Gesundheit zu fördern und ihn für jeden Gebrauch gewandt und tüchtig zu machen. Es ist eine irrige Vorstellung, den Zweck dieser Übungen lediglich auf den Krieg zu beschränken, zu dessen Mühseligkeiten sie freilich auch vorbereitete, aber nicht mehr, als sie lehrte, sich in die Muße des Friedens zu schicken. Denn das, was sie unabhängig von jedem Gebrauche beabsichtigte, war, dem Geiste durch das Bewußtsein der Herrschaft über den Leib im gesunden Zustande desselben, und durch die Eintracht zwischen dem gehorchenden und dem gebietenden Teile die angemessenste Ruhe zu schaffen und die innere Harmonie eines freien Geistes in der äußeren Erscheinung darzustellen. Daher wurde der Mangel desjenigen Anstandes, den die Gymnastik gewährt, als das Kennzeichen eines Barbaren und Unfreien gerügt, indem entweder die rohe Körperkraft oder die schwächliche Untüchtigkeit des Leibes einen widrigen Mangel des Gleichgewichts kundgibt. Indem nun die aufblühende Jugend unter den Augen ihrer Pädagogen und der von der Obrigkeit bestellten und beobachteten Übungsmeister, bei denen die Gesinnungen und Sitten nicht weniger als die Kenntnis ihres Geschäftes gefordert wurde, in einem geweihten und von Göttern geschützten Bezirke ein mühsames aber erfreuliches Spiel nach einer strengen Methode und den bestimmtesten Gesetzen trieb, wurde sie nicht nur gewöhnt, sich mit Lust dem Gesetze zu fügen, was die Grundlage bürgerlicher Zucht und Ordnung ist, sondern lernte zugleich, was nicht weniger Beachtung verdient, bei den unverhüllten Übungen die heilige Scheu, die Wurzel aller Sittlichkeit, festge-

geschlossen und rein zu bewahren. — — Denn der Unschuld gerade entgegengesetzt ist jene falsche Scham, die unter dem Scheine der Ehrbarkeit insgeheim die Lüsternheit nährt, die, wie eine verschlossene Glut, die Jugendblüte zerstört und oft eine reichbegabte Natur zu jeder edlen und großen Anstrengung untüchtig macht. Wer aber war züchtiger als die hellenische Jugend in des Lebens gewöhnlichem Verkehr? Wo wurde die Unschuld sorgfältiger bewahrt und die heilige Scham mit größerer Weisheit gepflegt? Ohne Arges trieben sie ihr erfrischendes Geschäft, schöner bekleidet von der eigentümlichen Heiligkeit der Jugend als von dichten Gewändern, und in kräftiger Anstrengung begriffen, durch die Lust an der Übung selbst begeistert, hatten sie in ihrer Nacktheit eine hinlängliche Schutzwehr gegen den Gifthauch unreiner Begier. So wirkte die Gymnastik sittlich wie die Kunst. — —

Die sittliche Wirkung der Gymnasien tönte durch das ganze Leben der Griechen fort, und weit entfernt Schulen der Schamlosigkeit zu sein, gewöhnten sie vielmehr, die Schönheit nicht bloß zu unterscheiden sondern zu ehren. Daher hat denn auch die Kunst bei keinem andern Volke die Nacktheit an männlichen und weiblichen Körpern mit größerer Keuschheit behandelt, noch sich bei der Darstellung des Menschlichen und Göttlichen weiter von der lüsternden Üppigkeit entfernt gehalten, zu welcher die neuere Kunst, unbekümmert um die Forderungen der Religion und Zucht, nur allzuoft herabgesunken ist. Auch waren es vornehmlich die Gymnasien, in denen, fern von entehrendem Verdachte, die Freundschaft schöner Jünglinge aufwuchs, die das Zeitalter der Heroenwelt fortzusetzen schienen, und, wie sie aus Tugend entsprang, so auch Tugend erzeugte. (Friedr. Jacobs, Erziehung der Hellenen zur Sittlichkeit, 1808.)

GYMNASTISCHE ERZIEHUNG.

Es ist einigen eingefallen, daß die frühzeitigen Übungen der schönen Form der griechischen Jugend mehr nachteilig als vorteilhaft gewesen. Man könnte glauben, daß die Anstrengung der Nerven und Muskeln dem jugendlichen Umriss zarter Leiber anstatt des sanften Schwungs etwas Eckiges und Fechtermäßiges gegeben. Die Antwort hierauf liegt zum Teil in dem Charakter der Nation. Ihre Art zu handeln und zu denken war leicht und natürlich; ihre Verrichtungen geschahen, wie Perikles sagt, mit einer gewissen Nachlässigkeit, und aus einigen Gesprächen des Plato kann man sich einen Begriff machen, wie die Jugend unter Scherz und Freude ihre Übungen in ihren Gymnasien getrieben, und daher will er in seiner Republik, daß alte Leute sich daselbst einfinden sollen, um sich der Annehmlichkeiten ihrer Jugend zu erinnern. Ihre Spiele nahmen mehrenteils bei Aufgang der Sonne ihren Anfang, und es geschah sehr oft, daß Sokrates so früh diese Orte besuchte. Man wählte die Frühstunden, um sich nicht in der Hitze zu entkräften, und sobald die Kleider abgelegt waren, wurde der Körper mit Öl, aber mit dem schönen attischen Öle überstrichen, teils sich vor der empfindlichen Morgenluft zu ver-

wahren, wie man auch sonst in der größten Kälte zu tun pflegte, teils um die heftigen Ausdünstungen zu vermindern, die nichts als das Überflüssige wegnehmen sollten. Das Öl sollte auch die Eigenschaft haben, stark zu machen. Nach geendigten Übungen ging man insgemein ins Bad, wo der Körper von neuem mit Öl gesalbt wurde, und Homer sagt von einem Menschen, der auf solche Art frisch aus dem Bade kommt, daß er länger und stärker scheine und den unsterblichen Göttern ähnlich sei. (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, 1764.)

GRIECHISCHE ERZIEHUNG.

Die mancherlei öffentlichen Spiele gaben der griechischen Erziehung eine sehr eigentümliche Richtung, indem sie Leibesübungen zum Hauptstück derselben und die dadurch erlangten Vorzüge zum Augenmerk der ganzen Nation machten. Nie hat ein Zweig schönere Früchte getragen als der kleine Öl-, Efeu- und Fichtenzweig, der die griechischen Sieger kränzte. Er machte die Jünglinge schön, gesund, munter; ihren Gliedern gab er Gelenkigkeit, Ebenmaß und Wohlstand; in ihrer Seele fachte er die ersten Funken der Liebe für den Ruhm, selbst für den Nachruhm, an und prägte ihnen die unzerstörbare Form ein, für ihre Stadt und für ihr Land öffentlich zu leben; was endlich das schätzbarste ist, er gründete in ihrem Gemüte jenen Geschmack für Männerumgang und Männerfreundschaft, der die Griechen ausnehmend unterscheidet. Nicht war das Weib in Griechenland der ganze Kampfpfeil des Lebens, auf den es ein Jüngling anlegte; die schönste Helena könnte immer doch nur einen Paris bilden, wenn ihr Genuß oder Besitz das Ziel der ganzen Mannestugend wäre. Das Geschlecht der Weiber, so schöne Muster jeder Tugend es auch in Griechenland hervorgebracht hat, blieb nur ein untergeordneter Zweck des männlichen Lebens; die Gedanken edler Jünglinge gingen auf etwas Höheres hinaus; das Band der Freundschaft, das sie unter sich oder mit erfahrenen Männern knüpften, zog sie in eine Schule, die ihnen eine Aspasia schwerlich gewähren konnte. Daher in mehreren Staaten die männliche Liebe der Griechen, mit jener Nacheiferung, jenem Unterrichte, jener Dauer und Aufopferung begleitet, deren Empfindungen und Folgen wir im Plato beinahe wie den Roman aus einem fremden Planeten lesen. Männliche Herzen banden sich aneinander in Liebe und Freundschaft, oft bis auf den Tod; der Liebhaber verfolgte den Geliebten mit einer Art Eifersucht, die auch den kleinsten Flecken an ihm aufspähete, und der Geliebte scheute das Auge seines Liebhabers als eine läuternde Flamme der geheimsten Neigungen seiner Seele. Wie uns nun die Freundschaft der Jugend die süßeste und keine Empfindung dauernder ist als die Liebe derer, mit denen wir uns in den schönsten Jahren unsrer erwachenden Kräfte auf einer Laufbahn der Vollkommenheit übten, so war den Griechen diese Laufbahn in ihren Gymnasien, bei ihren Geschäften des Krieges und der Staatsverwaltung öffentlich bestimmt, und jene heilige Schar der Liebenden davon die natürliche Folge. (Joh. Gottf. Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1784/91.)

EINZIGKEIT DER GRIECHISCHEN GYMNASTIK.

Das gymnastische Ideal war der griechischen Kunst ganz eigen; ebenso wie die kunstmäßige Gymnastik überhaupt der griechischen Kultur eigentümlich war.

Die Griechen empfanden ihre Gymnastik sehr wohl als ein wesentliches Merkmal, das sie von den sogenannten Barbaren unterschied. Mit Verachtung sahen die am ganzen Körper sonnenverbrannten sehnigen Griechen auf die weichen weißen Leiber der Perser; König Agesilaos zeigte gefangene Perser seinen Kriegern entkleidet, und sie lachten verächtlich über die weibischen Gegner. Lukian läßt den skythischen Barbaren Anacharsis sich gar sehr verwundern beim Anblick der körperlichen Übungen in einem Gymnasium zu Athen; wie Verrückte erscheinen nach Lukian dem Barbaren die griechischen Jünglinge, die er da ringen und springen sieht. Das ist rhetorische Einkleidung; allein Tatsache war, daß die kampfmäßige Gymnastik den „Barbaren“ fremd und den Griechen eigentümlich war.

Und sie ist neben der bildenden Kunst eine der am meisten charakteristischen Erscheinungen hellenischer Kultur. Und wie die Literatur und Kunst, so ist auch die Gymnastik der Griechen von den Römern später nachgeahmt worden, ohne jedoch jemals ganz bei ihnen heimisch zu werden.

Wo die Basis, die Gymnastik fehlte, da konnte sich auch in der Kunst eine Durchbildung des Körpers, wie sie die griechische zeigt, nicht entwickeln. Daß die mittelalterliche Kunst gar weit davon entfernt ist, begreifen wir leicht. Aber auch die Renaissance gibt den gymnastisch ausgebildeten männlichen Körper nur in Abhängigkeit von den griechisch-römischen Vorbildern, nicht aus selbständiger eigener Anschauung. Und dasselbe gilt für die neuere und neueste Kunst. Hier wird zwar oft genug dieser oder jener Athlet als Modell genommen und nachgebildet, und daneben werden nach wie vor Anleihen bei der Antike gemacht. Allein eine selbständige, von dem einzelnen Naturmodell ebenso wie von der Antike unabhängige und dadurch der Antike an die Seite zu stellende künstlerische Durchbildung des gymnastisch erzogenen Körpers ist seit den Zeiten der griechischen Kunst nicht wiedergekommen.

Das liegt nicht daran, daß zu wenig Gymnastik getrieben wurde. Bei den Engländern, bei denen der körperliche Sport so methodisch getrieben wird und in die weitesten Volkskreise verbreitet ist, wäre die notwendige Basis für die künstlerische Verherrlichung des gymnastisch erzogenen Körpers gewiß gegeben. Allein hier fehlt etwas Anderes, nicht minder Wesentliches: es fehlt das Auge, das die Körperformen sieht und genießt; es fehlt das Bedürfnis, die Begierde, diese Formen künstlerisch zu gestalten, und es fehlt schließlich wohl auch die Fähigkeit dieses Gestaltens. Ob dieses Fehlen unserer Kultur nun fortdauernd anhaften wird oder ob wieder wachsen wird, was uns jetzt mangelt, das ist eine große Frage der Zukunft.

Unter den primitiven Völkern sind manche, deren Männer durch kriegerische Übungen und Tänze gymnastisch prächtig entwickelte Körper haben. Allein diese sogenannten Kulturlosen haben denselben Mangel, der unserer Überkultur anhaftet, den Mangel der Fähigkeit zu sehen und künstlerisch zu

gestalten. Und das, was diese „Wilden“ besitzen, die ihnen eigene körperlich und geistige Kultur, sind wir sogenannten Kulturträger ja eben im besten Begriffe ihnen noch zu rauben.

Daß beides so zusammentraf, die gymnastische Körperausbildung und das künstlerische Vermögen, das ist ein Fall, der bisher in der Weltgeschichte nur einmal vorkam, nur bei den Griechen. — —

Die durch ihre Kraft der stilisierenden Gestaltung geschaffene typische Bildung des gymnastisch erzogenen Körpers in der griechischen Kunst ist eine Schöpfung so einziger, großer Art, etwa wie die des attischen Dramas. Wie dieses in relativ ganz kurzer Zeit entstanden, als alle Bedingungen dazu vorhanden waren, hat auch diese Schöpfung ungeheuer lange nachgewirkt, und der Kreis auch ihrer Wirkung ist durchaus noch nicht vollendet. (Ad. Furtwängler, Die Bedeutung der Gymnastik in der griechischen Kunst, 1905.)

GRIECHISCHE FESTE.

Die Feier der Feste erzeugte im attischen Staate frühzeitig eine Verschwendung, welche ebenso unbegrenzt war, als der Aufwand prachtliebender Fürsten für ihre Hofhaltung; aber sie war edler und schöner, weil sie zur Verherrlichung des Ganzen diente, und alle Bürger, nicht bloß einzelne Auserwählte, an diesen Feierlichkeiten Anteil hatten, weil sie an das teuerste Kleinod der Menschheit, die Religion geknüpft war, und durch die Spiele, welche mächtig auf die Volksbildung wirkten, der Gemeinsinn ebensowohl als der Geschmack und das Kunsturteil erweckt und befestigt wurden. Freisinnig war es, große Summen auf die Künste zu verwenden, die an den Festen der Götter in höchster Vollendung erschienen, auf kostbare und dauernde Geräte, Gewänder, Teppiche, auf Chöre und musische Spiele, auf ein vollendetes Theater, gleich vortrefflich im Scherz und Ernst; fromm war es, den Göttern nicht Knochen zu opfern, wie in Sparta, und das Irdische verschmähend auf die Verehrung der Himmlischen zu verwenden, was sie den Sterblichen gegeben haben. Auch war es natürlich, daß der Opfernde an dem Opfermahle teilnahm: wenn aber endlich das Volk die besten Einkünfte des Staates verschmauste, sodaß die Opfer nicht mehr der Götter, sondern der Menschen wegen eingeführt schienen, damit das Volk vom gemeinen Wesen ernährt würde, so war dies niedrig zugleich und unklug, weil, um dieses durchzuführen, notwendig jene Bedrückung der Bundesgenossen erfolgen mußte, welche den Untergang des Staates vorbereitete, und diesem die Kräfte zu seiner Verteidigung auf eine leichtsinnige und unverzeihliche Weise geraubt wurden. Die Athener hatten nicht allein doppelt so viel Feste als andere hellenische Staaten, sondern ihre Feier ging auch allem vor. „Die Panathenäen, die Dionysien“, sagt Demosthenes, „werden immer zur rechten Zeit gefeiert, worauf ihr so große Summen verwendet als auf keine Seeunternehmung, und wobei ihr solche Zurüstungen macht, wie sie niemand sonst hat; aber eure Flotten kommen immer zu spät.“ Selbst Plutarch, sonst ein Bewunderer, welcher mit schönen Redensarten und einem liebenswürdigen Gemüt die Köpfe vieler Gelehrten durch ihre Herzen bestochen hat, verkennt in dem

Buche vom Ruhm der Athener diese große Schwäche derselben nicht, indem er nach der Aufzählung des tragischen Pompes fortfährt: „Darauf hinschauend sagte der Lakedämoner nicht übel, die Athener fehlten gewaltig, indem sie den Ernst auf Scherz verwendeten, großer Heere Marschgelder für das Theater verschwendeten. Denn wenn man jedes Schauspiel berechnet, wie teuer es zu stehen kam, so findet sich, das Volk habe mehr auf Bacchen und Phönissen und Ödipusse und Antigonon und der Medea und Elektra Unheil verwandt, als auf die Kriegführung für Hegemonie und Freiheit gegen die Barbaren.“ Wie kostspielig die Feste des Staates und seine Ausgaben dafür waren, kann man schon danach beurteilen, daß der Demos Plotheia für sich zu den Aphrodisien 1200 Drachmen, zu den Anakeien gleichfalls 1200, wahrscheinlich ebensoviel zu den Apollonien, und halbsoviel zu den Pandien aufwandte und noch 5000 Drachmen für Opfer an seine Schatzmeister anwies; außerdem zahlte er 7000 Drachmen ins Herakleion. (August Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener, 1806.)

DIE HOCHZEIT VON SUSA.

Alexander war mit seinem Heere, etwa Februar 324, in Susa eingerückt. Bald nach ihm traf auch Hephaistion ein mit den übrigen Truppen, den Elefanten und der Bagage, und Nearchos führte die Flotte, die ohne weitere Fährlichkeit die Küste des Persischen Meeres umschiffte, den Strom hinauf. Die Satrapen und Befehlshaber kamen den königlichen Befehlen gemäß mit ihrem Gefolge, es kamen die Fürsten und Großen des Morgenlandes, vom Könige geladen, mit ihren Frauen und Töchtern zur Residenz; von allen Seiten strömten Fremde aus Asien und Europa herbei, um den großen Festlichkeiten, die in Susa vorbereitet waren, beizuwohnen.

Es galt ein wunderbares, im Laufe der Jahrhunderte einziges Fest zu begehen. In der Hochzeitfeier von Susa sollte sich die Verschmelzung des Abend- und Morgenlandes, der hellenistische Gedanke, in dem der König die Kraft und die Dauer seines Reiches zu finden gedachte, vorbildlich vollenden.

Die Beschreibung dieses an Kraft und Feierlichkeit alles übertreffenden Festes geben die Augenzeugen etwa in folgender Weise: das große königliche Zelt war zu diesem Feste hergerichtet; die Kuppe desselben, mit bunten, reich gestickten Stoffen überbreitet, ruhte auf fünfzig hohen, mit Gold und Silber überzogenen, mit kostbaren Gesteinen ausgelegten Säulen; rings diesen Mittelraum umschließend hingen kostbare, golddurchwirkte, mit vielfachen Schilde- reien durchwebte Teppiche von gold- und silberbelegten Stäben herab; der Umfang des ganzen Zeltes betrug vier Stadien. Inmitten des Saales war die Tafel gedeckt, auf der einen Seite standen die hundert Divans der Bräutigame, auf silbernen Füßen ruhend, mit hochzeitlichen Teppichen überbreitet, nur der des Königs in der Mitte von Gold; ihnen gegenüber die Plätze für die Gastfreunde des Königs; rings umher die Tafeln für die Gesandtschaften, für die Fremden im Lager, für Heer und Schiffsvolk. Dann gaben die Heertrompeten vom königlichen Zelte her das Zeichen zum Beginn des Festes; die Gäste des Königs, es waren neuntausend, setzten sich zum Mahle. Und wieder verkündete das

Schmetterern der Trompeten durch das Lager, daß der König jetzt den Göttern spende; mit ihm spendeten seine Gäste, jeder aus goldener Schale, dem Festgeschenk des Königs. Dann wieder eine Fanfare, und nach persischer Sitte trat der Zug der verschleierten Bräute herein, und die Fürstentöchter gingen jede zu ihrem Bräutigam; Stateira, des Großkönigs Tochter, zu Alexander, ihre jüngere Schwester Drypetis zu Hephaestion, dem Liebling des Königs, Oxathres' Tochter Amastris, des Großkönigs Nichte, zu Krateros, des medischen Fürsten Atropates Tochter zu Perdikkas, des greisen Artabazos Tochter Artakama zum Lagiden Ptolemaios, dem Leibwächter, und ihre Schwester Artonis zu Eumenes, dem Geheimschreiber des Königs, die Tochter des Rhodiens Mentor zu Nearchos, die Tochter des Spitamenes von Sogdiana zu Seleukos, dem Führer der jungen Edelscharen, und so die anderen, jede zu ihrem Bräutigam. Fünf Tage nacheinander folgten Feste auf Feste; von den Gesandtschaften, von den Städten und Provinzen des Reichs, von Bundesfreunden aus Asien und Europa wurden dem Könige unzählige Hochzeitsgeschenke überreicht, allein an goldenen Kränzen 15000 Talente. Und er wieder gab mit vollen Händen; viele von den Bräuten waren elternlos; er sorgte für sie wie ein Vater; allen gab er königliche Mitgift, allen, die sich mit an diesem Tage vermählt, überreiche Geschenke, allen Makedonen, die asiatische Mädchen gefreit — mehr den 10 000 schrieben ihre Namen auf —, gab er Aussteuer. (Joh. Gust. Droysen, Geschichte Alexanders des Großen, 1833.)

DER FESTZUG IN DER RÖMISCHEN SIEGESFEIER.

Im Festzug begab man sich nach dem zwischen Palatin und Aventin abgesteckten und mit einer Arena und Zuschauerplätzen versehenen Rennplatz: voran die ganze Knabenschaft Roms, geordnet nach den Abteilungen der Bürgerwehr zu Pferde und zu Fuß; sodann die Kämpfer und die früher beschriebenen Tänzergruppen, jede mit der ihr eigenen Musik; hierauf die Diener der Götter mit den Weihrauchfässern und dem anderen heiligen Gerät, endlich die Bahren mit den Götterbildern selbst. Das Schaufest selbst war das Abbild des Krieges, wie er in ältester Zeit gewesen, der Kampf zu Wagen, zu Roß und zu Fuß. Zuerst liefen die Streitwagen, deren jeder nach homerischer Art einen Wagenlenker und einen Kämpfer trug, darauf die abgesprungenen Kämpfer; alsdann die Reiter, deren jeder nach römischer Fechtart mit einem Reit- und einem Handpferd erschien; endlich maßen die Kämpfer zu Fuß, nackt bis auf einen Gürtel um die Hüften, sich miteinander im Wettlauf, im Ringen und im Faustkampf. In jeder Gattung der Wettkämpfe ward nur einmal und zwischen nicht mehr als zwei Kämpfern gestritten. Den Sieger lohnte der Kranz, und wie man den schlichten Zweig in Ehren hielt, beweist die gesetzliche Gestattung, ihm denselben, wenn er starb, auf die Bahre zu legen. (Theodor Mommsen, Römische Geschichte, 1854/56.)

KUNST.

DER KÜNSTLER.

Jeder Künstler ist entweder apollinischer Traumkünstler oder dionysischer Rauschkünstler oder endlich — wie beispielsweise in der griechischen Tragödie — zugleich Rausch- und Traumkünstler: als welchen wir uns etwa zu denken haben, wie er in der dionysischen Trunkenheit und mystischen Selbstentäußerung einsam und abseits von den schwärmenden Chören niedersinkt und wie sich ihm nun, durch apollinische Traumeinwirkung, sein eigener Zustand, d. h. seine Einheit mit dem innersten Grunde der Welt, in einem gleichnisartigen Traumbilde offenbart. (Friedrich Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

GRIECHISCHE KUNST.

Auch die griechische Kunst ist eine Schule der Humanität; unglücklich ist, wer sie anders betrachtet. Als die Natur, die sich in allen ihren Hervorbringungen einwohnend und lebendig offenbart, auf unsrer Erde zur höchsten Höhe ihrer Wirkung stieg, erfand sie das Geschöpf, das Mensch heißt, in dessen Gliederbau sie alle Regeln der Vollkommenheit, nach denen sie in ihren andern Werken, teilweise und zerstreut, mit ungeheurer Kraft und unübersehlichem Reichtum gearbeitet hatte, im kleinsten Raum, im wirksamsten Leben zusammendrängte. Kräfte, die sie in andern Elementen, dem Wasser, der Luft, oder auch auf der Erde in großen Organen auszubilden sich Zeit und Raum nahm, deutete sie im Menschen oft nur an, ordnete aber alle diese Millionen Kräfte und Gefühlsarten in ihm so künstlich, so harmonisch zusammen, daß er nicht nur als ein Inbegriff aller dieser Fühlbarkeiten unsrer Erde, sondern auch als ein Gott dasteht, der diese in ihr zusammengedrängten, in seiner Natur begriffenen Gefühle selbst zusammenstellt, schätzt und ordnet. Die ganze Natur erkennt sich in ihm, wie in einem lebendigen Spiegel; sie sieht durch sein Auge, denkt hinter seiner Stirn, fühlt in seiner Brust und wirkt und schafft mit seinen Händen. Das höchst ästhetische Geschöpf der Erde mußte also auch ein nachahmendes, ordnendes, darstellendes, ein poetisches und politisches Geschöpf werden. Denn da seine Natur selbst gleichsam die höchste Kunst der großen Natur ist, die in ihm nach der höchsten Wirkung strebt: so mußte diese sich in der Menschheit offenbaren. Der Bildner unsrer Gedanken, unsrer Sitten, unsrer Verfassung ist ein Künstler; sollte also, da Kunst der Inbegriff und Zweck unsrer Natur ist, die Kunst, die sich mit dem Gebilde des Menschen und allen ihm einwohnenden Kräften darstellend beschäftigt, für die Menschheit von keinem Wert sein?

Von einem sehr hohen Werte! Sie hat nicht nur Gedanken, sondern Gedankenformen, ewige Charaktere sichtbar gemacht, die mit solcher Energie weder Sprache noch Musik, noch irgendeine andre Bemühung der Menschen ausdrücken konnte. Diese Formen ordnete, reinigte sie und stellte sie selbst

in deutlichen, ewigen Begriffen dem Auge jedes Sehenden für alle Zeiten dar, in welchen sich Menschheit in diesen Formen genießt und fühlt, in welchen Menschheit nach diesen Formen wirkt. Sie gibt uns also nicht nur eine sichtbare Logik und Metaphysik unsres Geschlechts in seinen vornehmsten Gestalten, nach Altern, Sinnesarten, Neigungen und Trieben; sondern, indem sie diese mit Sinn und Wahl darstellt, ruft sie als eine zweite Schöpferin uns schweigend zu: „Blicke in diesen Spiegel, o Mensch; das soll und kann dein Geschlecht sein. So hat sich die Natur in ihm mit Würde und Einfachheit, mit Sinn und Liebe geoffenbart. Also erscheint das Göttliche in deinem Gebilde; anders kann es nicht erscheinen“.

Auf diesem Wege gingen die Griechen; zu dieser Idee arbeiteten sie hin. Ohne ihre Kunst würden wir manche Gedanken ihrer Dichter und Weisen nicht verstehen; als öde Worte schwebten sie vor uns vorüber. Nun hat sie die Kunst sichtbar gemacht und damit auch den ganzen Geist der Komposition ihrer Schriften, den Zweck ihrer Sittenformung und was sie sonst unterscheidet, in anschaulichen Bildern dem menschlichen Verstande vorgestellt; kurz, anschauliche Kategorien der Menschheit gegründet. Davon verstanden nun freilich jene Barbaren nichts, die in einem Basaltkopfe Jupiters nichts als den schwarzen Kopf eines Satans, im schönen Apollo einen wahrsagenden bösen Geist und in der himmlischen Aphrodite eine unzüchtige Dirne zerstörten. Der einzige Begriff, daß alle diese Kunstwerke Gegenstände der Abgötterei, Behausungen orakelgebender, lustverführender, böser Dämonen seien, hing wie ein schwarzer Nebel vor ihren Augen, daß sie den wahren Dämon, das Ideal der Menschenbildung in ihren reinsten Formen nicht zu erkennen vermochten. Auch keinem von denen wird er sichtbar, die in der Statue nur die Statue, in der Gemme den Edelstein und in allem nur Pracht, Zierat, herkömmlichen Geschmack oder Altertums- und mechanische Kunstkenntnisse suchen. Am weitesten entfernt davon eine falsche und enge Theorie, die sich gegen jede Äußerung und Offenbarung des menschenfreundlichen, wahrheitdarstellenden Gottes hinter Wortlarven mit einem kalten Stolze brüstet. Zu uns wird der Dämon der Menschennatur aus den Werken der Griechen rein und verständlich sprechen können: denn wir werden ihn mitfühlend, sympathisch hören. (Joh. Gottf. Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, 1795.)

DIE GRIECHISCHE DICHTUNG.

Wandelt die Gottheit auch in irdischer Gestalt? Kann das Beschränkte je vollständig, das Endliche vollendet, das Einzelne allgemeingültig sein? Gibt es unter Menschen eine Kunst, welche die Kunst schlechthin genannt zu werden verdiente? Gibt es sterbliche Werke, in denen das Gesetz der Ewigkeit sichtbar wird?

Mit richterlicher Majestät überschaut die Muse das Buch der Zeiten, die Versammlung der Völker. Überall findet ihr strenger Blick nur Rohigkeit und Künstelei, Dürftigkeit und Ausschweifung in stetem Wechsel. Kaum erheitert dann und wann ein schonendes Lächeln über die liebenswürdigen Spiele der kindlichen Unschuld ihren unwilligen Ernst.

Nur bei einem Volke entsprach die schöne Kunst der hohen Würde ihrer Bestimmung.

Bei den Griechen allein war die Kunst von dem Zwange des Bedürfnisses und der Herrschaft des Verstandes immer gleich frei, und vom ersten Anfange griechischer Bildung bis zum letzten Augenblick, wo noch ein Hauch von echtem Griechensinn lebte, waren den Griechen schöne Spiele heilig.

Diese Heiligkeit schöner Spiele und diese Freiheit der darstellenden Kunst sind die eigentlichen Kennzeichen echter Griechheit. Allen Barbaren hingegen ist die Schönheit an sich selbst nicht genug. Ohne Sinn für die unbedingte Zweckmäßigkeit ihres zwecklosen Spiels bedarf sie bei ihnen einer fremden Hilfe, einer äußern Empfehlung. Bei rohen wie bei verfeinerten Nichtgriechen ist die Kunst nur eine Sklavin der Sinnlichkeit oder der Vernunft. Nur durch merkwürdigen, reichen neuen und sonderbaren Inhalt, nur durch wollüstigen Stoff kann eine Darstellung ihnen wichtig und interessant werden.

Schon auf der ersten Stufe der Bildung und noch unter der Vormundschaft der Natur umfaßte die griechische Poesie in gleichmäßiger Vollständigkeit im glücklichsten Gleichgewicht und ohne einseitige Richtung oder übertriebene Abweichung das Ganze der menschlichen Natur. Ihr kräftiges Wachstum entwickelte sich bald zur Selbständigkeit und erreichte die Stufe, wo das Gemüt in seinem Kampfe mit der Natur ein entschiedenes Übergewicht erlangt, und ihr goldenes Zeitalter erreichte den höchsten Gipfel der Idealität, (vollständige Selbstbestimmung der Kunst und der Schönheit), welches in irgendeiner natürlichen Bildung möglich ist. Ihre Eigentümlichkeit ist der kräftigste, reinste, bestimmteste, einfachste und vollständigste Abdruck der allgemeinen Menschennatur. Die Geschichte der griechischen Dichtkunst ist eine allgemeine Naturgeschichte der Dichtkunst, eine vollkommene und gesetzgebende Anschauung.

In Griechenland wuchs die Schönheit ohne künstliche Pflege und gleichsam wild. Unter diesem glücklichen Himmel war die darstellende Kunst nicht erlernte Fertigkeit sondern ursprüngliche Natur. Ihre Bildung war keine andre als die freieste Entwicklung der glücklichsten Anlage. Die griechische Poesie nahm von der rohesten Einfalt ihren Anfang: aber dieser geringe Ursprung schändet sie nicht. Ihr ältester Charakter ist einfach und prunklos aber unverdorben. Hier findet ihr weder abgeschmackte Phantasterei, noch verkehrte Nachahmung eines fremden Nationalcharakters, noch exzentrische und unübersteiglich fixierte Einseitigkeit. Hier konnte die Willkür verkehrter Begriffe den freien Wuchs der Natur nicht fesseln, ihre Eintracht zerreißen und zerstören, ihre Einfalt verfälschen, den Gang und die Richtung der Bildung verschrauben. Schon frühe unterscheidet sich die griechische Poesie durch ein gewisses Etwas von allen übrigen Nationalpoesien auf einer ähnlichen Stufe der kindlichen Kultur. Gleichweit entfernt von orientalischem Schwulst und von nordischem Trübsinn, voll Kraft aber ohne Härte und voll Anmut aber ohne Weichlichkeit ist sie eben dadurch abweichend, daß sie mehr als jede andere rein menschlich und dem allgemeinen Gesetze aus eigener freier Neigung getreu ist. Schon in der Kindheit meldet

sich ihr hoher Beruf, nicht das Zufällige, sondern das Wesentliche und Notwendige darzustellen, nicht nach dem Einzelnen, sondern nach dem Allgemeinen zu streben. Auch sie hatte ihren mythischen Ursprung, wie jede freie Entwicklung des Dichtungsvermögens. Während des ersten Zeitalters ihrer Entwicklung schwankte die griechische Poesie zwischen schöner Kunst und Sage. Sie war eine unbestimmte Mischung von Überlieferung und Erfindung, von bildlicher Lehre, Geschichte und freiem Spiel. Aber welche Sage? Nie gab es eine geistreichere oder sittlichere. Der griechische Mythos ist — wie der treueste Abdruck im hellsten Spiegel — die bestimmteste und zarteste Bildersprache für alle ewigen Wünsche des menschlichen Gemüts mit allen seinen so wunderbaren als notwendigen Widersprüchen: eine kleine vollendete Welt der schönsten Ahnungen der kindlich dichtenden Vernunft. Dichtung, Gesang, Tanz und Geselligkeit — festliche Freude war das holde Band der Gemeinschaft, welches Menschen und Götter verknüpfte. Und in der Tat war auch der Sinn ihrer Sage, Gebräuche und besonders ihrer Feste, der Gegenstand ihrer Verehrung das echte Göttliche: die reinste Menschheit. In lieblichen Bildern haben die Griechen freie Fülle, selbständige Kraft und gesetzmäßige Eintracht angebetet. — Die Poesie war die Schranke und das Ziel ihrer Laufbahn, der Keim, aus dem der Baum ihrer ganzen Bildung entsprang, und die schönste Frucht, mit der er sein Wachstum vollendete. (Fr. Schlegel, Über das Studium der griechischen Poesie, 1797.)

WIRKUNG DER DICHTUNG BEI DEN GRIECHEN.

Auch hier war die Poesie im Anfange göttlich, die Bilderin der Sitten der Menschen und Völker. Die ältesten Sagen und Märchen Griechenlands schreiben ihr zu, daß sie die Wilden gebändigt, Gesetze gegeben, sie den Menschen eingeflößt und unvermerkt in Gang gebracht habe. Die ältesten Gesetzgeber, Richter der Geheimnisse und innigsten Gottesdienste, ja, endlich der Sage nach die Erfinder der schönsten Sachen und Gebräuche zur Sittlichkeit des Lebens waren Dichter. Ich mag die Fabeln von Orpheus, Amphion, Linus, Thales und alle den sieben Dichternamen vor Homer — ich mag sie hier so wenig wiederholen als einzeln deuten. Genug, Hymnen der Götter, Geheimnisse, Kosmogonien, die alten Geschichten der Urwelt, Gesetze, Sitten, meistens auch in Bildern, in Sagen, war ihr Gesang, ihre Lehre und Weisheit. Bei den meisten sieht man offenbar, woher sie gekommen, von welchen Geschichten sie der gebrochene Nachhall sind, und Bako nennt die älteste griechische Dichtkunst mit Recht einen Jüngling, der mit morgenländischem Winde zum Zeitvertreiber auf einer griechischen Flöte pfeift. Hier ist's nur unsre Sache, den Eindruck zu bemerken, den nach den eignen Märchen der Griechen selbst dies alles auf sie gemacht hat. Von diesen alten Kosmogonien, Hymnen, Geheimnissen, Fabeln rechnen sie selbst ihre politische und moralische Sittlichkeit her: noch nach Jahrhunderten waren die Namen Linus, Orpheus, Musäus, Thales — und wie sie weiter heißen, als Wohltäter der Weisheit und als Väter ihres Ruhms heilig. Auch später, wo die Namen aufhören und wahre Gedichte da sind, blickt noch dieser heilige, sittliche Gebrauch der alten Dicht-

kunst durch. Nur von Hymnen und Kriegen der Götter kam man aufs Lob und auf Kriege der Menschen: die ältesten Aoiden waren heilige Personen, jener bei der Klytämnestra der mächtige unbezwingbare Wächter ihrer Tugend. „Die Fürsten“, sagt Hesiod, „kommen vom Jupiter, die Sänger von den Musen und dem Apoll. Glückliche ist der Mann, den die Musen lieben; seine Lippen fließen über von sanften und süßen Tönen. Ist jemand, der in seiner Seele einen geheimen nagenden Kummer fühlt: der Sänger, ein Diener der Musen, hebet nur an das Lob der Götter und alten Helden, sogleich vergißt er seinen Kummer und fühlt sein Leid nicht mehr. Seid mir begrüßt, Jupiters Töchter! begeistert mich mit eurem mächtigen Gesange!“ So sah Hesiod die Dichtkunst an, und wie sie der Sänger fürs Vaterland, der wackre Tyrtaus, wie sie der Sänger für Griechenland, Pindar, brauchte; wie sie die alten Pythagoreer und Gnomologen anwandten, liegt noch in Überbleibseln zutage. Sowohl Trauerspiele als die meisten lyrischen Gattungen sind aus gottesdienstlichen Chören und Gebräuchen entstanden. Plato mit aller seiner Weisheit ist in jeder dunkeln verwickelten Frage von Dichtersprüchen und Sagen der alten Zeit voll; die ihm das verargen, tun sehr unrecht, denn ohne sie wäre nie ein Plato geworden. Aus Dichtern der Vorwelt hat sich also, nach Geschichte und Tradition, bei den Griechen ihre ganze Verfassung und Weisheit erzeugt.

Und zwar geschahen die größten Wirkungen der Dichtkunst, da sie noch lebendige Sage war, da noch keine Buchstaben, viel weniger geschriebene Regeln da waren. Der Dichter sah, was er sang, oder hats lebendig vernommen, trugs lange mit sich im Herzen als sein Schoßkind umher; nun öffnete er den Mund und sprach Wunder und Wahrheit. Der Kreis um ihn staunte, horchte, lernte, sang, vergaß die Göttersprüche nie; sie waren ihm mit Nägeln des Gesanges in die Seele geheftet. Kams nun noch dazu, daß der Dichter höhere Absicht hatte, daß er wirklich ein Bote der Götter, ein Mann für sein Volk und Vaterland, ein heiliger Stifter des Guten auf Geschlechter hinab war, und diesen Schatz und diesen Drang in sich fühlte: wie Pfeile flogen die Töne aus seinem goldenen Köcher ins Herz der Menschen. Die griechische Musik, Töne unter griechischem Himmel den Saiten entlockt, nahmen ihn auf ihre Flügel, Musen und Grazien halfen den Gesang vollenden. Die Wirkung davon zeigt das Bild der Griechen in der Geschichte ihrer Werke und Produktionen, ja, ihr Charakter bis auf den heutigen Tag. Sie waren die erste kultivierte Nation, wie selbst Ägyptier und Phönizier nicht waren. Ihre Sprache war so dichterisch, biegsam, klingend, fein und reich, daß man wohl sieht, frühe Dichter haben sie gebildet, und sie konnte wieder neue Dichter wecken. Alles, was sie bei den Nachbarn sahen, von den Ausländern lernten, faßten sie rund und ganz als Gedicht, als schöne Weise, und bildeten selbst bis auf Namen und Geist der Sache nach ihrem Charakter, wie zum Klange der Leier. Die Götter der Ägyptier wurden bei ihnen schöne dichterische Wesen, sie warfen überflüssigen Putz und alles schwere Gerät ab und zeigten sich, wie Mutter Natur sie geschaffen, nackt, in schöner menschlicher Bildung und dazu, wie es dem Gange der Dichterkunst und dem Fluge ihrer Saiten geziemte, in menschlicher, oft zu menschlicher Handlung. Die Kunst fing

mit der Dichtkunst an zu wetteifern; aus zwei Versen Homers ward Phidias' Jupiter wie durch Offenbarung. Der Geschmack ihres Lebens konnte dem Gange ihrer Dichtkunst voll Götter und Helden nicht unähnlich werden, sie machten sich alles leicht, kränzten sich alles mit Blumen. Unter Musik und Gesang übten sie sich in Kämpfen und Spielen; unter Flötenschalle und wie im Tanze zogen sie zur Schlacht. Ihre Erziehung in den schönsten Zeiten waren Leibesübung, Musik und Dichtkunst; diese standen unter der Aufsicht der Obern und waren von den Gesetzgebern ihrer Staaten zu Grundfäden ihres Charakters angewandt worden, durch die sich nun Gesetze und Lehren schlangen. Homer war ihnen alles, und der feine Blick, mit dem dieser alles gesehen, jeden Gegenstand, nicht straff angezogen, sondern in seinem leichten reinen Umrisse, richtig und leicht gemessen, gezeichnet hatte — der feine Blick, das leichte, richtige, natürliche Verhältnis in allem wurde auch ihr Blick. Die Denkart der Menschen, ihre Sitten und Sprache bekamen einen Strom, eine Fülle, eine Runde, die sie noch nicht gehabt. (Joh. Gottf. Herder, Über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten, 1778.)

GOETHE AN WILHELM V. HUMBOLDT ÜBER DESSEN ÜBERTRAGUNG DES „AGAMEMNON“ VON ÄSCHYLUS.

Das große Werk, dem Sie, teuerster Freund, einen schönen Teil Ihres Lebens gewidmet, konnte nicht zu besserer Stunde bei mir anlangen, es trifft mich hier in Tennstadt, in einem Ihnen wahrscheinlich nicht ganz unbekanntem thüringischen Land- und Badestädtchen, wo ich nun fünf Wochen hause und, seitdem mich Freund Meyer verlassen, allein geblieben bin.

Hier erlaube ich mir nun zuerst ein durchlaufendes Lesen der Einleitung sowohl als des Stückes selbst zu meiner nicht geringen Erbauung. Und da ich nun wiederholt das Einzelne mit dem Ganzen genieße, will ich meinen Dank für diese Gabe nicht länger zurückhalten.

Denn wenn man sich auch mit allem Lößlichen und Guten, was uns die älteste und neueste Zeit reicht, freundlich teilnehmend beschäftigt, so tritt doch eine solche uralte Riesengestalt, geformt wie ein Ungeheuer, überraschend, vor uns auf, und wir müssen alle unsere Sinne zusammennehmen, um ihr einigermaßen würdig entgegenzustehen. In einem solchen Augenblick zweifelt man keineswegs, hier das Kunstwerk der Kunstwerke, oder wenn man gemäßiger sprechen will, ein höchst musterhaftes zu erblicken. Daß wir nun dieses mit Leichtigkeit vermögen, sind wir Ihnen schuldig; auch muß Ihrer Bemühung, ob sie gleich an sich belohnend, warm ein fortwährender Dank lohnen.

Das Stück war von jeher mir eines der betrachtungswürdigsten und durch Ihre Teilnahme schon früh zugänglicher als andere. Verwundersam aber ist mir jetzt mehr als je das Gewebe dieses Urteppichs: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind so glücklich in eins geschlungen, daß man selbst zum Seher, das heißt: Gott ähnlich wird, und das ist doch am Ende der Triumph aller Poesie im Größten und im Kleinsten.

Sehen wir nun aber hier, wie dem Dichter die sämtlichen Mittel zu Gebote stehen, wodurch eine so ungeheure Wirkung hervorgebracht werden kann, so enthalten wir uns nicht der höchsten Verehrung. Wie glücklich der epische, lyrische, dramatische Vortrag geflochten ist und uns zur Teilnahme an solchen greulichen Schicksalen nicht nötigt, sondern anlockt! und wie gut die wenige didaktische Reflexion den sprechenden Chor kleidet! Alles dieses ist eben nicht genug zu preisen.

Und so verzeihen Sie denn, daß ich Eulen nach Athen als Dankopfer bringe. Ich könnte wirklich immer so fortfahren und Ihnen das vorerzählen, was Sie längst besser wissen.

So hat mich auch wieder aufs neue ergriffen, daß jede Person, außer Klytämnestra, der Unheilverketterin, ihre abgeschlossene Aristeia hat, sodaß jede ein ganzes Gedicht spielt und nachher nicht wiederkommt, uns etwa aufs neue mit ihren Angelegenheiten beschwerlich zu fallen. In einem jeden guten Gedichte muß die ganze Poesie stecken, dieses ist aber ein Flügelmann.

Was Sie in Ihrer Einleitung über Synonymik sagen, ist köstlich, möchten doch unsere Sprachreiner davon durchdrungen sein! Doch in so hohe Angelegenheiten wollen wir die traurigen Mißgriffe nicht mischen, durch welche die deutsche Nation ihre Sprache von Grund aus verdirbt; ein Urteil, das man erst in dreißig Jahren einsehen wird.

Sie aber, mein Bester, sein und bleiben gesegnet für das Gute, was Sie an uns getan haben. Dieser Ihr Agamemnon soll mir nicht wieder von der Seite. (Joh. Wolfg. Goethe, Brief vom 1. Sept. 1816.)

WIEDERGEURT DER HOMERISCHEN WELT IN DER TRAGÖDIE.

Unter dem übermächtigen Einflusse der tragischen Dichtung werden die homerischen Mythen von neuem umgeboren und zeigen in dieser Metempsychose, daß inzwischen auch die olympische Kultur von einer noch tieferen Weltbetrachtung besiegt worden ist. Der trotzige Titan Prometheus hat es seinem olympischen Peiniger angekündigt, daß einst seiner Herrschaft die höchste Gefahr drohe, falls er nicht zur rechten Zeit sich mit ihm verbinden werde. In Äschylus erkennen wir das Bündnis des erschreckten, vor seinem Ende bangenden Zeus mit dem Titanen. So wird das frühere Titanenzeitalter nachträglich wieder aus dem Tartarus ans Licht geholt. Die Philosophie der wilden und nackten Natur schaut die vorübertanzenden Mythen der homerischen Welt mit der unverhüllten Miene der Wahrheit an: sie erleben, sie zittern vor dem blitzartigen Auge dieser Göttin — bis sie die mächtige Faust des dionysischen Künstlers in den Dienst der neuen Gottheit zwingt. Die dionysische Wahrheit übernimmt das gesamte Bereich des Mythos als Symbolik ihrer Erkenntnisse und spricht diese teils in dem öffentlichen Kultus der Tragödie, teils in den geheimen Begehungen dramatischer Mysterienfeste, aber immer unter der alten mythischen Hülle aus. — — Den absterbenden Mythos ergriff der neugeborene Genius der dionysischen Musik: und in seiner Hand blühte er noch einmal, mit Farben, wie er sie noch nie gezeigt, mit einem Duft, der eine sehnsüchtige Ahnung einer meta-

physischen Welt erregte. Nach diesem letzten Aufglänzen fällt er zusammen, seine Blätter werden welk, und bald haschen die spöttischen Luciane des Altertums nach den von allen Winden fortgetragenen, entfärbten und verwüsteten Blumen. Durch die Tragödie kommt der Mythos zu seinem tiefsten Inhalt, seiner ausdrucksvollsten Form; noch einmal erhebt er sich, wie ein verwundeter Held, und der ganze Überschuß von Kraft, samt der weisheitsvollen Ruhe des Sterbenden, brennt in seinem Auge mit letztem, mächtigem Leuchten. (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

DER TRAGISCHE DICHTER UND DER MYTHOS.

Die leidvollste Gestalt der griechischen Bühne, der unglückselige Ödipus, ist von Sophokles als der edle Mensch verstanden worden, der zum Irrtum und zum Elend trotz seiner Weisheit bestimmt ist, der aber am Ende durch sein ungeheures Leiden eine magische segensreiche Kraft um sich ausübt, die noch über sein Verscheiden hinaus wirksam ist. Der edle Mensch sündigt nicht, will uns der tiefsinnige Dichter sagen: durch sein Handeln mag jedes Gesetz, jede natürliche Ordnung, ja, die sittliche Welt zugrunde gehen, eben durch dieses Handeln wird ein höherer magischer Kreis von Wirkungen gezogen, die eine neue Welt auf den Ruinen der umgestürzten alten gründen. Das will uns der Dichter, insofern er zugleich religiöser Denker ist, sagen: als Dichter zeigt er uns zuerst einen wunderbar geschürzten Prozeßknoten, den der Richter langsam, Glied für Glied, zu seinem eigenen Verderben löst; die echt hellenische Freude an dieser dialektischen Lösung ist so groß, daß hierdurch ein Zug von überlegener Heiterkeit über das ganze Werk kommt, der den schauerhaften Voraussetzungen jenes Prozesses überall die Spitze abbricht. Im „Ödipus auf Kolonos“ treffen wir diese selbe Heiterkeit, aber in eine unendliche Erklärung emporgehoben; dem vom Übermaße des Elends betroffenen Greise gegenüber, der allem, was ihn betrifft, rein als Leidender preisgegeben ist — steht die überirdische Heiterkeit, die aus göttlicher Sphäre herniederkommt und uns andeutet, daß der Held in seinem rein passiven Verhalten seine höchste Aktivität erlangt, die weit über sein Leben hinausgreift, während sein bewußtes Dichten und Trachten im früheren Leben ihn nur zur Passivität geführt hat. So wird der für das sterbliche Auge unauflöslich verschlungene Prozeßknoten der Ödipusfabel langsam entwirrt — und die tiefste menschliche Freude überkommt uns bei diesem göttlichen Gegenstück der Dialektik. Wenn wir mit dieser Erklärung dem Dichter gerecht geworden sind, so kann doch immer noch gefragt werden, ob damit der Inhalt des Mythos erschöpft ist: und hier zeigt sich, daß die ganze Auffassung des Dichters nichts ist als eben jenes Lichtbild, welches uns, nach einem Blick in den Abgrund, die heilende Natur vorhält. Ödipus der Mörder seines Vaters, der Gatte seiner Mutter, Ödipus der Rätsellöser der Sphinx! Was sagt uns die geheimnisvolle Dreiheit dieser Schicksals-taten? Es gibt einen uralten, besonders persischen Volksglauben, daß ein weiser Magier nur aus Inzest geboren werden könne: was wir uns, im Hinblick auf den rätsellösenden und seine Mutter freunden Ödipus, sofort so zu interpretieren haben, daß dort, wo durch weissagende und magische Kräfte der

Bann von Gegenwart und Zukunft, das starre Gesetz der Individuation und überhaupt der eigentliche Zauber der Natur gebrochen ist, eine ungeheure Naturwidrigkeit — wie dort der Inzest — als Ursache vorausgegangen sein muß; denn wie könnte man die Natur zum Preisgeben ihrer Geheimnisse zwingen, wenn nicht dadurch, daß man ihr siegreich widerstrebt, das heißt durch das Unnatürliche? Diese Erkenntnis sehe ich in jener entsetzlichen Dreiheit der Ödipusschicksale ausgeprägt: derselbe, der das Rätsel der Natur — jener doppelgearteten Sphinx — löst, muß auch als Mörder des Vaters und Gatte der Mutter die heiligsten Naturordnungen zerbrechen. Ja, der Mythos scheint uns zuraunen zu wollen, daß die Weisheit und gerade die dionysische Weisheit ein naturwidriger Greuel sei, daß der, welcher durch sein Wissen die Natur in den Abgrund der Vernichtung stürzt, auch an sich selbst die Auflösung der Natur zu erfahren habe. „Die Spitze der Weisheit kehrt sich gegen den Weisen; Weisheit ist ein Verbrechen an der Natur“: solche schrecklichen Sätze ruft uns der Mythos zu: der hellenische Dichter aber berührt wie ein Sonnenstrahl die erhabene und furchtbare Memnonsäule des Mythos, sodaß er plötzlich zu tönen beginnt — in sophokleischen Melodien. (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

DAS DIONYSISCHE LEIDEN.

Es ist eine unanfechtbare Überlieferung, daß die griechische Tragödie in ihrer ältesten Gestalt nur die Leiden des Dionysus zum Gegenstand hatte, und daß der längere Zeit hindurch einzig vorhandene Bühnenheld eben Dionysus war. Aber mit der gleichen Sicherheit darf behauptet werden, daß niemals bis auf Euripides Dionysus aufgehört hat, der tragische Held zu sein, sondern daß alle die berühmten Figuren der griechischen Bühne, Prometheus, Ödipus usw. nur Masken jenes ursprünglichen Helden Dionysus sind. Daß hinter allen diesen Masken eine Gottheit steckt, das ist der eine wesentliche Grund für die so oft angestaunte typische „Idealität“ jener berühmten Figuren. Es hat, ich weiß nicht wer, behauptet, daß alle Individuen als Individuen komisch und damit untragisch seien: woraus zu entnehmen wäre, daß die Griechen überhaupt Individuen auf der tragischen Bühne nicht ertragen konnten. In der Tat scheinen sie so empfunden zu haben: wie überhaupt jene platonische Unterscheidung und Wertabschätzung der „Idee“ im Gegensatz zum „Idol“, zum Abbild, tief im hellenischen Wesen begründet liegt. Um uns aber der Terminologie Platons zu bedienen, so wäre von den tragischen Gestalten der hellenischen Bühne etwa so zu reden: der eine wahrhaft reale Dionysus erscheint in einer Vielheit der Gestalten, in der Maske eines kämpfenden Helden und gleichsam in das Netz des Einzelwillens verstrickt. So wie jetzt der erscheinende Gott redet und handelt, ähnelt er einem irrenden, strebenden, leidenden Individuum: und daß er überhaupt mit dieser epischen Bestimmtheit und Deutlichkeit erscheint, ist die Wirkung des Traumdeuters Apollo, der dem Chore seinen dionysischen Zustand durch jene gleichnisartige Erscheinung deutet. In Wahrheit aber ist jener Held der leidende Dionysus der Mysterien, jener die Leiden der Individuation an sich erfahrende Gott, von dem wunder-

volle Mythen erzählen, wie er als Knabe von den Titanen zerstückelt worden sei und nun in diesem Zustande als Zagreus verehrt werde: wobei angedeutet wird, daß diese Zerstückelung, das eigentlich dionysische Leiden, gleich einer Umwandlung in Luft, Wasser, Erde und Feuer sei, daß wir also den Zustand der Individuation als den Quell und Urgrund alles Leidens, als etwas an sich Verwerfliches, zu betrachten hätten. Aus dem Lächeln dieses Dionysus sind die olympischen Götter, aus seinen Tränen die Menschen entstanden. In jener Existenz als zerstückelter Gott hat Dionysus die Doppelnatur eines grausamen verwilderten Dämons und eines milden sanftmütigen Herrschers. Die Hoffnung der Epopten ging aber auf eine Wiedergeburt des Dionysus, die wir jetzt als das Ende der Individuation ahnungsvoll zu begreifen haben: diesem kommenden dritten Dionysus erscholl der brausende Jubelgesang der Epopten: und nur in dieser Hoffnung gibt es einen Strahl von Freude auf dem Antlitze der zerrissenen, in Individuen zertrümmerten Welt, wie es der Mythos durch die in ewige Trauer versenkte Demeter verbildlicht, welche zum ersten Male wieder sich freut, als man ihr sagt, sie könne den Dionysus noch einmal gebären. In den angeführten Anschauungen haben wir bereits alle Bestandteile einer tief sinnigen und pessimistischen Weltbetrachtung und zugleich damit die Mysterienlehre der Tragödie zusammen: die Grunderkenntnis von der Einheit alles Vorhandenen, die Betrachtung der Individuation als des Urgrundes des Übels, die Kunst als die freudige Hoffnung, daß der Bann der Individuation zu zerbrechen sei, als die Ahnung einer wiederhergestellten Einheit. (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

DIE GRIECHEN UND IHRE TRAGÖDIE.

Das war das griechische Kunstwerk, das der zu wirklicher, lebendiger Kunst gewordene Apollon, das war das griechische Volk in seiner höchsten Wahrheit und Schönheit. Dieses Volk, in jedem Teile, in jeder Persönlichkeit überreich an Individualität und Eigentümlichkeit, rastlos tätig, im Ziele einer Unternehmung nur den Angriffspunkt einer neuen Unternehmung erfassend, unter sich in ständiger Reibung, in täglich wechselnden Bündnissen, täglich sich neu gestaltenden Kämpfen, heute im Gelingen, morgen im Mißlingen, heute von äußerster Gefahr bedroht, morgen seinen Feind bis zur Vernichtung bedrängend, nach innen und außen in unaufhaltsamster, freier Entwicklung begriffen: dieses Volk strömte von der Staatsversammlung, vom Gerichtsmarkte, vom Lande, von den Schiffen, aus dem Kriegslager, aus fernsten Gegenden zusammen, erfüllte zu Dreißigtausenden das Amphitheater, um die tief sinnigste aller Tragödien, den Prometheus, aufführen zu sehen, um sich vor dem gewaltigsten Kunstwerke zu sammeln, sich selbst zu erfassen, seine eigene Tätigkeit zu begreifen, mit seinem Wesen, seiner Genossenschaft, seinem Gotte sich in die innigste Einheit zu verschmelzen, und so in edelster, tiefster Ruhe das wieder zu sein, was es vor wenigen Stunden in rastlosester Aufregung und gesondertster Individualität ebenfalls gewesen war. Stets eifersüchtig auf seine größte persönliche Unabhängigkeit, nach jeder Richtung hin den „Tyranen“ verfolgend, der, möge er selbst weise und edel

sein, dennoch seinen kühnen freien Willen zu beherrschen streben könnte, verachtend jenes weichliche Vertrauen, das unter dem schmeichlerischen Schatten einer fremden Fürsorge zu träger egoistischer Ruhe sich lagert, immer auf der Hut, unermüdlich zur Abwehr äußeren Einflusses, keiner noch so altherwürdigen Überlieferung Macht gebend über sein freies, gegenwärtiges Leben, Handeln und Denken: verstummte der Grieche vor dem Anrufe des Chores, ordnete er sich gern der sinnreichen Übereinkunft in der szenischen Anordnung unter, gehorchte er willig der großen Notwendigkeit, deren Aussprache ihm der Tragiker durch den Mund seiner Götter und Helden auf der Bühne verkündete. Denn in der Tragödie fand er sich ja selbst wieder, und zwar der edelste Teil seines Wesens, vereinigt mit den edelsten Teilen des Gesamtwesens der ganzen Nation; aus sich selbst, aus seiner innersten ihm bewußt werdenden Natur, sprach er sich durch das tragische Kunstwerk, das Orakel der Pythia, Gott und Priester zugleich, herrlicher göttlicher Mensch, er in der Allgemeinheit, die Allgemeinheit in ihm, als eine jener Tausenden von Fasern, welche in dem einen Leben der Pflanze aus dem Erdboden hervorgewachsen, in schlanker Gestaltung in die Lüfte sich heben, um die eine schöne Blume hervorzubringen, die ihren Duft der Ewigkeit spendet. Diese Blume war das Kunstwerk, ihr Duft der griechische Geist, der uns noch heute be rauscht und zu dem Bekenntnisse entzückt, lieber einen halben Tag Grieche vor dem tragischen Kunstwerk sein zu mögen, als in Ewigkeit — un griechischer Gott! (Rich. Wagner, Kunst und Revolution, 1849.)

DER CHOR.

Der Chor der griechischen Tragödie, das Symbol der gesamten dionysisch erregten Masse, findet an dieser unserer Auffassung seine volle Erklärung. Während wir, mit der Gewöhnung an die Stellung eines Chors auf der modernen Bühne, zumal eines Opernchors, gar nicht begreifen konnten, wie jener tragische Chor der Griechen älter, ursprünglicher, ja, wichtiger sein sollte als die eigentliche „Aktion“ — wie dies doch so deutlich überliefert war —, während wir wiederum mit jener überlieferten hohen Wichtigkeit und Ursprünglichkeit nicht reimen konnten, warum er doch nur aus niedrigen dienenden Wesen, ja zuerst nur aus bocksartigen Satyrn zusammengesetzt worden sei, während uns die Orchestra vor der Szene immer ein Rätsel blieb, sind wir jetzt zu der Einsicht gekommen, daß die Szene samt der Aktion im Grunde und ursprünglich nur als Vision gedacht wurde, daß die einzige „Realität“ eben der Chor ist, der die Vision aus sich erzeugt und von ihr mit der ganzen Symbolik des Tanzes, des Tones und des Wortes redet. Dieser Chor schaut in seiner Vision seinen Herrn und Meister Dionysus und ist darum ewig der dienende Chor: er sieht, wie dieser der Gott leidet und sich verherrlicht, und handelt deshalb selbst nicht. Bei dieser, dem Gotte gegenüber durchaus dienenden Stellung, ist er doch der höchste, nämlich dionysische Ausdruck der Natur und redet darum, wie diese, in der Begeisterung Orakel- und Weisheitssprüche: als der mitleidende ist er zugleich der weise, aus dem Herzen der Welt die Wahrheit verkündende. (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

ÜBER DIE GRIECHISCHEN DICHTER UND IHR VOLK.

Die Poesie lebte im Ohr des Volks, auf den Lippen und der Harfe lebendiger Sänger: sie sang Geschichte, Begebenheit, Geheimnis, Wunder und Zeichen; sie war die Blume der Eigenheit eines Volks, seiner Sprache und seines Landes, seiner Geschäfte und seiner Vorurteile, seiner Leidenschaften und Anmaßungen, seiner Musik und Seele.

Wir mögen von den ἀοιδοῖς, den umherziehenden Sängern der Griechen, soviel der Fabel geben, als wir wollen: so bleibt am Boden des Gefäßes die Wahrheit übrig, die sich auch in anderen Völkern und Zeitaltern gleichartig dargetan hat. Das Edelste und Lebendigste der griechischen Dichtkunst ist aus diesem Ursprung erwachsen.

Der größte Sänger der Griechen, Homerus, ist zugleich der größte Volksdichter. Sein herrliches Ganzes ist nicht Epopöe, sondern ἔπος, Märchen, Sage, lebendige Volksgeschichte. Er setzte sich nicht auf Sammet nieder, ein Helden- gedicht in zweimal vierundzwanzig Gesängen nach Aristoteles' Regeln, oder, so die Muse wollte, über die Regel hinaus, zu schreiben, sondern sang, was er gehört, stellte dar, was er gesehen und lebendig erfaßt hatte: seine Rhapsodien blieben nicht in Buchläden und auf den Lumpen unseres Papiers, sondern im Ohr und im Herzen lebendiger Sänger und Hörer, aus denen sie spät gesammelt wurden und zuletzt, überhäuft mit Glossen und Vorurteilen, zu uns kamen. Homers Vers, so umfassend wie der blaue Himmel und so vielfach sich mitteilend allem, was unter ihm wohnt, ist kein Schulen- und Kunsthexameter, sondern das Metrum der Griechen, das in ihrem reinen und feinen Ohr, in ihrer klingenden Sprache zum Gebrauch bereit lag und gleichsam als bildsamer Leim auf Götter- und Heldengestalten wartete. Unendlich und unermüdet fließt in sanften Fällen, in einartigen Beiwörtern und Kadenzen, wie sie das Ohr des Volkes liebte, hinunter. Diese, das Kreuz aller berühmten Übersetzer und Heldendichter, sind die Seele seiner Harmonie, das sanfte Ruhe- kissen, das in jeder endenden Zeile unser Auge schließt und unser Haupt entschlum- mert, damit es in jeder neuen Zeile gestärkt zum Schauen erwache und des langen Weges nicht ermüde. Alle erhabenen Siehe! alle künstlichen Verschrän- kungen und Wortlabyrinth sind dem einfachen Sänger fremd, er ist immer hörbar und daher immer verständlich: die Bilder treten vors Auge, wie seine Silbertöne ins Ohr fließen; der verschlungene Tanz beider ist Gang seiner Muse, die auch darin Göttin ist, daß sie dem Geringsten und gleichsam jedem Kinde dienet. Über eine Sache geheimer und liebster Freuden streitet man nicht gern auf dem Markt; aber dem, dünkt mich, ist Homer nicht erschienen, der den lieben Fußgänger nur auf raschrollenden Wagen und den sanften Strom seiner Rede als Mühlengeklapper einer sogenannten Heldenpoesie sich vorbildet. Sein Tritt ist sanft und die Ankunft seines Geistes wie Ulysses' Ankunft in der Heimat; nur der kann sein Vertrauter werden, der sich diese demütige Ge- stalt weder verlügt noch hinwegschämt.

Mit Hesiodus und Orpheus ists, in ihrer Art, ein Gleiches. Nicht daß ich die Werke, die unter des letzten Namen gehen, für Urschrift des alten Orpheus hielte; sie sind ohne allen Zweifel nichts als spätere, vielleicht sechs- bis sieben-

und meinethalb hundertmal aufgefrischte Kopien alter Gesänge und Sagen; aber daß sie dieses sind, daß alter Gesang und Sage in ihnen noch durchschimmert, ist, wenn mich nicht alles trügt, sehr merkbar. Auch Hesiod, der an Echtheit jenem weit vorsteht, hat gewiß fremde Verse, und doch ist überall der alte ehrwürdige Volkssänger, der einfältige Hirt, der am Berge der Musen weidete und von ihnen die Gabe süßer Gesänge und Lehren zum Geschenk überkam, hörbar. O wär mir's gelungen, von diesen goldenen Gaben und Gerichten der Vorzeit, als den edelsten Volksgesängen, etwas in unserer Sprache zu übertragen, daß sie noch einigermaßen, was sie sind, blieben! Homer, Hesiodus, Orpheus, ich sehe eure Schatten dort vor mir auf den Inseln der Glückseligen unter der Menge und höre den Nachhall eurer Lieder; aber mir fehlt das Schiff von euch in mein Land und meine Sprache. Die Wellen auf dem Meere der Widerfahrt verdampfen die Harfe und der Wind weht eure Lieder zurück, wo sie in amaranthnen Lauben unter ewigen Tänzen und Festen nie verhallen werden. — —

Ein Gleiches ist mit dem Chor der Griechen, aus dem ihr hohes, einziges Drama entstand, und von dem es noch immer, zumal im Äschylus und Sophokles, wie die heiligen Flamme von dem Holz und Opfer, das sich unten verzehrt, hinauflodert. Ohne Zweifel ist er das Ideal griechischen Volksgesanges; aber wer kommt zum Bilde? Wer kanns aus der Höhe seiner Töne haschen und einverleiben unserer Sprache? So auch mit Pindars Gesängen, von denen, meines Wissens, noch nichts entfernt Ähnliches in unserer Sprache, vielleicht auch nicht in unserem Ohr da ist. Wie Tantalus steht man in ihrem Strome: der klingende Strom fleucht und die goldnen Früchte entziehen sich jeder Berührung. (Joh. Gottfr. Herder, Vorrede der Volkslieder, 1778.)

SELBSTÄNDIGKEIT DER DICHTUNG.

Der Dichter hatte das Kunstwerk als ein für sich bestehendes Ding und nicht als Nachahmung vor Augen, oder Künstler und Dichter hatten einerlei angenommene Begriffe, demzufolge sich auch Übereinstimmung in ihren Vorstellungen zeigen mußte, aus welcher sich auf die Allgemeinheit jener Begriffe zurückschließen läßt.

Allein wenn Tibull die Gestalt des Apollo malt, wie er ihm im Traum erschienen: der schönste Jüngling, die Schläfe mit dem keuschen Lorbeer umwunden, syrische Gerüche duften aus dem güldenen Haare, das um den langen Nacken schwimmt; glänzendes Weiß und Purpurröte mischen sich auf dem ganzen Körper, wie auf der zarten Wange der Braut, die jetzt ihrem Geliebten zugeführt wird: warum müßten diese Züge von alten berühmten Gemälden erborgt sein? Echions Nova nupta verecundia notabilis mag in Rom gewesen sein, mag tausend und tausendmal sein kopiert worden, war darum die bräutliche Scham selbst aus der Welt verschwunden? Seit sie der Maler gesehen hatte, war sie für keinen Dichter mehr zu sehen als in der Nachahmung des Malers? Oder wenn ein anderer Dichter den Vulkan ermüdet, und sein vor der Esse erhitztes Gesicht rot, brennend nennt: mußte er es erst aus dem Werke eines Malers lernen, daß Arbeit ermattet und Hitze rötet? Oder wenn

Lucrez den Wechsel der Jahreszeiten beschreibt und sie mit dem ganzen Gefolge ihrer Wirkungen in der Luft und auf der Erde in ihrer natürlichen Ordnung vorüberführt: war Lucrez ein Ephemeron, hatte er kein ganzes Jahr durchlebt, um alle die Veränderungen selbst erfahren zu haben, daß er sie nach einer Prozession schildern mußte, in welcher ihre Statuen herumgetragen wurden? Mußte er erst von diesen Statuen den alten poetischen Kunstgriff lernen, dergleichen Abstrakta zu wirklichen Wesen zu machen? Oder Virgils Pontem indignatus Araxes, dieses vortreffliche poetische Bild eines über seine Ufer sich ergießenden Flusses, wie er die über ihn geschlagene Brücke zerreißt, verliert es nicht seine ganze Schönheit, wenn der Dichter auf ein Kunstwerk damit angespielt hat, in welchem dieser Flußgott als wirklich eine Brücke zerbrechend vorgestellt wird? — Was sollen wir mit dergleichen Erläuterungen, die aus der klarsten Stelle den Dichter verdrängen, um den Einfall eines Künstlers durchschimmern zu lassen! (Gotth. Ephr. Lessing, Laokoon, 1766).

VIRGIL.

Virgil ist nicht der erste und nicht der einzige, der den punischen Krieg mit dem Äneasmythus in die engste Verbindung bringt und das, was damals geschah, nur als Abschluß einer vor Jahrtausenden begonnenen Entwicklung darstellt. So dachten schon die Zeitgenossen der Scipionen, und wer heute richtig urteilen will, muß gleich weite Zeiträume umspannen, weil der Gang der Geschichte stets auf große Fernen angelegt ist. Wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, denen es meist genügt, wenn sie wissen, was sie essen und trinken, wie sich kleiden, wie sich vergnügen sollen, sind kaum imstande, die Gewalt zu ermessen, welche hohe Ziele einem ganzen Volke verliehen, noch weniger die Bedeutung zu würdigen, welche populäre Traditionen in der Äneassage für die Entwicklung der Volksgeschichte besitzen. Wir sehen in ihnen literarische Machwerke, betrachten sie als Gegenstände literarischer Streitfragen, halten sie für spät gedichtete Märchen oder mythische Verbindungen geschichtlicher Ereignisse: dem Altertum sind sie Elemente der Kraft und gleich unserer Tellsage auf die Gesinnung des Volkes und die Entwicklung seiner Geschichte von maßgebendem Einfluß. Virgils Gedicht ist dem Römer nur darum das beliebteste Volksbuch, weil er in ihm sich, seine Schicksale, seinen leitenden Volksgedanken wiedererkennt. (Joh. Jac. Bachofen, Die Sage von Tanaquil, 1870.)

LUKAN.

Was dem gelassenen Plutarch absichtslos gelang durch seine hellenistische Plastik, das hat ein spanisch-römischer Dichter bewußt unternommen: einen cäsarischen Mythus. Lukan wetteifert mit Homer und Virgil, und seine „Pharsalia“ sollen als Gigantenkampf die Ilias, als dichterische Redekunst die Äneis überbieten. Über das hellenische und italische Epos wollte er die riesigste Mär des Orbis Terrarum türmen, zugleich aber eine neue Bahn aufreißen: statt der fernen Götter- und Heldensagen die Begebenheiten verewigen, von denen der

Boden noch dröhnte und seine Gegenwart noch durchwirkt war. Zu diesem Stoff stand Lukan *mutatis mutandis* ähnlich wie wir zur napoleonischen Zeit. Ihn hob und lockte die fraglos mythische Großheit, ihn hemmte und verwirrte die Nähe und die genaue Einzelkunde der Geschehnisse. Die kaum verjäherte politische Leidenschaft des Bürgerkriegs, dem die Monarchie entstiegen war, widerstrebte der epischen Verklärung. Dem Lukan fehlte das schmerz- und grimmfreie Gedächtnis, worin epische Bilder sich runden. Aus dieser Not hat er eine Tugend machen wollen und statt der väterlichen Ruhe Homers, in dem ein Volk seiner Vorzeit gedenkt, statt der priesterlichen Weihe Virgils, der des Reiches Gründung und Ahnenschaft feiert, brachte er den heißen Eifer für Römerwürde und -freiheit und durchdrang den mächtigen Stoff mit politischer Lohe. Der Ehrgeiz und Ungestüm eines Zwanzigjährigen, die heftige Grandezza und der Ingrimm eines müßigen Republikaners: das waren keine Epikeranlagen. Auch gebrach ihm der ruhige Bildnersinn der Griechen und die festliche Helle des Mantuaners. Doch kein zweiter Römer hatte so sehr das schwellende Gefühl und die steile Vorstellung seines Gegenstandes. Lukan war zugleich davon ergriffen und überwältigt wie ein Teilnehmer, und er blickte empor zu ihm wie zu unersteiglichen Gebirgen. Das Pathos des „bellum civile, plus quam civile“, welches gerade Cäsar selbst in seiner fröhlichen Höhe nicht entläßt, hat Lukan mit inbrünstiger Phantasie nachgeholt und mit bauschiger Rhetorik gesteigert. Hier liegt seine Schwäche und sein Schwung. Er war seinen Inhalten entfremdet, ohne ihnen entrückt zu sein, er nachempfand und begrübelte sie als erregtes Ich, während etwa Homer seine Inhalte als personales Volksgedächtnis erinnerte und kundgab. Auch Virgil — des Augustus dichterischer Helfer — war viel weniger Privatmann, viel mehr öffentlicher Anwalt oder Mitverwalter der von ihm verherrlichten Werte als Lukan, des Artistenkaisers Kunstgenöß und Nebenbuhler, ein Literatengenie mit romantischen Staatsgefühlen, doch ohne staatliche Gabe und Aufgabe. Freilich immer noch ein Römer und noch als Poet mit dem Blick auf den Erdkreis und dem Drang der ungeheuren Erbschaft. Und nur damals war solcher Seelenzustand möglich, solch beklemmende Wucht bei solcher Öde. Aus der Fülle dieser Qual ragt der lapidare Stil des Tacitus, in dem unromantisch das Heute entmachteter Altrömer sich ausdrückt, — — aus ihrer Lehre, aus dem Durst nach Schicksalsgröße, aus einer Romantik, wie nur die altrömische Praktik nach ihrem Verschwinden sie hervortreiben konnte, aus einem neronischen Traum von catonischer und cäsarischer Tat stammt der Redeprall des Lukan. Rhetorik war ohnehin das eigentliche Wirkungsmittel auch der römischen Dichtkunst, geradezu ihr Ersatz für die Plastik. Doch sie ward auch mehr und mehr Ersatz für die Tat, und all die Kräfte, die sich nicht mehr im Staat ausleben konnten, schossen in das mimische, steigernde, fordernde und überforderte Wort. Cicero war der letzte, der Staatsideale als Orator noch lebte und wirkte, indem er sie spielte — — und da solche Rhetorik zugleich aus Armut des Könnens und aus Schwall der Phantasie kommt, so erscheint oder wird sie leicht Lug. Es kommt darauf an, wieweit man die Wunschbilder der Phantasie wirklich und ernst nimmt. Fast alle große Geschichtschreibung und Rednerkunst stammt aus unerfülltem Tatendrang und ist doch

nichts Ungefülltes. Lukan hat sich als Neros Schmeichler der Unechtheit seines Pathos so verdächtig gemacht wie Sallust, und gewiß war auch er kein Heuchler sondern ein romantischer Mime ehrlich geglaubter Ideale. Seine „Pharsalia“ sind ein Wunschbild ungeheurer Geschicke, nicht nur, wie man meist meint, eine Art dichterisch verkleideter Werberede für die untergegangene Adelsrepublik, Schmähschrift gegen Cäsar, Verherrlichung des Pompejus und Cato. Gewiß war er Republikaner. Das gehörte damals fast zum guten Bildungston, wie zur Hegelzeit der Idealismus und zur Voltairezeit die Skepsis. Doch schwerlich war er ein Sektierer der Stoa und ein Fanatiker des Tyrannenhasses, Größe an sich, ja, Kolossalität der Ereignisse, Räume, Figuren um jeden Preis lag ihm am Herzen — noch vor jedem Parteieifer. Wie viele Dichterjünglinge stieg er gleich nach den höchsten Gipfeln und berauschte sich an der Wucht noch eher als am Wert. Vieles an seinem Werk, auch die Stoffwahl, ist wohl weniger Politik als „Sturm und Drang“, wie die Titanenpläne Marlowes, Schillers, Büchners, Grabbes oder die Römer- und Stauferdramen geschichtstrunkener Schüler. Helle und finstere Gigantengesichte viel mehr als gute und böse Vorbilder wollte er türmen, und der Redemaler war in ihm mächtiger als der Republikaner. Manches was man aus republikanischem Haß gedeutet, ist nur der barocke Künstlerwille zum steilsten und buntesten Ausdruck. Cäsar war ihm zunächst weniger das Widerideal, das er brandmarken wollte, als der finstere Riese, ein erhabenes Ungeheuer wie Marlowes Tamerlan, Shakespeares Richard, Miltons Satan — eine lockende Schreckgestalt, keine Fratze des Hasses. Wie Plutarch Shakespeares Cäsargesicht bestimmt, so haben Dante und Corneille, ja noch Goethe und Victor Hugo — um nur die höchsten zu nennen — aus Lukan geschöpft. Den Gegensatz des ruhmgekrönten, würdeschweren Pompejus, der Recht und Sitte, Altertum und Freiheit trägt, und des gewaltigen Frevlers, den nur sein Genius, sein Glück, sein Heer und die dämonische Kraft der Schuld selber ermächtigten, hat Lukan erst gezeigt. Den Gegensatz zwischen Cäsar und Cato, den Sallust formuliert, hat Lukan inszeniert und instrumentiert. Freilich schwellt und bauscht er seine Umriss bis zur Fratze, eben mit jener Wut des Ausdruckskünstlers, die man für Parteiwut nahm. Doch das düstere Verhängnis — die Hybris und die Nemesis Roms — hat er, wenn auch schwelgend, so doch echt und tief empfunden und verkündet wie kein zweiter römischer Dichter. (Friedr. Gundolf, Cäsar, Geschichte seines Ruhms, 1924.)

GRIECHISCHE MUSIK.

Die herrschende Stellung, die die Musik im griechischen Geistesleben gehabt hat, ist nicht immer genügend gewürdigt worden. Man vergesse nicht, daß die griechische Poesie nie bloße Sprachkunst war, sondern Wort und Ton in untrennbarer Einheit in sich vereinigte. Selbst die homerischen Dichtungen, denen jene dithyrambische Macht der Töne, die erschütternde Wirkung des Melos, mit einem Wort das dionysische Element der Musik noch fremd ist, das zu den Griechen wohl erst später zugleich mit der dionysischen Religion

aus dem Orient gekommen ist, — selbst Homer setzt doch als Begleitung die freilich mehr den rhapsodischen Rhythmus andeutende Kithara voraus. Das griechische Wort für „dichten“ ποιεῖν ist zugleich das für „komponieren“ und bezeichnet für den Griechen der klassischen Zeit eben die untrennbare Einheit dieser Tätigkeiten. Wenn wir von griechischen Dichtwerken auch nur die „nackten Worte“, wie der Grieche sich ausdrückte, noch haben, während die wenigen Bruchstücke, die uns von griechischen Kompositionen erhalten sind, und die paar theoretischen Werke über diese Kunst nur gerade hinreichen, um uns ein notdürftiges Bild von der allgemeinen Art ihrer Musik zu geben, so dürfen wir uns doch durch den Zufall der Überlieferung, der für uns die griechische Musik hinter den anderen Künsten so sehr zurücktreten läßt, nicht täuschen lassen. Den Griechen der Zeit Platons war die Musik, und zwar schon die reine Musik auch ohne Worte, das heißt die Kunst der „bloßen Harmonien und Rhythmen“, die Kunst überhaupt und mehr als alle anderen Künste Kunst. Wir können heute allerdings unsere Vorstellung vom Griechentum nur schwer von dem Begriff der Plastik trennen, und diese ist auch die einzige griechische Kunst, deren Werke dank der Dauerhaftigkeit ihres Materials noch ganz unmittelbar und verständlich zu uns reden, welche mit ihrem unsagbaren, nie alternden Reiz so frisch vor uns stehen, als hätten sie die Hand des Künstlers eben erst verlassen. In den Werken der bildenden Kunst wird jedem erst das Eigentümliche griechischen Empfindens aufgehen. Aber als eigentlich schöpferischer Künstler, als „Poet“, gilt dem Griechen nur der Musiker und Dichter; der Bildhauer und überhaupt der bildende Künstler ist ihm bloßer Handwerker, „Demiurg“, wie er jeden nennt, der mit den Händen arbeitet und nur hervorzubringen vermag, was man mit Augen sehen und körperlich greifen kann. Dagegen ist das Reich der Muse dort, wo das Kunstwerk ohne Mittelglieder aus unerschöpften Tiefen der Menschenseele wie aus göttlicher Inspiration kommt und durch bloßen Geisterzwang der Stimme auf den Hörer wirkt. Indem die Griechen das Musische im engeren Sinne in der reinen und abstrakten Welt der Töne und Rhythmen suchten, gaben sie zu erkennen, daß sie hier im höchsten Maße jene enthusiastische und psychagogische Macht der Muse empfanden. (Erich Franck, Plato und die sogenannten Pythagoreer, 1923.)

DORISCHE TONART.

Wir kommen immer auf das Resultat, daß vor dem Aufblühen der von Asien mannigfach berührten lesbischen Schule die Dorier des Peloponnes, die reinen Hellenen, vor allen andern Stämmen des Griechenvolkes die Musik übten. Denn daß der Name der Tonart nicht etwa bloß in dem äußeren Vorwiegen des Volksstammes seinen Grund hat, dafür bürgt nun auch die innere Übereinstimmung des Charakters derselben mit dem Dorismus überhaupt. Die Alten, die das Ethische in der Musik unendlich bestimmter zu fassen verstanden, als es in unsrer ins Formlose und Unendliche verschwimmenden Tonkunst möglich ist, maßen derselben durchaus etwas ungemein Ernstes, Festes und Männliches bei, geeignet Ausdauer zu geben zur Bestehung großer Ge-

fahren und Mühseligkeiten, zugleich das Gemüt zu stählen und zu stärken gegen innerlichen Sturm; sie fanden in ihr feierliche Hoheit und einfache Großartigkeit, sich hinneigend nach der Seite des Strengen und Harten, und entgegenstehend dem Unsteten, Leidenschaftlichen, Schwärmerischen: alles Ausdrücke, die fast ebensogut die Religion, die Kunst, die Sitte der Dorier zu bezeichnen gebraucht werden konnten. Die Strenge und Härte dieser Musik, die schon den spätern Alten als düster und anmutlos erschien und unsern verweichlichten Ohren noch mehr so erscheinen würde, hat etwas Auffallendes, verglichen mit dem anmutigen, milden und heitern Charakter, der damals schon lange in der epischen Poesie herrschte; sie belehrt uns ohne Zweifel am meisten über den Unterschied der asiatischen und der aus den Gebirgen Nordgriechenlands stammenden Hellenen, die auf angeborne Hoheit der Gesinnung und Kraft der Seele stolz, noch wenig durch Berührung mit Fremden gesänftigt waren. (Karl Otfried Müller, Die Dorier, 1824.)

GRIECHISCHE MALEREI.

Ich setze voraus, die Malerei habe vor den Griechen unter keinem Volke die wahre Gestalt einer Kunst angenommen, und nie auch eine höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht, als wohin sie die Griechen erhoben haben. Ihre Absichten und ihr Stil waren von jenen der Neuern sehr unterschieden, ungeachtet das Hauptziel immer die Nachahmung der Natur war.

Die alten Griechen hatten so viele Hochachtung für die Schönheit, daß sie nur das Schöne in der Natur ihrer Nachahmung würdig hielten, und man kann von ihnen mit Wahrheit sagen, daß sie den schönen Stil vollkommen gebildet und erhalten haben. Die große Anstrengung, womit die besten Künstler nach der Vollkommenheit in diesem Stücke rangen, hinderte sie, an große Zusammensetzungen zu denken, wodurch sich die neuen Künstler Ruhm erworben haben. Auf den besten Malereien eines Polygnotus, Zeuxes, Parrhasius und Apelles zeigten sich nur wenig Figuren, und wiewohl diese Künstler in ihren Erfindungen sinnreich waren, schränkten sie sich doch nur auf wenig Gegenstände ein. — — Noch eine andre Ursache, warum die alten Maler auf ihren Schilderungen nur wenig Figuren angebracht haben, war gewiß auch diese, weil ein schöner und vollkommener Gegenstand, um in seinem gehörigen Lichte aufgestellt zu werden, einen zureichenden Raum verlangt; denn es ist unstreitig, daß die Vollkommenheit der Hauptfigur durch eine Menge von Nebenfiguren verliert. Weil es die griechischen Maler in ihrer Kunst so weit brachten, daß sie die Aufmerksamkeit einer Nation verdienten, die so großen Hang zur Philosophie hatte; so war nichts natürlicher, als daß sie sich zum Grundsatz machten, die Vollkommenheit ihrer Kunst nicht in Nachahmung der gemeinen, sondern vollkommenen Natur aufzusuchen, und eben darum waren sie nicht soviel auf die Menge der Gegenstände, als auf deren Vollkommenheit bedacht. Auf diese Art rückten sie Schritt für Schritt bald schneller bald langsamer von der fünfzehnten Olympiade bis in die neunzigste fort, eine Zeit, in welcher sie schon die wichtigsten Feinheiten der Kunst entdeckt hatten. Allein dieses Wachstum geschah noch nicht in Absicht auf

jene Grazie, welche, wie wir schon gedacht haben, nicht die Vollkommenheit, nicht die Schönheit selbst, sondern eine Idee der Schönheit ist, mit einer Leichtigkeit entworfen, die den Geist des Zuschauers in einen Stand der Ruhe setzt: diese Eigenschaft, sage ich, war dem großen Apelles aufbehalten, welcher in der 110. Olympiade lebte, und der ganzen Vollkommenheit dieser Kunst, so wie sie dem Altertume eigen war, den vollen Glanz gab. Nach ihm fiel sie bald zu Tändeleien, zu Kleinigkeiten, zum Übertriebenen herunter. (Anton Raphael Mengs, Schreiben an Anton Pons, 1778.)

DIE ARTUNG GRIECHISCHER KUNST.

Der Stolz in dem Gesichte des Apollo äußert sich vornehmlich in dem Kinn und in der Unterlefze, der Zorn in den Nüstern seiner Nase und die Verachtung in der Öffnung des Mundes; auf den übrigen Teilen dieses göttlichen Hauptes wohnen die Grazien, und die Schönheit bleibt bei der Empfindung unvermischt und rein wie die Sonne, deren Bild er ist. Im Laokoon siehst du bei dem Schmerz den Unmut, wie über ein unwürdiges Leiden, in dem Krausen der Nase, und das väterliche Mitleiden auf den Augäpfeln wie einen trüben Duft schwimmen. Diese Schönheiten in einem einzigen Drucke sind wie ein Bild in einem Worte beim Homerus; nur der kann sie finden, welcher sie kennt. Glaube gewiß, daß der alten Künstler so wie ihrer Weisen Absicht war, mit wenigem viel anzudeuten. Daher liegt der Verstand der Alten tief in ihren Werken; in der neueren Welt ist es mehrenteils wie bei verarmten Krämern, die alle ihre Ware ausstellen. Homerus gibt ein höheres Bild, wenn alle Götter sich von ihrem Sitze erheben, da Apollo unter ihnen erscheint, als Kallimachus mit seinem ganzen Gesange voller Gelehrsamkeit. Ist ein Vorteil nützlich, so ist es die Überzeugung von dem, was ich sage; mit derselben nähere dich zu den Werken des Altertums, in Hoffnung viel zu finden, so wirst du viel suchen. Aber du mußt dieselben mit großer Ruhe betrachten; denn das Viele im Wenigen und die stille Einfalt wird dich sonst unerbaut lassen, wie die eilfertige Lesung des ungeschmückten großen Xenophon. (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, 1764.)

DAS WESEN DER GRIECHISCHEN FORM.

Der höchste Vorwurf der Kunst für denkende Menschen ist der Mensch oder nur dessen äußere Fläche, und diese ist für den Künstler so schwer auszuforschen, wie von den Weisen das Innere desselben, und das Schwerste ist, was es nicht scheint, die Schönheit, weil sie, eigentlich zu reden, nicht unter Zahl und Maß fällt. Ebendaher ist das Verständnis des Verhältnisses des Ganzen, die Wissenschaft von Gebeinen und Muskeln nicht so schwer und allgemeiner als die Kenntnis des Schönen, und wenn auch das Schöne durch einen allgemeinen Begriff könnte bestimmt werden, welches man wünscht und sucht, so würde sie dem, welchem der Himmel das Gefühl versagt hat, nicht helfen. Das Schöne besteht in der Mannigfaltigkeit im Einfachen; dieses

ist der Stein der Weisen, den die Künstler zu suchen haben, und welchen wenige finden; nur der versteht die wenigen Worte, der sich diesen Begriff aus sich selbst gemacht hat. Die Linie, die das Schöne beschreibt, ist elliptisch, und in derselben ist das Einfache und eine beständige Veränderung, denn sie kann mit keinem Zirkel beschrieben werden und verändert in allen Punkten ihre Richtung. Dieses ist leicht gesagt und schwer zu lernen: welche Linie mehr oder weniger elliptisch die verschiedenen Teile zur Schönheit formt, kann die Algebra nicht bestimmen; aber die Alten kannten sie, und wir finden sie vom Menschen bis auf ihre Gefäße. So wie nichts Zirkelförmiges am Menschen ist, so macht auch kein Profil eines alten Gefäßes einen halben Zirkel.

Wenn von mir verlangt würde, sinnliche Begriffe der Schönheit zu bestimmen, welches sehr schwer ist, so würde ich, in Ermangelung alter vollkommener Werke oder deren Abgüsse, kein Bedenken tragen, dieselbe nach einzelnen Teilen von den schönsten Menschen genommen, an dem Orte wo ich schriebe, zu bilden. Da nun dieses jetzt im Deutschen nicht geschehen kann, so müßte ich, wenn ich lehren wollte, die Begriffe der Schönheit verneinungsweise mich anzudeuten begnügen, ich müßte mich aber aus Mangel der Zeit auf das Gesicht einschränken.

Die Form der wahren Schönheit hat nicht unterbrochene Teile. Auf diesen Satz gründet sich das Profil der alten jugendlichen Köpfe, welches nichts Linealmäßiges, auch nichts Eingebildetes ist; aber es ist selten in der Natur, und scheint sich noch seltener unter einem rauhen als glücklichen Himmel zu finden, es besteht in der sanft gesenkten Linie von der Stirn bis auf die Nase. Diese Linie ist der Schönheit dermaßen eigen, daß ein Gesicht, welches von vorn gesehen schön scheint, von der Seite erblickt vieles verliert, je mehr dessen Profil von der sanften Linie abweicht. —

Die Griechen aber scheinen Schönheiten entworfen zu haben, wie ein Topf gedreht wird, denn fast alle Münzen ihrer freien Staaten zeigen Köpfe, die vollkommener sind von Form, als was wir in der Natur kennen, und diese Schönheit besteht in der Linie, die das Profil bildet. Sollte es nicht leicht scheinen, den Zug dieser Linie zu finden? Und in allen Münzbüchern ist von derselben abgewichen. Hätte nicht Raphael, der sich beklagte, zur Galathee keine würdige Schönheit der Natur zu finden, die Bildung derselben von den besten syrakusanischen Münzen nehmen können, da die schönsten Statuen außer dem Laokoon zu seiner Zeit noch nicht entdeckt waren? Weiter als diese Münzen kann der menschliche Begriff nicht gehen, und ich hier auch nicht. Ich muß dem Leser wünschen, den Kopf des schönen Genii in der Villa Borghese, die Niobe und ihre Töchter, die Bilder der höchsten Schönheit zu sehen, außer Rom müssen ihn die Abgüsse oder die geschnittenen Steine lehren. Wer die besten Werke des Altertums nicht hat kennen lernen, glaube nicht zu wissen, was wahrhaftig schön ist. (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, 1764.)

DAS SCHÖNE MAASS IN SCHMERZ UND FREUDE.

Stand und Gebärden an den alten Figuren sind wie an einem Menschen, welcher Achtung erwecken und fordern kann, und der vor den Augen weiser Männer auftritt; ihre Bewegung hat den notwendigen Grund des Wirkens in sich, wie durch ein flüssiges feines Geblüt und mit einem sittsamen Geiste zu geschehen pflegt, nur allein die Stellung der Bacchanten auf geschnittenen Steinen ist der Absicht bei denselben gemäß: das ist, gewaltsam. — In den Gebärden der alten Figuren bricht die Freude nicht in Lachen aus, sondern sie zeigt nur die Heiterkeit vom inneren Vergnügen; auf dem Gesichte einer Bacchante blickt gleichsam nur die Morgenröte von der Wollust auf. In Betrübniß und Unmut sind sie ein Bild des Meeres, dessen Tiefe stille ist, wenn die Fläche anfängt unruhig zu werden; auch im empfindlichsten Schmerze erscheint Niobe noch als die Heldin, welche der Latona nicht weichen wollte. Denn die Seele kann in einen Zustand gesetzt werden, wo sie von der Größe des Leidens, welches sie nicht fassen kann, übertäubt, der Unempfindlichkeit nahekommt. Die alten Künstler haben hier, wie ihre Dichter ihre Personen gleichsam außer der Handlung, die Schrecken oder Wehklagen erwecken müßte, gezeigt, auch um die Würdigkeit der Menschen in Fassung der Seele vorzustellen. (Joh. Joach. Winckelmann, Von der Grazie in den Werken der Kunst, 1760.)

DIE ZARTHEIT DER GRIECHISCHEN STATUEN.

In den meisten griechischen Statuen spricht sich in Stellung und Gebärde ein Hinneigen gegen den Beschauer, ein sanftes Anschmiegen an die Wirklichkeit aus. Um zu empfangen und die willig gebotene Gabe im höhern Sinn zurückzugeben, stellen sie sich dem Auge dar. Mit freundlich niedergesenktem Haupte zeigen die meisten die Schüchternheit oder ernste Scheu, welche einen Jüngling zieren würde, der sich plötzlich von einer zahlreichen ehrwürdigen Versammlung umringt sieht. Als wären sie unversehens in eine für sie fremde Welt versetzt, stehen sie unschlüssig, ob sie weilen oder weiterschreiten sollen, und oft möchte man sie Blumen vergleichen, die kaum geöffnet sich wieder schließen, weil ein rauher Hauch sie berührte. Wie anders der ägyptische Koloß mit seinem hoch und stolz aufgerichteten Haupte! Nichts gebend und nichts empfangend, alles in gehörige Ferne von sich weisend, ist er der leibhaftige Egoismus einer absoluten Plastik, der wahre steinerne Gast an der heitern griechischen Göttertafel. (Anselm Feuerbach, Der vatikanische Apollo, 1833.)

EHRUNG DES SCHÖNEN UND DES SIEGERS.

Da also die Schönheit dergestalt von den Griechen gewünscht und geachtet wurde und nichts verborgen blieb, was dieselbe erheben konnte, so suchte eine jede schöne Person durch diesen Vorzug dem ganzen Volke bekannt zu werden und sich insbesondere den Künstlern gefällig zu erzeigen, weil diese den Preis der Schönheiten bestimmten, und eben dadurch hatten sie Gelegenheit,

die Schönheit täglich vor Augen zu sehen. Ja, es war dieselbe gleichsam ein Verdienst zum Ruhme, und wir finden in den griechischen Geschichten die schönsten Leute angemerkt: gewisse Personen wurden von einem einzigen schönen Teile der Bildung, wie Demetrius Phalereus von seinen schönen Augenlidern mit einem besondern Namen bezeichnet: denn er wurde genennet χαριτοβλεφαρος, das ist: auf dessen Augenlidern die Grazien wohnten. — Eine Statue des Siegers, in dessen Gleichheit und Ähnlichkeit an dem heiligsten Orte in Griechenland gesetzt und von dem ganzen Volke gesehen und verehrt, war ein mächtiger Antrieb, nicht weniger dieselbe zu machen als zu erlangen, und niemals ist für Künstler unter irgendeinem Volke von je an eine so häufige Gelegenheit gewesen, sich zu zeigen: die höchste Ehre im Volke war, ein olympischer Sieger zu sein, und es wurde dieselbe für eine Seligkeit gehalten: denn die ganze Stadt des Siegers hielt sich Heil widerfahren, daher diese Personen aus den gemeinen Einkünften unterhalten wurden, und sie erhielten von ihrer Stadt ein prächtiges Begräbnis, ja, die Ehrenbezeugungen erstreckten sich bis auf ihre Kinder. Den Siegern in den großen Spielen wurden nicht allein an dem Orte der Spiele und vielen nach der Anzahl der Siege Statuen gesetzt, sondern auch zugleich in ihrem Vaterlande, weil, eigentlich zu reden, die Stadt der Sieger, nicht diese gekrönt wurde. Es nahmen folglich alle Mitbürger teil an der Ehre ihrer Statue, zu welcher sie die Kosten aufbrachten, und der Künstler derselben hatte es mit dem ganzen Volke zu tun. Ja, dem Euthymus aus Lokri in Italien, welcher allezeit zu Elis gesiegt und nur einmal gefehlt hatte, wurde nach dem Ausspruch des Orakels noch bei dessen Leben sowie nach dem Tode geopfert. (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, W. Ak. A. 1776.)

STAAT UND KUNST.

Über den Einfluß des Klimas auf die Kunst ist viel und fast mehr als nötig geschrieben worden; aber nicht genug hat man das Band beachtet, das den Himmel mit der Verfassung und die Verfassung mit der Kunst vereint. Jener heitere Himmel, dessen sich Griechenland erfreut, war seiner Einwohner liebstes Obdach; die kühlenden Lüfte, das rauschende Meer und die glänzende Sonne waren die Freude des Volks und die Lust seines Lebens. In der freien Natur lebte es des Jahres größten Teil mühelos dahin, in dem heitern Genuß seines Daseins und unter geselliger Mitteilung. Selbst in Athens blühendster Zeit schien denen, welche nach alter Weise lebten, die Stadt nur ein Sammelplatz des Verkehrs der Geschäftigen, der eigentlich erquickliche Wohnort aber das Land, und alle Griechen sahen ursprünglich ihre Städte als große Gefängnisse an. Diese Gefängnisse aber sollten wenigstens heiter sein. Daher waren die hellenischen Städte voll von freien Plätzen, luftigen Säulengängen, weitläufigen Hallen und schattigen Hainen; hier lebte das Volk, hier beging es seine Geschäfte und genoß seine Muße. Mit dem Klima hing auch die Verfassung zusammen, und da auch diese dem Hange zum öffentlichen Leben zustatten kam, so ist es wohl kein Wunder, daß das Volk die öffentlichen Plätze, die sein gewöhnlicher Aufenthalt waren, und wo es sich zu gemein-

samen Beratungen über die wichtigsten Angelegenheiten versammelte, auf alle Weise zu schmücken suchte. Der den städtischen Verfassungen eigentümliche Gemeingeist wurde durch die Öffentlichkeit des Lebens genährt. Die Wohnungen der Privatleute, auch der angesehensten, waren gering, ihr innerer Schmuck unbedeutend, sodaß selbst das, was in späterer Zeit als ausschweifende Üppigkeit getadelt wird, nur ein Beweis von der Einfachheit des häuslichen Lebens ist. Aber was man dem egoistischen Genuß entzog, dem Staate zuzuwenden, durch religiöse Feste, glänzende Schauspiele und ewige Werke der Kunst die Stadt zu schmücken, das war der Ruhm eines patriotischen Griechen. Indem sich also tausend dünne Bäche in den Weiher des Gemeinwesens ergossen, ward es möglich, mit den kleinsten Mitteln das Größte zu wirken. — —

Es hatte aber noch überdies das öffentliche Leben für die Kunst den doppelten Vorteil erstlich, daß es absichtslos zur Betrachtung der Natur in ihren aufrichtigsten Äußerungen führte, welche für den Künstler wenigstens ebenso wichtig war, als die oft bestrittenen Vorzüge der hellenischen Schönheit, zweitens aber, daß es die Kunst auf einer würdigen Höhe erhielt. Auf das Öffentliche gerichtet, nährte sich die Kunst mit einem energischeren Leben und entfaltete ihre Schwingen in dem ihr eigentümlichen Äther, wo sie durch keine Willkür der Einzelnen gelähmt und beschränkt ward. So lange daher das öffentliche Leben in seiner Würde bestand, erhielt sich auch die Kunst auf ihrer heitern Höhe und sie entfloh, als jenes entwürdigt ward. Die makedonischen Fürsten, die in dem entarteten Griechenland den alten Wohnsitz der Tugend ehrten, ließen den meisten Städten ihre Autonomie, und doch war die Niederlage bei Chäronea der Wendepunkt der hellenischen Vortrefflichkeit. Der Frohsinn des öffentlichen Lebens entwich; der freie Mut war gebrochen, der veredelnde Stolz des freien Bürgers gedemütigt, nur blasse Funken der Hoffnung schlummerten noch unter der Asche alter Erinnerungen. Wie in dem Gemüt des Einzelnen, solange es auf den Fittichen begeisternder Ideen schwebt, der niedrige und böse Wille keine Kraft gewinnt, sondern erst, wenn sich jene verdüstern, zur Herrschaft kommt: so fing auch in Griechenland das verderbliche Unkraut erst dann an zu wuchern, als die Genien der Freude und des erhebenden Selbstgefühls von seinen gesegneten Fluren entwichen waren. Der Umschwung war schnell. Edler Stolz ward durch nichtswürdige Schmeichelei verdrängt; die leitenden Gestirne der Poesie und Kunst umnebelten sich, und die Sitten, welche in ihrem Glanze erwachsen waren, verloren, des belebenden Lichtes beraubt, Kraft und Farbe.

So hing auch das Gedeihen der Kunst mit der Blüte der hellenischen Städte-regierungen durch die engsten Bande zusammen, nicht bloß wegen der äußern Mittel, sondern vornehmlich wegen ihres innern Lebens, das durch jene genährt und befruchtet wurde. Doch haftete auch die äußere Möglichkeit, so zahlreiche und kostbare Werke zum Schmucke der Städte aufzubringen, an dem Gemeinsinn, den die städtische Verfassung nährte. Die Bedürfnisse waren gering, das Leben leicht, und, was mehr als alles galt, die Idee des Vaterlandes hielt die Selbstsucht im Zaume. Das gemeine Wesen war reich durch die Mäßigkeit seiner Glieder. Wie für andere seiner Bedürfnisse, so sorgten auch

die Einzelnen für die Erheiterung und den Schmuck des Lebens, und es war der Ruhm eines wackern Bürgers, hierbei nicht das Notwendigste zu tun sondern das Möglichste. Ein edler Wetteifer befeuerte die Gemeinde, und es kann wohl nichts Schöneres zum Lobe der hellenischen Bildung gesagt werden, als daß es die Beförderung der Künste war, durch die man die Gunst der Bürger gewann. Wie viel sind der Völker, auf die mit solchen demagogischen Mitteln gewirkt werden könnte, als welche Perikles brauchte?

So war also nicht eigentlich der Reichtum der Pfleger der Kunst, sondern die Bürgertugend, diese Genossin einer anständigen und weisen Armut. Der Reichtum hat nie etwas Großes erzeugt, und selbst als Gehilfe ist er zu schlecht, wenn er nicht durch Tugend errungen im Geleite der Mäßigkeit geht. Auch Thessalien war reich. Aber wann haben je die Thessalier etwas Großes getan? Wo haben sie je durch Pflege der Künste eine höhere Bildung verraten? Wie nun die Kunst eine Tochter der bürgerlichen Tugend war, so war sie auch die Belohnung derselben. Die Urheber rühmlicher Taten, die Beförderer des vaterländischen Ruhmes im Krieg und Frieden, die Weisen und Dichter wurden durch die Hand der Kunst auf die Nachwelt gebracht. Auch Handlungen der Frömmigkeit und kindlichen Liebe oder nützliche Erfindungen wurden durch Bilder verewigt und im Tempel geweiht. In Erz aufgestellt zu sein, sagt ein griechischer Redner, scheint edlen Männern überaus herrlich, und es ist ein würdiger Lohn der Tugend, nicht gleichzustehn den Nichtgeborenen, sondern den Namen zu erhalten nach dem Tode und ein sinnliches Zeichen der Trefflichkeit zurückzulassen. Solcher Ehre wurden Unzählige würdig gehalten.

Es ist nun wohl nicht zu verwundern, wenn uns unter diesen Umständen eine mehr als gewöhnliche und religiöse Liebe zur plastischen Kunst gleichsam als ein Abzeichen der hellenischen Natur überall in jenen Staaten begegnet. Wie vor allen der trefflich genannt zu werden verdient, der, wie Pindarus sagt, viel von Natur weiß, so war auch die hellenische Kunst darum so trefflich, weil sie aus ihrer innersten Natur entsprungen war, und aus eben dem Grunde war sie ihnen in allen ihren Erscheinungen wie die Schwester ihrer Seele willkommen. Wie lebendig und tief gegründet diese Liebe zur Kunst in Griechenland gewesen, kann als bekannt vorausgesetzt werden; auch ist die Ursache dieser Liebe aus dem vorher Gesagten klar. Aus ihr entsprang jene religiöse Meinung von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit eines jeden Werkes der Kunst; eine Meinung, die, wo sie nicht aus dem Gefühl quillt, durch keine Verordnung erzwungen werden kann. Jene Werke wurden als kostbare Gemeingüter von jedem Bürger geachtet, und man wußte nach Ciceros Beteuerung kein Beispiel, daß eine griechische Stadt solche Schätze veräußert hätte. Als daher Nikomedes von Bithynien die Aphrodite des Praxiteles von den Knidiern kaufen wollte mit dem Versprechen, der Stadt ihre drückende Schuldenlast abzunehmen, antworteten sie, daß sie lieber jegliches Ungemach dulden wollten, als diesen Verlust. In der Tat wurde auch manche Stadt schon durch ein einziges Kunstwerk berühmt. Nachdem, wie Strabo berichtet, zu Thespiä in Bötien der Eros des Praxiteles aufgestellt worden, reiste man von allen Gegenden dahin, da vorher niemand nach Thespiä ge-

kommen war. Als Demetrius, der Sohn des Antigonus, Rhodus belagerte, wünschten die Belagerten vor allen Dingen die Erhaltung des Jalysus von Protogenes, welches Gemälde sich an einer der bedrohten Stellen befand, und da sie sich deshalb durch Gesandten an den Feind wendeten, antwortete er ihnen, er wollte lieber die Bildnisse seines Vaters verbrennen als ein Werk von so hoher Kunst. Diese zarte Sorge für die Erhaltung des Schönen war nicht nur überhaupt von ganz anderer Natur als jene dem Wahnsinne ähnliche Liebhaberei, welche nach Griechenlands Unterjochung die Römer ergriff, sondern auch ganz eigentlich mit der hellenischen Humanität verwachsen, sodaß es kein Wunder ist, wenn man denselben Sinn auch außer der Kunstwelt in allen Erscheinungen des höheren hellenischen Lebens wiederfindet. Schon der beständige Anblick so großer und edler Werke der Kunst mußte auf das Leben wirken und diesem eine edlere Haltung geben, und der höhere Sinn, aus welchem sie selbst entsprungen waren, wurde hinwiederum durch sie genährt. Daher findet sich nicht nur in ihrer Poesie, sondern auch in den Sitten der besseren Zeit das harmonische Ebenmaß, die stille Größe, die holde Anmut und das Gleichgewicht lebendiger Fülle und strenger Gesetzmäßigkeit, das sich in der alten Skulptur gleichsam auf seiner Spitze zeigt; und man ehrte und fühlte nicht bloß die Schönheit in der Natur und Kunst wie sonst nirgends, sondern strebte auch, die Harmonie des inneren Wesens und der Form, worauf alle Schönheit ruht, durch Haltung und Anstand darzustellen und in den gewöhnlichen Verkehr des Lebens einzuführen. So ward der Anstand ein Abzeichen des Hellenismus, und die Achtung des innern Maßes tat sich auch in dem äußern kund, daher am Perikles sein ernstes Antlitz, sein gelassener Gang, der anständige Wurf seines Mantels und die ruhige Modulation seiner Stimme gerühmt wird, nicht anders, als ob die stille Würde eines beseelten Kunstwerkes gepriesen werden solle. Solange diese Achtung des Anständigen herrschend war, blühte auch die Kunst, und als man die Mäßigung im Äußern vergaß und durch heftige Bewegungen und vernachlässigten Anzug den Schein der Energie suchte, da war die Zeit des großen Stils in der Kunst wie in den Sitten dahin. — In Griechenland war der Dichter, der Künstler, der Philosoph nicht getrennt von dem Feldherrn und Staatsmann: die Kraft eines jeden gehörte in jeder möglichen Anwendung dem öffentlichen Leben und der großen Familie an, deren Mitglied er war, und alles lag in einem so engen Kreise vereint, daß die Pflichten des äußeren Berufs die Bestrebungen des inneren entweder beförderten oder doch wenig störten. Indem also dort durch die ganze Verfassung die einzelnen Strahlen zusammengehalten und auf das Ganze gerichtet wurden, konnte in dem Staate oft durch scheinbar kleine Mittel das Größte bewirkt werden. (Friedr. Jacobs, Über den Reichtum der Griechen an plastischen Kunstwerken und die Ursachen desselben, 1810.)

DIE KUNST IM STAATE.

Es sei Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: soviel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird jetzt die Malerei

überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmt, in ihrem ganzen Umfange betrieben: so hatte der weise Grieche ihr weit engere Grenzen gesetzt und sie bloß auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränkt. Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne; selbst das gemeine Schöne, das Schöne niederer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Übung, seine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß, von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Ähnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringt, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunst.

„Wer wird dich malen wollen, da dich niemand sehen will“, sagt ein alter Epigrammatist über einen höchst ungestalteten Menschen. Mancher neuere Künstler würde sagen: „Sei so ungestalten wie möglich, ich will dich doch malen. Mag dich schon niemand gern sehen, so soll man doch mein Gemälde gern sehen; nicht insofern es dich vorstellt, sondern insofern es ein Beweis meiner Kunst ist, die ein solches Scheusal so ähnlich nachzubilden weiß.“

Freilich ist der Hang zu dieser üppigen Prahlerei mit leidigen Geschicklichkeiten, die durch den Wert ihrer Gegenstände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauson, ihren Piraeicus sollten gehabt haben. Sie hatten sie, aber sie ließen ihnen strenge Gerechtigkeit widerfahren. Pauson, der sich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, dessen niedriger Geschmack das Fehlerhafte und Häßliche an der menschlichen Bildung am liebsten ausdrückte, lebte in der verächtlichsten Armut. Und Piraeicus, der Barbierstuben, schmutzige Werkstätten, Esel und Küchenkräuter mit allem dem Fleiße eines niederländischen Künstlers malte, als ob dergleichen Dinge in der Natur soviel Reiz hätten und so selten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Rhyparographen, des Kotmalers, obgleich der wollüstige Reiche seine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch diesen eingebildeten Wert zu Hilfe zu kommen.

Die Obrigkeit selbst hielt es ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Gesetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl und die Nachahmung ins Häßlichere bei Strafe verbot, ist bekannt. Es war kein Gesetz wider den Stümper, wofür es gemeinlich und selbst von Junius gehalten wird. Es verdammt die griechischen Ghezzi, den unwürdigen Kunstgriff, die Ähnlichkeit durch Übertreibung der häßlicheren Teile des Urbildes zu erreichen, mit einem Worte, die Karikatur. Aus eben dem Geiste des Schönen war auch das Gesetz der Hellanodiken geflossen. Jeder olympische Sieger erhielt eine Statue; aber nur dem dreimaligen Sieger ward eine ikonische gesetzt. Der mittelmäßigen Porträts sollten unter den Kunstwerken nicht zuviel werden. Denn obschon das Porträt ein Ideal zuläßt, so muß doch die Ähnlichkeit darüber herrschen; es ist das Ideal eines gewissen Menschen, nicht das Ideal eines Menschen überhaupt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bei den Alten auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen; aber wir haben nicht immer recht,

wenn wir lachen. Unstreitig müssen sich die Gesetze über die Wissenschaften keine Gewalt anmaßen, denn der Endzweck der Wissenschaften ist Wahrheit. Wahrheit ist der Seele notwendig, und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anzutun. Der Endzweck der Künste hingegen ist Vergnügen, und das Vergnügen ist entbehrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhängen, welche Art von Vergnügen und in welchem Maße er jede Art desselben verstaten will. Die bildenden Künste insbesondere, außer dem unfehlbaren Einflusse, den sie auf den Charakter der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Gesetzes heischt. Erzeugten schöne Menschen schöne Bildsäulen, so wirkten diese hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen mit zu verdanken. (Gotth. Ephr. Lessing, Laokoon, 1766.)

GEGENSTÄNDE DER BILDENDEN KUNST.

Von den wie billig so sehr gepriesenen Tierbildungen wenden wir uns zu der noch preiswürdigeren Götterbildung. Unmöglich wäre es einem griechischen plastischen Künstler gewesen, eine Göttin säugend vorzustellen. Juno, die dem Herkules die Brust reicht, wird dem Poeten verziehen, wegen der ungeheueren Wirkung, die er hervorbringt, indem er die Milchstraße durch den verspritzten göttlichen Nahrungssaft entstehen läßt. Der bildende Künstler verwirft dergleichen ganz und gar. Einer Juno, einer Pallas in Marmor, Erz oder Elfenbein einen Sohn zuzugesellen, wäre für diese Majestäten höchst erniedrigend gewesen. Venus, durch ihren Gürtel eine ewige Jungfrau, hat im höheren Altertum keinen Sohn; Eros, Amor, Cupido selbst erscheinen als Ausgeburten der Urzeit, Aphroditen wohl zugesellt, aber nicht so nahe verwandt.

Untergeordnete Wesen, Heroinen, Nymphen, Faunen, welchen die Dienste der Ammen, der Erzieher zugeteilt sind, mögen allenfalls für einen Knaben Sorge tragend erscheinen, da Jupiter selbst von einer Nymphe, wo nicht gar von einer Ziege genährt worden, andere Götter und Heroen gleichfalls eine wilde Erziehung im Verborgenen genossen. Wer gedenkt hier nicht der Amalthea, des Chirons und so mancher anderer.

Bildende Künstler jedoch haben ihren großen Sinn und Geschmack am höchsten dadurch betätigt, daß sie sich der tierischen Handlung des Säugens an Halbmenschen erfreuen. Davon zeigt uns ein leuchtendes Beispiel jene Zentaurenfamilie des Zeuxis. Die Zentaurin, auf das Gras hingestreckt, gibt der jüngsten Ausgeburt ihres Doppelwesens die Milch der Mutterbrust, indessen ein anderes Tierkind sich an den Zitzen der Stute erlabt, und der Vater einen erbeuteten jungen Löwen hinten herein zeigt. So ist uns auch ein schönes Familienbild von Wassergöttern auf einem geschnittenen Stein übriggeblieben, wahrscheinlich Nachbildung einer der berühmten Gruppen des Skopas.

Ein Tritonen-Ehepaar zieht beruhigt durch die Fluten, ein kleiner Fischknabe schwimmt munter voraus, ein anderer, dem das salzige Element auf die Milch der Mutter noch nicht schmecken mag, strebt an ihr hinauf, sie hilft ihm

nach, indessen sie ein Jüngstes an die Brust geschlossen trägt. Anmutiger ist nicht leicht etwas gedacht und ausgeführt.

Wie manches Ähnliche übergehen wir, wodurch uns die großen Alten gelehrt, wie höchst schätzbar die Natur auf allen ihren Stufen sei, da wo sie mit dem Haupte den göttlichen Himmel und da wo sie mit den Füßen die tierische Erde berührt.

Noch einer Darstellung jedoch können wir nicht geschweigen: es ist die Römische Wölfin. Man sehe sie, wo man will, auch in der geringsten Nachbildung, so erregt sie immer ein hohes Vergnügen. Wenn an dem zitzenreichen Leibe dieser wilden Bestie sich zwei Heldenkinder einer würdigen Nahrung erfreuen und sich das fürchterliche Scheusal des Waldes auch mütterlich nach diesen fremden Gastsäuglingen umsieht, der Mensch mit dem wilden Tiere auf das zärtlichste in Kontakt kommt, das zerreißende Monstrum sich als Mutter, sich als Pflegerin darstellt, so kann man wohl von einem solchen Wunder auch eine wundervolle Wirkung für die Welt erwarten. Sollte die Sage nicht durch den bildenden Künstler zuerst entsprungen sein, der einen solchen Gedanken plastisch am besten zu schätzen wußte? Wie schwach erscheint aber, mit so großen Konzeptionen verglichen, eine Augusta Puerpera!

Der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenscheln. Hier ist ein Theomorphism, kein Anthropomorphism! Ferner soll nicht das Tierische am Menschen geadelt werden, sondern das Menschliche des Tieres werde hervorgehoben, damit wir uns in höherem Kunstsinne daran ergötzen, wie wir es ja schon nach einem unwiderstehlichen Naturtrieb an lebenden Tiergeschöpfen tun, die wir uns so gern zu Gesellen und Dienern erwählen. (Joh. Wolfg. Goethe, Myrons Kuh, 1812.)

DER ZERBROCHENE KRUG.

Ein ziegenfüßiger Faun lag unter einer Eiche in tiefem Schlaf ausgestreckt, und die jungen Hirten sahen ihn. „Wir wollen“, sprachen sie, „ihn fest an den Baum binden, und dann soll er uns für die Loslassung ein Lied singen.“ Und sie banden ihn an den Stamm der Eiche fest, und warfen mit der gefallenen Frucht des Baumes ihn wach. „Wo bin ich?“ so sprach der Faun und gähnte, und dehnte die Arme und die Ziegenfüße weit aus. „Wo bin ich? wo ist meine Flöte? wo ist mein Krug? Ach! da liegen die Scherben vom schönsten Krug! Da ich gestern im Rausch hier sank, da hab ich ihn zerbrochen. — Aber wer hat mich festgebunden?“ so sprach er und sah rings umher und hörte das zwitschernde Lachen der Hirten. „Bindet mich los, ihr Knaben!“ rief er. „Wir binden dich nicht los“, sprachen sie, „du singest uns denn ein Lied.“ „Was soll ich euch singen, ihr Hirten?“ sprach der Faun; „von dem zerbrochenen Krug will ich singen; da setzet euch im Gras um mich her.“

Und die Hirten setzten sich ins Gras um ihn her, und er hub an: „Er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Schön war mein Krug, meiner Höhle schönste Zierde, und ging ein Waldgott vorüber, dann rief ich: Komm, trink, und siehe den schönsten Krug! Zeus selbst hat bei dem frohesten Fest nicht einen schönern Krug.

Er ist zerbrochen, ach! er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Wenn bei mir die Brüder sich sammelten, dann saßen wir rings um den Krug. Wir tranken und jeder, der trank, sang die darauf gegrabene Geschichte, die seinen Lippen die nächste war. Itzt trinken wir nicht mehr, ihr Brüder! aus dem Krug; itzt singen wir nicht mehr die Geschichte, die jedes Lippen die nächste ist.

Er ist zerbrochen, ach! er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Denn auf dem Krug war gegraben, wie Pan voll Entsetzen am Ufer sah, wie die schönste Nymphe in den umschlingenden Armen in lispelndes Schilf sich verwandelte. Er schnitt da Flöten von Schilfrohr von ungleicher Länge und klebte mit Wachs sie zusammen und blies dem Ufer ein trauriges Lied. Die Echo horchte die neue Musik und sang sie dem erstaunten Hain und den Hügeln.

Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Dann stand auf dem Krüge, wie Zeus, als weißer Stier, auf dem Rücken die Nymphe Europa auf Wellen entführte. Er leckte mit schmeichelnder Zunge der Schönen entblößtes Knie. Indes rang sie jammernd die Hände über dem Haupt, mit dessen lockigem Haar die gaukelnden Zephire spielten, und vor ihm her ritten die Amors lächelnd auf dem willigen Delphin.

Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! da liegen die Scherben umher.

Auch war der schöne Bacchus gegraben. Er saß in einer Laube von Reben, und eine Nymphe lag ihm zur Seite. Ihr linker Arm umschlang seine Hüften, den rechten hielt sie empor und zog den Becher zurück, nach dem seine lächelnden Lippen sich sehnten. Schmachtend sah sie ihn an und schien ihn um Küsse zu flehen, und vor ihm spielten seine gefleckten Tiger; schmeichelnd aßen sie Trauben aus der Liebesgötter kleinen Händen.

Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher. O klag es, Echo, dem Hain! klag es dem Faun in den Höhlen! Er ist zerbrochen! da liegen die Scherben umher.“

So sang der Faun, und die jungen Hirten banden ihn los und besahen bewundernd die Scherben im Gras. (Salomon Gessner, Idyllen, 1756.)

DIE GRAZIE.

Die Grazie, welche wie die Musen nur in zwei Namen bei den ältesten Griechen verehrt wurde, scheint wie die Venus, deren Gespielen jene sind, von verschiedener Natur zu sein. Die eine ist wie die himmlische Venus von höherer Geburt und von der Harmonie gebildet und ist beständig und unveränderlich, wie die ewigen Gesetze von dieser sind. — Die zweite Grazie ist,

wie die Venus von der Dione geboren, mehr der Materie unterworfen: sie ist eine Tochter der Zeit und nur eine Gefolgin der ersten, welche sie ankündigt für diejenigen, die der himmlischen Grazie nicht geweiht sind. Diese läßt sich herunter von ihrer Hoheit und macht sich mit Mildigkeit oder Erniedrigung denen, die ein Auge auf dieselbe werfen, theilhaftig: sie ist nicht begierig zu gefallen sondern nicht unerkannt zu bleiben. Jene Grazie aber, eine Gesellin aller Götter, scheint sich selbst genugsam und bietet sich nicht an, sondern will gesucht werden; sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen: denn das Höchste hat, wie Plato sagt, kein Bild. Mit den Weisen allein unterhält sie sich, und dem Pöbel erscheint sie störrisch und unfreundlich: sie verschließt in sich die Bewegungen der Seele und nähert sich der seligen Stille der göttlichen Natur, von welcher sich die großen Künstler, wie die Alten schreiben, ein Bild zu entwerfen suchten. Was auch hier unfreundlich scheinen möchte, kann mit den Früchten verglichen werden, die, je süßer sie sind, nach der Bemerkung des Theophrastus, weniger Geruch haben als die herben; denn was rühren und reizen soll, muß scharf und empfindlich sein. Die Griechen würden jene Grazie mit der jonischen und diese mit der dorischen Harmonie verglichen haben, und wir können diese Vergleichung von der dorischen zu der jonischen Bauordnung machen, als welche hier völlig stattfindet.

Diese Grazie in Werken der Kunst scheint schon der göttliche Dichter gekannt zu haben — —: dieses war die Grazie, welche Pallas über den Ulysses ausgoß und von welcher der hohe Pindarus singt; dieser Grazie opfereten die Künstler des hohen Stils. Mit dem Phidias wirkte sie in Bildung des olympischen Jupiters, auf dessen Fußschemel sie neben dem Jupiter auf dem Wagen der Sonne stand: sie wölbte, wie in dem Urbilde des Künstlers, den stolzen Bogen seiner Augenbrauen mit Liebe und goß Huld und Gnade aus über den Blick seiner Majestät. Sie krönte mit ihren Geschwistern und den Göttinnen der Jahreszeiten das Haupt der Juno zu Argos, die von jenen erzogen war, als ihr Werk, woran sie sich erkannte und an welchem sie dem Polykletus die Hand führte. In der Sosandra des Kalamis lächelt sie mit Unschuld und Verborgtheit; sie verhüllte sich mit züchtiger Scham in Stirn und Augen und spielte mit ungesuchter Zierde in dem Wurfe ihrer Kleidung. Durch dieselbe wagte sich der Meister der Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen und erreichte das Geheimnis, die Todesangst mit der höchsten Schönheit zu vereinigen: er wurde ein Schöpfer reiner Geister und himmlischer Seelen, die keine Begierden der Sinne erwecken, sondern eine anschauliche Betrachtung aller Schönheit wirken: denn sie scheinen nicht zur Leidenschaft gebildet zu sein, sondern dieselbe nur angenommen zu haben. (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, W. Ak. A. 1776.)

HERKULESTORSO.

Der Torso ist das höchste von einem Ringerkörper; der Sohn der Wundernacht, aus dessen Armen sich der dreifache Geryon nicht loswand, ruht und sitzt auf seinem Löwenfell. Man findet nichts mehr übrig von alter Kunst,

wo Kernstärke schöner und vollfleischiger und alles in der lebendigsten Form mit dem feinsten Wahrheitsgefühl so abgewogen wäre. Er senkt die rechte Seite und hatte den linken Arm in der Höhe. Das mächtige Brustbein ist so zart gehalten und mit nerviger Fettigkeit überzogen, daß man es kaum merkt. Brust und Schultern und Mark vom Rücken herum sitzen über der schlanken Mitte ganz unüberwindlich und erdrückend. Die Schenkel sind lauter Kraft. Alles ist an ihm in Fluß und Bewegung in den allergeleinsten Umrissen. Man sieht alle Teile und ihre Macht und Gewalt, jede Fiber ist in Regung, und doch tritt weder Muskel noch Knochen scharf hervor. Es ist recht das höchste Vermögen in höchster Bescheidenheit und Schönheit. (Wilh. Heinsie, Ardinghello, 1787.)

ARCHAISCHES PLASTIK.

Wir können die Kennzeichen und Eigenschaften dieses älteren Stils kürzlich also begreifen: die Zeichnung war nachdrücklich aber hart, mächtig aber ohne Grazie, und der starke Ausdruck verminderte die Schönheit. Da aber die Kunst der ältesten Zeiten nur Göttern und Helden gewidmet war, deren Lob, wie Horatius sagt, nicht mit der sanften Leier stimmt, so wird die Härte selbst zur Größe der Bilder mitgewirkt haben. Die Kunst war strenge und hart, wie die Gerechtigkeit dieser Zeiten, die auf das geringste Verbrechen den Tod setzte. Dieses ist jedoch stufenweis zu verstehen, da wir unter dem älteren Stile den längsten Zeitlauf der griechischen Kunst begreifen: sodaß die späteren Werke von den ersteren sehr verschieden gewesen sein werden.

— Denn wie, nach dem Urteile eines alten Skribenten, die Härte in der Bildung und in dem Klange der Worte der Rede eine Größe gibt: so macht die Härte und Strenge des älteren Stils eine ähnliche Wirkung in der Kunst. —

Die Eigenschaften dieses älteren Stils waren unterdessen die Vorbereitungen zum hohen Stile der Kunst und führten diesen zur strengen Richtigkeit und zum hohen Ausdruck: denn in der Härte von jenen offenbart sich der genau bezeichnete Umriß und die Gewißheit der Kenntnis, wo alles aufgedeckt vor Augen liegt. Auf eben diesem Wege würde die Kunst in neueren Zeiten durch die scharfen Umrisse und durch die nachdrückliche Andeutung aller Teile vom Michelangelo zu ihrer Höhe gelangt sein, wenn die Bildhauer auf dieser Spur geblieben wären. Denn wie in Erlernung der Musik und der Sprachen dort die Töne und hier die Silben und Worte scharf und deutlich müssen angegeben werden, um zur reinen Harmonie und zur flüssigen Aussprache zu gelangen: ebenso führt die Zeichnung nicht durch schwebende, verlorene und leicht angedeutete Züge, sondern durch männliche, obgleich etwas harte und genau begrenzte Umrisse zur Wahrheit und zur Schönheit der Form. Mit einem ähnlichen Stile erhob sich die Tragödie zu eben der Zeit, da die Kunst den großen Schritt zu ihrer Vollkommenheit machte, in mächtigen Worten und starken Ausdrücken von großem Gewichte, wodurch Äschylus seinen Personen Erhabenheit und der Wahrscheinlichkeit ihre Fülle gab. (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, W. Ak. A. 1776.)

AUF EINEN APOLLON.

Dieser Apollo übertrifft alle andern Bilder desselben so weit als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Über die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling wie in dem glücklichen Elysien bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend und spielt mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Geh mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert: keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Stern ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllt. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genugsamkeit geht sein erhabener Blick wie ins Unendliche weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmut, welchen er in sich zieht, bläht sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehrt, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier wie bei der Pandora in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirn des Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbrauen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbt und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wohlüste eingeflößt. Sein weiches Haar spielt wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbt mit dem Öl der Götter und von den Grazien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblicke dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die lykischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben? Die Kunst selbst müßte nur raten und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten. (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, W. Ak. A. 1776.)

APOLLO.

So wie dieser Jüngling (Antinous) am meisten an die Menschheit grenzt, so ist hingegen Apollo ganz Gott, und es herrscht eine Erhabenheit durchaus, besonders aber im Kopfe, die niederblitzt; göttliche Schönheit in allem, von dem nachlässig sanft gewundenen Haare bis zu den schlanken, behenden Schenkeln und Beinen, ihre geistigste Blüte, nicht die irdische Fülle. Stand und Blick und Lippen voll Verachtung geben seine Hoheit zu erkennen. Die Augen sind selig, leicht aufzutun und zu schließen, in weiten Bogen. Sein kurzer schlank und zart geformter Oberleib zu den langen Beinen macht ihn zu einer ganz besonderen Art von Wesen und gibt ihm Übermenschliches.

Ein erstaunliches Werk von Erfindung und Phantasie! Das Problem ist aufgelöst: da steht ein Gott, aus der Unsichtbarkeit hervorgeholt und in weichem Marmor festgehalten für die Melancholischen, die ihr Leben lang nach einem solchen Blicke schmachteten. Es ist der höchste Verstand und die höchste Klugheit mit Zornfeuer und Übermacht gegen Verächtliches; darauf zweckt alle Bildung. Was Apollo hat, ist ihm eigen und läßt sich wenig durch Nachahmen übertragen. Auch dessen Altertum hat man angetastet und ihn zwar für keine Kopie doch für ein Werk aus der Kaiser Zeiten halten wollen, weil der Marmor karrarischer zu sein schien, welcher kurz vor dem Plinius entdeckt wurde, und kein parischer, woraus die Griechen ihre meisten Bildsäulen verfertigten.

Wenn man dieses beweisen könnte, so wäre es wohl ausgemacht wahr; allein daran fehlt viel. Der parische ist nicht durchaus gleich, und man hat sichere neuere Proben kommen lassen, die von dem Marmor des Apollo im Korn nicht unterschieden sind. Und ferner gibt es so zarten karrarischen, daß er mit dem besten parischen übereinkommt. Und wo ist der übergroße Marmorkenner, der von irgendeinem Stücke sagen will, gerade woher es sei, da dieser Stein in jedem Klima zu finden ist? Apollo hat nicht das gelbliche Alter des Laokoon und anderer griechischer Bildsäulen, vielleicht weil er nicht der Witterung so ausgesetzt war. Er ist augenscheinlich für einen bestimmten Platz gemacht, und das Bild tut nur Wirkung, wenn man es von der linken Seite im gehörigen Standpunkte betrachtet; von der rechten steht er da gerade wie ein Seiltänzer, so gespannt, und sein Kopf sitzt offenbar auf der rechten Schulter viel zu weit von der Mitte. Wenn man denselben von seiner Richtung zurecht drehte, so wär es abscheulich. Aber von der linken Seite betrachtet, wohin er schaut, ist es homerischer Apollengang; man sieht ihn fortschreiten, sieht das Gesicht ganz und der Kopf kommt in die Mitte. Ein wahrer Gott des Lichts dann und der Musen! Man darf sich ihm nicht viel nähern; er kann keinen Flecken leiden, und man müßte bei ihm immer haarscharf gescheit sein und vernünftig sich aufführen: so erhaben ist er über die Menschheit.

Wenn man dies einmal gefaßt und seine Schönheit im ganzen genossen hat, so mag man sich hernach doch an ihm herumdrehen wie man will, und er bleibt ein erstaunlich Werk von Vollkommenheit. Er ist zwar lauter Ideal;

nichtsdestoweniger hat der Kopf Natur, die man gesehen hat, welches der Ausdruck noch verstärkt. Ein außerordentlicher Jüngling gab gewiß den Stoff dazu her, und der Künstler brachte das Höchste und Äußerste von lebendiger Einheit hinein. (Wilhelm Heinse, Ardinghello, 1787.)

CHIRON UND ACHILL.

Achilles steht ruhig und gelassen, aber sein Gesicht gibt viel zu denken: es ist in den Zügen desselben eine vielversprechende Ankündigung des künftigen Helden, und man liest in den Augen, welche mit großer Aufmerksamkeit auf den Chiron gerichtet sind, eine vorausseilende Lehrbegierde, um den Lauf seiner jugendlichen Unterrichtung zu endigen und sein ihm kurz gesetztes Ziel der Jahre mit großen Taten merkwürdig zu machen. In der Stirne erscheint eine edle Scham und ein Vorwurf der Unfähigkeit, da ihm sein Lehrer das Plektrum zum Saitenschlagen aus der Hand genommen und ihn verbessern will, wo er gefehlet. Er ist schön nach dem Sinne des Aristoteles: die Süßigkeit und der Reiz der Jugend sind mit Stolz und Empfindlichkeit vermischt. (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, W. Ak. A. 1776.)

BÜSTEN.

Cäsar: Groß, ohne Anstrengung, durch stille Kraft, die von selbst wirkt. Etwas Melancholisches um die Lippen, daß ihm sein Beruf, der erste zu sein, soviel Blut kostet. Ein Gefühl recht von innerm Wesen durchgearbeitet. Das gewölbte Adlerhafte von der Stirn zur Nase herein ist der Gipfel der Hoheit seiner Seele. Die Furchen des Nachdenkens über der Nase die Stirn herab und die Furchen die Breite der Stirn durch und das kahle Vorderhaupt zeigen die Sorgen von fünfzig gewonnenen Schlachten.

Ernst und Feierlichkeit, wie der herrschende Geist über einem Staat wie Rom sein mußte, blickt aus dem strengen durchdringenden Auge. Und doch schlägt unter demselben ein edles Herz.

Ein solcher Mann kannte das Spiel der Leidenschaften, und die Politik des Pompejus und der Großen Roms waren ihm Kleinigkeiten. Kurz, eine große, scharfblickende Heldenseele ohne allen Prunk und Pomp.

Augustus: Besitzer der Taten Cäsars. Herrschender Gott in der Welt, die er nicht gemacht hat. Königsblick über eine ungeheure Monarchie hin, Imperatorenstolz in den verachtenden offenen Lippen gegen alles, was ihn umgibt. Feste voller Feuerschönheit, im Wohlleben unter Helden ohne Sorge geworden. Der ganze Kopf spricht Verbannung der Großen Roms, und der Eichenkranz, der Rettung der Bürger deuten soll, Herrschung wie des königlichen Baumes über andere.

Aber schön ist der Kopf und zur Herrschaft geboren, und Roms Weiber mußten ihm wohlwollen. Hohe Stirn, aufgewölbte Schläfe, breite Nase geradeherab, tiefe Augen, hervorgehend rundes Kinn, jugendliche Backen. (Wilh. Heinse, Nachlaß.)

PANTHEON.

Den Nachmittag ging ich nach der Rotunda; ich hatte den Mann mit den Schlüsseln dahin bestellen lassen, um oben hinaufzusteigen. Sie ist das einzige Werk von alter Architektur, was in Rom noch ganz ist; das vollkommenste in seinen Verhältnissen und prächtigste dabei wegen seiner Säulen auf dem Erdboden, die Paulskirche erscheint dagegen doch nur als Flickwerk.

Wenn man in die Vorhalle tritt, so ist es, als ob man in das schönste Plätzchen eines Waldes von lauter hohen, herrlichen Stämmen käme, die ein Gott zu einer Zeit gepflanzt hätte.

Wie breit und mächtig einen dann das Innere selbst umfaßt und bedeckt, ist lauter Majestät, und feierlich stehen unten die Säulen umher und der dämmernde Raum dahinter, wie das Allerheiligste der Gottheiten. Was dies für eine Ruhe ist! Wie einen so nichts stört! Wie die Rundung mit Liebesarmen umfängt, wie ein leiser Schatten einen umgibt, sodaß man das Gebäude selbst nicht merkt! Oben Heiterkeit und Freiheit und unten Schönheit. Überall ist der Tempel schön und harmonisch, man mag sich hinwenden, wo man will; überall wie die schöne Welt in ihren Kreisen von Sonne und Mond und Sternen. Endlich scheint alles lebendig zu werden und die Kuppel sich zu bewegen, wenn man an dem reinen süßen Lichte des Himmels oben durch die weite Öffnung sich eine Zeitlang weidet. Sooft ich mich so ins Stille hinsetze und meinem Gefühl überlasse, werde ich da entzückt, wie von einem Brunnquell unter kühlen Bäumen zur heißen Zeit. Es ist das erhabenste Gebäude, das ich kenne, selbst Schöpfung und nicht bloß Nachahmung. Die Schönheit voll Majestät scheint alle Barbaren von der Verwüstung zurückgeschreckt zu haben.

Freilich hat man, was daran zu plündern war, ohne die Mauern niederzureißen und in Schutt zu stürzen, doch daraus und davon weggeraubt. Es stand hier eine Minerva aus Gold und Elfenbein von der Hand des Phidias und eine berühmte Venus, welche die halbe Perle zum Ohrgehänge hatte, von der die andre Hälfte Kleopatra trank, um den Antonius im Verschwenden zu übertreffen, und die man für sich allein auf eine halbe Million Scudi schätzte. Konstantin III. schleppte auch diese Bilder wahrscheinlich mit den andern schönsten Statuen nach Syrakus, so wie er die Silberplatten samt dem Bronze- und Schmelzwerk herausgeschlagen ließ, womit das Gewölbe oben verziert war.

Die ursprünglichen Kapitälern von Erz nach dem Plinius an den inneren Säulen sind hernach wieder abgenommen worden und mit weißem Marmor gut ergänzt, der dem Giallo antico des Schaftes lieblich läßt. Davon sind noch die Basen und das Gesims, das letztere mit Streifen von Porphyrr. Die erhaltenen äußeren aber von Granit, wie die kolossalischen Säulen selbst, gehören unter die schönsten der korinthischen Ordnung, die übrig sind, und machen mit den drei freistehenden Säulen auf dem Campo Vaccino und dem Bogen des Titus die Muster hierin aller neuern Baukunst. Wo an einem Gebäude keine Säulen sind, fehlt gewiß die edelste, stärkste und schönste Form. Die korinthischen

haben, wenn die Blätter rein gearbeitet sind, am meisten Leben und den größten Reiz, und die gefugten, welche die Rinde nachahmen, erhöhen noch Natur und Leichtigkeit.

Der Plan des Ganzen ist zirkelrund, und der Durchmesser davon enthält mit der Dicke der Mauer zweihundertundfünfzig Palme und der Umfang siebenhundertundfünfundachtzig. Die Mauern betragen achtundfünfzig Palme. Die Höhe hat gerade die Breite des Bodens, der Bogen innen von der außen in der besten Proportion viereckigen Tür den fünften Teil dieses Maßes, und der Bogen gegenüber, jetzt vom Hauptaltar, ist etwas größer, wodurch der Eingang unmerklicher erscheint.

In der Antike trugen ohne Zweifel die Karyatiden, wovon Plinius spricht; jetzt sind an deren Statt kleine, platte Säulen ohne einigen Vorsprung mit einem Gesims darüber, worauf die Kuppel ruht. Man glaubt wegen der Arbeit, daß die Veränderung unter den Antoninen und dem Kaiser Pertinax geschah. Es muß ein paradiesischer Zauber an dem Auge des Himmels gewesen sein! Nun ist das ehemalige junge, blühende Gesicht im reizenden Schmuck gewissermaßen zur Matrone im Trauerschleier geworden; doch dauert die erhabne Form noch und hält die Moden und Sitten aller Zeiten aus, wie wahre Schönheit. (Wilhelm Heinse, Ardinghello, 1787.)

RELIGION UND STAAT ALS URSPRUNG DER GRIECHISCHEN KUNST.

Die Gottheit zu erkennen in der lebendigen Kraft der Natur war kein ausschließendes Vorrecht der Griechen; auch andere sinnige Völker haben die einzelnen Strahlen des göttlichen Wesens, abgetrennt durch ihren gemeinsamen Mittelpunkt, als Götter verehrt; und es kann in dieser Rücksicht den Griechen schwerlich ein anderer Vorzug eingeräumt werden, als daß sie bei regerer Phantasie und tieferem Gefühl inniger als andre, in jeder kräftigen oder holden Erscheinung ein göttliches Leben spürten. Das aber war ihnen eigentümlich, daß sie unter allen Erscheinungen der Natur den Menschen als die erste und herrlichste auszeichneten und in seiner Gestalt die höchste sinnliche Offenbarung des göttlichen Wesens erkannten. Wenn also in andern Klimaten der Polytheismus seine Altäre und Tempel durch bedeutungsvolle Ungestalten entehrte, vor deren Gestalt das Göttliche zu fliehen scheint, so schuf der Grieche Gott nach seinem Ebenbilde, als dem reinsten Symbol der göttlichen Natur, und gesellte jeder Erscheinung, in welcher er Gottes beseehlenden Atem fühlte, ein Wesen zu, das ihm in menschlicher Hülle als ein Gegenstand menschlicher Neigung entgegentrat. So heftete die Religion, welche ihrer allgemeinen Natur nach in die Unermeßlichkeit des gestaltlosen Unendlichen versenkt, den Blick der Hellenen auf die Beschränkung der menschlichen Gestalt, und der plastische Sinn, welcher mit der Kindheit der Völker zu entschwinden pflegt, ward bei den Griechen durch die Religion festgehalten. Dieser Ursprung ist aber auch als die Quelle der Idealität anzusehen, und wenn einer der Alten sagt, daß die höhere Natur der Götter überhaupt in die Kunst übergegangen ist, weil die Kunst von den Göttern verliehen worden, so kann besonders

von der Plastik behauptet werden, daß sie göttlich geworden durch der Götter Darstellung. Denn da ihr oblag, die göttliche Herrlichkeit in der Beschränkung menschlicher Leiber zu zeigen, so konnte sie nicht wie die ägyptische bei einer mühsamen Abformung des Wirklichen stehenbleiben, sondern sie mußte schon früh auf große und strenge Formen verfallen, in deren faßlichem Ebenmaß sich eine höhere Natur spüren ließ. Darum rühmt Pausanias von Dädalos' Werken, daß sie bei ungeschickter Ausführung dennoch ein hohes und göttliches Wesen hätten ahnden lassen. So geschah im Anfang der Kunst, was Plato den Künstlern seiner Republik als Gesetz vorschreibt, daß sie nichts Unfreies und Häßliches, sowie nichts Unsittliches und Zügelloses bildeten, sondern überall der Natur des Schönen und Anständigen nachstrebten. Da nun ferner der Charakter dieser sinnlich beschränkten Religion genügsame Heiterkeit war, und die Seligkeit der Himmlischen in ihrem leichten Dahinleben bestand, so konnte auch darum dem Schöpfer eines Götterbildes nicht in den Sinn kommen, in der Gestalt eines Gottes an die Bedürftigkeit und mühsame Entwicklung der gemeinen menschlichen Natur zu erinnern. Vielmehr mußten diese Gestalten als mühlos entstandene erscheinen, wie die Aphrodite der alten Fabel, die in dem flüssigen Element leicht geboren, in vollendeter, frei entfalteter Schönheit an den blumigen Ufern von Paphos gelandet war. — —

So entsprang also die Plastik aus Religion, und zwar nicht aus jenem äußern Bedürfnis des Heidentums, dem auch das gestaltlose Symbol als Gegenstand der Anbetung genügt, sondern aus den tiefsten Quellen des hellenischen Anthropomorphismus. Nachdem man aber zuerst die Tempel der Götter mit den Bildern ihrer Beschützer geschmückt hatte, erweiterte sich bald der Kreis der Kunst und nahm alles in sich auf, was nur immer die weiten Grenzen der Götterwelt berührte. Auch die Heroen traten in denselben ein, und die Sterblichen, die durch große Taten, hohe Tugenden oder ausgezeichnetes Glück eine göttliche Natur und die Gunst des Himmels beurkundet hatten. Hier fand jedes Geschlecht und Alter seinen Platz. Ja, bis an die Grenzen der Tierheit erweiterte sich dieser Kreis durch die Gestalten der Faunen und Satyrn und anderer Naturen gemischter Art. — —

Nachdem nun aber die plastische Kunst auf die erwähnte Weise in dem Schoße der Religion empfangen und erzogen worden, ward sie von dem Staate aufgenommen und auf alle Weise gepflegt. Beide waren eng vereint, doch nicht auf eine so materielle Weise, wie diejenigen Lehren, welche Priesterbetrug und Staatsklugheit für Hebel der alten republikanischen Tugend halten, sondern durch engere Banden eines geistigen Vereins. Die brennende Vaterlandsliebe, dieses reiche Samenkorn hellenischer Tugenden, war mit dem Glauben an die Wunder der alten Götter und Helden auf das engste verschwistert, als welche auf demselben Boden gewandelt und unter ihren Ahnherrn menschlich gelebt und geliebt hatten. Es war der gläubigen Nachwelt ein Bedürfnis, ihren Gestalten zu begegnen an jeder heiligen Stelle, wo sie ihre Taten getan, wo sie geboren, wo sie den Banden der Sterblichkeit entnommen waren. Die ganze Geschichte des hellenischen Altertums war mit Göttern durchflochten, und der ganze Boden von Hellas war geheiligt durch

alte Sagen von ihren Wundern. So öffneten und nährten ihre Gestalten das patriotische Herz. — —

Bei den Griechen erwuchs diese Kunst wie jede andere aus des Lebens tiefsten Wurzeln, und wer bei ihnen die Kunst trieb, übte sie, wie man die Tugend üben soll, als innersten Beruf. Diesem innern Beruf obzuliegen war Religion. So richtete sich die Kunst empor und gedieh. Aus dem vaterländischen Boden zog sie ihre Kraft wie Anteus aus der mütterlichen Erde; aber ihre Strahlen ließ sie vom Olymp um den Glauben an die Götter- und Heroenwelt. (Friedr. Jacobs, Über den Reichtum der Griechen an plastischen Kunstwerken und die Ursachen derselben, 1810.)

KRIEG.

KRIEG UND KUNST.

Die Zeit, in welcher die Künste ihr größtes Wachstum in Griechenland erreichten, sind, nach dem Diodorus von Sizilien, die nächsten fünfzig Jahre nach dem persischen Kriege; damals war ein Grund zur Größe von Griechenland gelegt, auf welchem ein dauerhaftes und prächtiges Gebäude konnte aufgeführt werden. Die Weisen und Dichter legten die erste Hand an dasselbe, die Künstler endigten es, und die Geschichte führt uns durch ein prächtiges Portal zu demselben. —

Die glücklichsten Zeiten für die Kunst in Griechenland und sonderlich in Athen waren die vierzig Jahre, in welchen Perikles, so zu reden, die Republik regierte, und während des hartnäckigen Krieges, welcher vor dem peleonnesischen Kriege, der in der siebenundachtzigsten Olympias seinen Anfang nahm, hervorging. Dieser Krieg ist vielleicht der einzige, der in der Welt geführt worden, in welchem die Kunst, welche sehr empfindlich ist, nicht allein nichts gelitten, sondern sich mehr als jemals hervorgetan hat, und es ist derselben anzusehen: so wie die kleinen Zwistigkeiten, die in der Liebe zu entstehen pflegen, und diese mehr verfeinern und verbinden. In diesem Kriege haben sich die Kräfte von Griechenland vollends und gänzlich ausgewickelt: und da Athen und Sparta alle ersinnlichen Mittel ausforschten und ins Werk setzten, ein entscheidendes Übergewicht auf eine oder die andere Seite zu lenken: so offenbarte sich eines jeden Talent, und aller Menschen Sinne und Hände waren beschäftigt, und so wie die Tiere alle ihre Stärke äußern, wenn ihnen von allen Seiten zugesetzt wird: ebenso zeigte sich damals das große Talent der Athenienser, da sie in große Bedrängnis gerieten.

Unterdessen hatten die Künstler allezeit während des Krieges den großen Tag vor sich, wo ihre Werke vor aller Griechen Augen aufgestellt wurden. Denn wenn nach vier Jahren sich die Zeit der olympischen und nach drei Jahren der isticischen Spiele näherte: so hörten alle Feindseligkeiten auf, und die wider einander erbitterten Griechen kamen zur allgemeinen Freude zu Elis oder zu Korinth zusammen, wo auch diejenigen, die aus ihrem Vaterlande verbannt waren, erscheinen durften, und vergaßen über dem Anblicke der Blüte der Nation, die sich hervorzutun suchte, auf einige Tage, was vorgegangen war und was geschehen sollte. (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, W. Ak. A. 1776.)

DER KRIEG ALS KUNST BEI DEN DORIERN.

Wir schließen mit der Behauptung, mit der wir dieses Kapitel begannen, aber in anderer Beziehung: daß kein Volk den Krieg in dem Sinne und Maße als Kunst angesehen wie die Dorischen Spartiaten. Es war ihnen die Kriegführung fast weniger ein wirkendes, auf Verderb anderer gerichtetes Handeln, als ein darstellendes, das den schönsten Teil des Volkes in einstimmender

und gelenker Bewegung wie einen kräftigen und ebenmäßig ausgebildeten Körper im freudigen Bewußtsein seiner Stärke zeigen sollte. Auch ist die Übereinstimmung, die Neuere zwischen den Einrichtungen des griechischen Chors und Lochos gefunden haben, nicht bloßes Spiel der Einbildung; der große Chor ist an Zahl eine Pentekostys, die in zwei Enomotien (Hemichorien) zerfällt; er zieht ebenso in Gliedern heran wie der Heerhaufen und hat entsprechende Evolutionen. Beide, Tanz und Kampf, vermittelt die Pyrrhiche, die besonders in Sparta und Kreta geübt wurde: sie war in früherer Zeit weit mehr Vorübung zum Kampfe als später; man sah im Hopliten der Schlacht zugleich den gewandten Tänzer der Pyrrhiche. Darauf deutet Homer, wo Aeneias den Meriones von Kreta, ein so rascher Tänzer er immer sei, zu erlegen hofft, wie die Thessaler die Kämpfer der ersten Reihe Vortänzer nannten und von einem guten Streiter sagten: er hat schön getanzt; darum heißen bei demselben Dichter *πυλλεες* Hopliten, wie bei den Kretern *πυλλις* der Waffentanz, es steht aber bei Homer dieser Ausdruck an zwei Stellen, wo Griechen und Troer die gewöhnliche Schlachtordnung verlassen und ihre Helden von den Wagen steigen und sich zu Fuß anscharen, also gerade von der Kampfweise, die durch die Dorier in Griechenland herrschend geworden ist. — Darum ging der Schlacht der Spartiaten ein Musenopfer voraus, indem man von diesen Gottheiten insbesondere Ordnung und Rhythmus des Kampfes erwartete; so wie man zur selben Zeit in Kreta und Sparta dem Eros opferte, als dem Befestiger wechselseitiger Liebe und Scham. — Über das ganze Leben der Spartiaten im Lager war eine große Unbefangenheit und Heiterkeit ausgebreitet; und weil die Stadt Sparta gewissermaßen immer ein Lager, war das Lagerleben von dem in der Stadt wenig verschieden. Die Leibesübungen wurden regelmäßig fortgesetzt und zweimal des Tages vorgenommen, aber mit milderer Anstrengung als daheim: überhaupt war die Disziplin weniger streng. Der persische Späher traf die Spartiaten am Abend vor der Schlacht in den Pylonen teils mit gymnischen Kämpfen, teils ihr Haar zu strahlen beschäftigt, welches sie von dem Eintritt in das Mannesalter an lang herabwallend trugen. Jeder bekränzte es, wenn die Schar der Auleten den Angriffsmarsch spielte; dazu strahlten alle Schilde der Reihe hell poliert und mischten ihren Glanz auf eine erhebende Weise mit dem dunklen Rot der Purpurgewänder, die den Kämpfenden zu zieren und das Blut der Wunden zu verbergen gleich geeignet waren; schön und schauenswert zu fallen war eine Aufmunterung mehr zur heldenmütigen Tapferkeit. (Karl Otfried Müller, Die Dorier 1824.)

DIE SCHLACHT BEI DEN THERMOPYLEN.

Die beiden Lagerplätze waren nur eine Stunde voneinander; zwischen ihnen flossen die Warmquellen. Xerxes wollte kein unnützes Blutvergießen und wartete darauf, daß die Griechen hier, wie in Tempe, abziehen würden. Aber sie blieben und zeigten sich vor ihren Schanzen, indem sie ihre Glieder in gymnastischen Übungen stärkten und ihr langes Haar wie zum Feste schmückten. Am fünften Tage endlich ließ er Truppen vorgehen, um die

Männer für ihren Trotz büßen zu lassen. Zwei Tage lang wurde in der kleinen Küstenebene gekämpft von Morgen bis Abend. Wie gegen ein Festungstor wurden immer von neuem die Meder in den Kampf geschickt, die ersten Glieder von dem nachdrängenden Haufen vorwärts geschoben, einem gewissen Tode entgegen; denn sie hatten keinen Schutz gegen die griechischen Lanzen, von denen kein Stoß fehlging, während die Geschosse von den ehernen Rüstungen abprallten. Die Truppen wurden wiederholt zurückgedrängt, und Xerxes, der von der Höhe zuschaute, sah das Blut seiner besten Männer in Strömen über den Weg fließen. Hier war mit neuen Massen nichts zu erreichen. Man mußte darauf denken, den Paß zu umgehen, und zu diesem Zwecke kam es darauf an, einen ortskundigen Führer zu finden.

Ephialtes, ein Malier, erbot sich zum Führer durch das Hochland, welches oberhalb des Passes sich hinzieht. Von der Asoposchlucht stieg man am Abend durch die Eichenwälder hinan; als es tagte, war man auf der Höhe. Die Stille der Morgenluft begünstigte den Marsch. Die Phokeer schliefen. Erst die Tritte der Feinde schreckten sie auf. Außerstande, sich auf der Stelle zum Widerstande zu ermannen, räumten sie den Weg und zogen sich auf den Gipfel des Kallidromos zurück, indem sie glaubten, daß es auf sie abgesehen sei. Die Perser aber dachten nicht daran, sich mit ihnen aufzuhalten, und eilten abwärts, um den Spartanern in den Rücken zu fallen.

Diese erfuhren bald, wie es stand. Der Posten war verloren und zwar durch die Schuld der Phokeer, die den Wachtdienst vernachlässigt hatten. Noch war Hydarnes oben im Gebirge und der Rücken frei. Aber Leonidas konnte nicht zweifelhaft sein, was er zu tun habe, denn er war ja nicht als Feldherr hergeschickt, um nach eigenem Ermessen den Umständen gemäß Krieg zu führen, sondern einfach um den Paß zu hüten. So gerechten Grund er also auch hatte, den Phokeern, die ihn im Stich gelassen hatten, zu zürnen, so war doch für ihn das Bleiben nur die Erfüllung einer Bürgerpflicht, wie sie dem echten Spartaner zur anderen Natur geworden war.

Um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, entließ er die anderen Kontingente. Die Thesbier und Thebaner blieben; die ersten aus einer einstimmig anerkannten Heldengesinnung, welche ihnen um so höher anzurechnen ist, weil kein äußerliches Pflichtgebot sie an den Ort fesselte, die anderen, wie Herodot bezeugt, von Leonidas zurückgehalten. Er wußte, daß sie, wenn sie diesen Tag überlebten, nur dazu dienen würden, die Reihen der Perser zu verstärken.

Gleich nach dem Abzug der Genossen war der Rückweg abgeschnitten, und von beiden Seiten drängte die zahllose Übermacht heran.

Um zehn Uhr vormittags ordnete sich die kleine Schar zum letzten Kampfe. Erst führte sie Leonidas mitten in die Feinde, damit sie ihr Leben so teuer wie möglich verkauften, dann aber, als sie von dem Gefechte matt wurden und ihre Lanzen nach und nach zersplitterten, zogen sie sich auf einen kleinen Hügel zurück, welcher gleich südlich von den Quellen sich einige dreißig Fuß erhebt. Hier sanken sie, einer nach dem andern, in brüderlicher Gemeinschaft unter den Pfeilen der Meder. Ihre Aufopferung war keine vergebliche; sie war den Hellenen ein Vorbild, den Spartanern ein Antrieb zur Rache, den

Persern eine Probe hellenischer Tapferkeit, deren Eindruck sich nicht vergessen ließ. Ihr Grab wurde ein unvergängliches Denkmal heldenmütiger Bürgertugend, welche den sicheren Tod wählt, um Eid und Pflicht nicht zu verletzen. (Ernst Curtius, Griechische Geschichte, 1887/88, 6. A.)

DIE SCHLACHT BEI SALAMIS.

So brach der Schlachttag an, der zwanzigste September (19. Boedromion). Es war ein heiliger Tag für Athen, denn am Abend desselben begann der Jakchostag, an welchem das Bild des Gottes in großem Feierzuge nach Eleusis getragen wurde und die Fackeln rings um die heilige Bucht erglänzten. Während Themistokles die Seinigen zum entscheidenden Kampfe anfeuerte, kam das Schiff mit den heiligen Bildern der Aeakiden von Aigina herüber. Glückverheißend loderten die Opferflammen, und als gerade drei Gefangene eingebracht wurden, verlangte das Kriegsvolk, daß sie der Weisung des Sehers Euphrantides gemäß den Göttern geopfert würden. Die Kampflust steigerte sich bis zur Wildheit, und als die Perser ihrer Gegner ansichtig wurden, erblickten sie wider Erwarten ein streitfertiges Schiffsheer und hörten von Trompetenschall und hellen Kriegsliedern die Felsen der Insel widerhallen.

Auf beiden Seiten war man zum entschlossensten Kampfe gerüstet, denn der Hellenen einzige Hoffnung war ja die Vernichtung des Feindes, und hinter ihnen standen auf den Höhen von Salamis ihre Frauen und Kinder, deren das schrecklichste Sklavenlos wartete, wenn nicht ein voller Sieg gewonnen wurde. Hinter der Perserflotte aber war auf dem Vorsprunge des Berges Aigaleos der silberfüßige Thronessel des Großkönigs aufgerichtet. Dort saß er inmitten seiner Truppen, von seinen Räten und Schreibern umgeben, nahe genug, die Gewässer zu überblicken, auf deren engem Raume sich Hunderttausende zusammendrängten, und bereit, unverzüglich reichen Lohn sowie die furchtbarste Strafe zu erteilen. Jeder Schiffsführer glaubte des Königs Auge auf sich gerichtet zu sehen; der Ehrgeiz wurde entflammt, namentlich bei den Joniern, von denen nur wenige sich absichtlich zurückhielten. Darum machten die Perser mit großem Ungestüme den ersten allgemeinen Angriff, und die Hellenen wichen gegen Salamis zurück, doch in voller Ordnung, indem die Vorderteile der Schiffe den Feinden zugekehrt blieben. Dann gingen sie wieder langsam vor, zuerst die Athener und Ägineten.

Wie in den homerischen Schlachten begann der Kampf mit einzelnen Angriffen; kühne Schiffsführer wagten sich vor und zogen die übrigen in das Handgemenge herein. So wurde allmählich der Kampf allgemein, und die Vorteile, welche auf Seiten der Griechen waren, zeigten sich immer deutlicher. Denn die Barbaren, welche sich ganz auf ihre Masse verließen, kämpften ohne Plan und Ordnung, während die Hellenen, namentlich die Ägineten und Athener, geschwaderweise zusammenhielten. Die Barbarschiffe waren schwimmende Häuser, die mit Truppen besetzt waren; den Griechen war das Schiff selbst eine Waffe: mit solcher Schnellkraft wußten sie die Feinde anzulaufen. Der Mut wuchs mit jedem Stoße, der ein feindliches Schiff sinken machte, mit jeder glücklichen Streiffahrt, welche die Ruder der Gegner zer-

brach. Luft und Meer wurden gegen Mittag unruhiger, die Bedrängnis der Feinde wuchs; in drei Linien aufgestellt, hatten ihre schwerfälligen Fahrzeuge keine freie Bewegung; die Beschädigten konnten nicht zurück, um die anderen vorzulassen. Dazu kam, daß die verschiedenen Flottenmannschaften gegeneinander in eifersüchtiger Spannung waren; die Phönizier klagten die Jonier des Verrats an; die einen überrannten die anderen, um sich selbst zu retten. Die Angst der Asiaten war um so größer, da sie im Wasser ihr unvermeidliches Grab vor sich sahen, während den Griechen ihre Gewandtheit im Nahkampfe, im Springen und Schwimmen um so mehr zugute kam, je größer das Gedränge wurde. Ariabignes, der Admiral, des Königs Bruder, und andere hervorragende Männer fielen im Kampfe; die Flotte verlor den Zusammenhang, und die Schiffe fingen an, um sich dem allgemeinen Untergange zu entziehen, nach dem Phaleron hin zurückzuweichen. Der Westwind kam ihnen dabei zugute; aber auch auf dem Rückzuge erwartete sie neues Verderben. Denn während die Athener den Fliehenden folgten, kreuzte draußen ein Geschwader von Ägineten, welche sie von vorne angriffen und ihnen großen Schaden zufügten.

Unter diesen Umständen hatte man keine Zeit, die Truppen aufzunehmen, welche auf Psyttaleia ausgesetzt waren, um hier den Griechen den Ausweg aus der Bucht zu sperren. Aristoides benutzte diese Gelegenheit, um auch seinerseits an dem Schlachttage tätigen Anteil zu nehmen. Er sammelte rasch eine Schar gerüsteter Bürger, welche in Salamis dem Seekampfe zusahen, landete mit ihnen auf der Insel, deren niedriges Gestrüpp den zusammengedrängten Feinden keinen Schutz darbot, und so wurde die ganze Mannschaft, eine Abtheilung auserlesener Perser, durch das Schwert der Athener niedergemacht. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang ging der Mond auf; er begünstigte wesentlich die letzte Verfolgung und zeigte den Griechen die von den Persern geräumte, von Schiffstrümmern und Leichen dicht bedeckte Walstätte der salaminischen Bucht. Zum Danke wurde mit dem Feste der Mondgöttin Artemis Munichia die Erinnerungsfeier des Sieges verbunden. (Ernst Curtius, Griechische Geschichte, 1887/88, 6. A.)

DIE SCHLACHT BEI ISSOS.

Alexander ließ seine Linie langsam vorrücken, um mit größter Ordnung und durchaus geschlossen auf den Feind einbrechen zu können. Er ritt an der Front entlang, sprach zu den einzelnen Abteilungen, rief diesen, jenen der Führer mit Namen an, erwähnend, was sie schon Rühmliches getan; überall jauchzten ihm die Scharen zu, forderten, nicht länger zu zögern, den Angriff zu beginnen. Sobald sich die ganze Linie in geschlossener Ordnung auf Pfeilschußweite den Feinden genähert hatte, warf sich Alexander unter dem Schlachtrufe des Heeres mit seiner Ritterschaft in den Pinaros. Ohne von dem Pfeilhagel des Feindes bedeutenden Verlust zu erleiden, erreichten sie das jenseitige Ufer, stürzten sich mit solcher Gewalt auf die feindliche Linie, daß diese nach kurzem vergeblichen Widerstande sich zu lösen und zu weichen begann. Schon sah Alexander des Perserkönigs Schlachtwagen, er drang auf

diesen vor; es entspann sich das blutigste Handgemenge zwischen den edlen Persern, die ihren König verteidigten, und den makedonischen Rittern, die ihr König führte; es fielen Arsames, Rheomithres, Atizyes, der ägyptische Satrap Sabakes; Alexander selbst wurde im Schenkel verwundet; desto erbitterter kämpften die Makedonen; dann wandte Dareios seinen Wagen aus dem Getümmel, ihm folgten die nächsten Reihen, die links gegen die Höhe emporgeschoben; bald war hier die Flucht allgemein. Die Paionen, die Agriener, die beiden Ilen des äußersten makedonischen Flügels stürzten sich von rechts her auf die verwirrten Haufen und vollendeten an dieser Seite den Sieg.

Indes hatte dem heftigen Vorrücken Alexanders das schwere Fußvolk der Mitte nicht in gleicher Linie folgen können, sodaß da Lücken entstanden, die der Eifer, nachzukommen, schon durch die steilen Ufer des Pinaros gehemmt, nur vergrößerte; als Alexander schon in dem Zentrum der Feinde wütete und ihr linker Flügel wankte, eilten die Hellenen des Perserheeres, sich auf die makedonischen Hoplitens, denen sie sich an Mut, Waffen- und Kriegskunst gewachsen wußten, da, wo in deren Linie die größte Lücke war, zu werfen. Es galt, den schon verlorenen Sieg wiederzugewinnen; gelang es, die Makedonen wieder von dem steilen Ufer zurück und über den Fluß zu drängen, so war Alexander in der Flanke entblößt und so gut wie verloren. Diese Gefahr feuerte die Pezetairer zu doppelter Anstrengung an; sie hätten den Sieg, den Alexander schon gewonnen, preisgegeben, wenn sie wichen. Den Kampf des gleichen Mutes und der gleichen Kraft machte der alte Haß zwischen Hellenen und Makedonen noch blutiger; man wütete doppelt, weil der Feind des Feindes Fluch und Todesseufzer verstand. Schon war Ptolemaios, des Seleukos Sohn, der die vorletzte Taxis führte, schon waren zahlreiche Offiziere gefallen; nur kaum noch, mit äußerster Anstrengung hielt man hier das Gefecht, das sich in der Nähe des Gestades bereits für die Perser zu entscheiden schien.

Nabarzanes mit den persischen Reitern war über den Pinaros gesetzt und hatte sich mit solchem Ungestüm auf die thessalischen Reiter geworfen, daß eine der Ilen ganz zersprengt wurde, die anderen sich nur durch die Gewandtheit ihrer Pferde, sich immer von neuem rasch sammelnd und bald da, bald dort dem Feinde mit neuem Stoß zuvorkommend, zu behaupten vermochten; es war nicht möglich, daß sie auf die Dauer der Übermacht und der Wut der persischen Reiter widerstanden. Aber schon war der linke Flügel der Perser gebrochen, und Dareios suchte, statt in der Schlacht und bei seinen Getreuen, sein Heil in der Flucht. Alexander sah seine Phalangen in Gefahr; er eilte, sie zu retten, ehe er den flüchtigen König weiter verfolgte; er lies seine Hypaspisten links schwenken und den griechischen Söldnern, während die Hoplitens der Phalanx von neuem ansetzten, in die Flanke fallen, die unfähig, dem Doppelangriff zu widerstehen, geworfen, zersprengt, niedergemacht wurden. Die Massen hinter ihnen, die als Reserve hätten dienen und nun den Kampf aufnehmen können, waren der Flucht des Großkönigs gefolgt. Die Reiter des Nabarzanes, die noch im heißesten Kampf und im Vordringen waren, erreichte jetzt das Geschrei: „Der König flieht“; sie begannen zu stocken, sich zu lockern, zu fliehen; von den Thessalern verfolgt, jagten sie über die

Ebene. Alles stürzte den Bergen zu, die Schluchten füllten sich; das Gedränge aller Waffen und Nationen, der zermalmende Hufschlag der stürzenden Pferde, das Geschrei der Verzweifelnden, die mörderische Wut ihrer Todesangst unter den Klingen und Speißen der verfolgenden Makedonen und deren jubelndes Siegesgeschrei — das war das Ende des glorreichen Tages von Issos. (Joh. Gust. Droysen, Geschichte Alexanders des Großen, 1833.)

ENTSCHEIDUNG ZWISCHEN ROM UND ALBA.

In beiden Heeren waren drei Brüder, an Alter und an Kräften gleich, an demselben Tag geboren und sich verwandt. Curiatier wurden die Albaner, die Römer Horatier genannt. Sie, vom Schicksal gleichsam auserlesen, für des Vaterlandes Ehre das Äußerste zu wagen, erklärten sich zum Kampf bereit. Das Gesetz des Kampfes war: wessen Volkes Söhne siegen werden, dem soll die Herrschaft über seine Stammesgenossen sein. Nachdem der römische Friedensrichter vom Könige die Vollmacht zur Abschließung des Vertrages erhalten und er vom Kapitol die Lorbeer-, Öl- und Myrthenzweige herbeigeholt, durch deren Berührung die Person des Trägers heilig und unverletzlich ward, so ernannte er zum Bevollmächtigten (*pater patratus*) den Marcus Valerius, indem er Haar und Haupt mit den heiligen Zweigen ihm berührte. Dieser las sodann die Bedingungen des Vertrags ab, wie sie aufgezeichnet waren, und schloß mit den Worten: „Höre Jupiter, höre Bevollmächtigter von Alba, höre du, albanisches Volk! Diese Bedingungen, wie sie hier öffentlich von Anfang bis zu Ende von jener Tafel vorgelesen worden sind, ohne List und sonder Gefährde, und wie sie hier, am heutigen Tage, richtig verstanden worden sind, werden von dem römischen Volk gehalten werden. Sollte es sie zuerst verletzen, nach Beschluß der Gemeinde und in böser Ansicht, dann sollst du, Jupiter, an jenem Tage das römische Volk so schlagen, wie ich heute dieses Schwein schlagen werde, und sollst dies in so stärkerem Maße tun, als du stärker und mächtiger bist.“

Mit diesen Worten schlug er das Schwein mit einem Kieselstein. Auf gleiche Weise ließen auch die Albaner die Eidesformel durch ihren Diktator und die Priester bestätigen. So war alles vorbereitet für den Tag des Kampfes, dessen blutige Entscheidung beide Völker, zwischen Hoffnung und Furcht geteilt, erwarteten. Am festgesetzten Tage rückten früh am Morgen beide Heere aus und stellten sich vor dem Lager auf. In der Mitte blieb ein leerer Platz für die Kämpfenden bestimmt. Die Jünglinge erschienen im blitzenden Waffenschmuck mit Blumenkränzen, die Götter in Lobgesängen preisend, mit freudigem Zuruf von den Ihrigen begrüßt. Als sie einander zu Gesicht bekamen, grüßten sie sich mit freudigem Zuruf und umarmten sich im Angesicht des ganzen Heeres. Dann traten sie zurück, die Schwerter in der Hand und der Kampf beginnt. Langes Schweigen ruhte auf den Heeren, lange Zeit vernahm man nur das Klirren der Waffen, bis der Schmerzzuf eines Verwundeten die lautlose Stille unterbrach. Da plötzlich lautes Wehklagen von der einen, Frohlocken von der andern Seite. Und wirklich schien das Schicksal des Tages entschieden. Nach einem hitzigen Schwerterkampf, in welchem Mut, Ge-

wandtheit, Waffenübung das Äußerste versuchten, hatten zwei der Römer, nachdem sie ihre Gegner schwer verwundet, einer nach dem anderen ihr Leben ausgehaucht, und es blieb der dritte übrig, den die drei Albaner als eine sichere Beute zu umringen eilten. Furchtbar tönte das Siegesgeschrei von drüben herüber. Herzerreißend war die Klage der Besiegten. Aber noch gab der Horatier seine Sache nicht verloren. Was durch offene Gewalt unmöglich war, das wollte er durch List erreichen. Er ergriff die Flucht. Was er erwartete, geschah. Die Gegner folgten, langsam oder schneller, nach ihrer Kräfte Maß. Als er sie in hinlänglicher Entfernung voneinander sah, kehrte er plötzlich um. Der erste Albaner fiel, durch den plötzlichen Widerstand überrascht; der zweite, schwer verwundet, leistete nur kurzen Widerstand; der dritte, den Tod vor Augen sehend, fiel wie ein Opfertier am Altar. „Die beiden ersten weihte ich den Rachegeistern meiner Brüder, du stirbst für die Torheit deines Volks, denn fortan wird der Römer über Alba herrschen.“ Mit diesen Worten stieß der Horatier dem letzten Gegner das Eisen in die Brust. Jetzt erst erwachte das römische Heer aus seiner Betäubung. Lang noch hallten die Berge wider von dem Freudenruf, der aus beklommener Brust entströmte. Alles eilte, den Sieger zu begrüßen und ihn mit Kränzen zu umwinden, als Retter des Vaterlandes zu preisen. Aber mit tiefem Schmerze erwartete das albanische Heer die Befehle der Sieger. (Franz Dorothea Gerlach und J. J. Bachofen, Die Geschichte der Römer, 1851.)

DIE SCHLACHT VON HERAKLEIA.

Pyrrhos lagerte auf der linken Seite des Flusses, er ritt am Ufer hinauf; mit Staunen sah er jenseits das römische Lager; das sah nicht nach Barbaren aus. Solchem Feind gegenüber bedurfte es der Vorsicht; noch immer erwartete er den Zuzug der Bundesgenossen, und im feindlichen Lande schien der Feind bald Mangel leiden zu müssen; er beschloß, die Schlacht zu vermeiden. Eben darum suchte sie der Konsul zu erzwingen; anzugreifen schien die kräftigste Ermutigung gegen das Grauen, das Pyrrhos' Name, die Phalangen, die Elefanten verbreiteten. Der Fluß trennte beide Heere; während der Übergang des Fußvolks durch die Nähe eines feindlichen Korps behindert war, ließ der Konsul seine Reiterei weiter stromauf übergehen, jenem Korps in den Rücken fallen; bestürzt zog es sich zurück, öffnete dem römischen Fußvolk die Furt, das sofort hinüberzugehen begann. Schleunigst ließ der König sein Heer in Schlachtordnung rücken, die Elefanten vorauf; er stürmte an der Spitze seiner 3000 Reiter gegen die Furt — sie war diessseits schon von dem Feind in Besitz genommen —, gegen die römische Reiterei, die in geschlossenen Reihen anrückte; er selbst sprengte voran, eröffnete den bald furchtbaren Kampf, stets mitten im wildesten Handgemenge, stets mit größter Umsicht die Bewegung seiner Scharen ordnend — bis einer der Feinde auf schwarzem Pferde, der immer schon zu ihm vorzudringen gesucht, ihn erreichte, des Königs Pferd durchbohrte und, da der König mit zu Boden sank, selbst niedergerissen und durchbohrt wurde. Aber ein Teil der Reiter hatte bei ihres Königs Sturz kehrtgemacht. Pyrrhos eilte, seine glänzende Rüstung nach dem Rat der Freunde mit der unscheinbaren des Megakles zu tauschen, und während

dieser, als sei er der König, hinsprengend da neuen Schrecken, dort neuen Mut erweckte, stellte er sich selbst an die Spitze der Phalangen. Ihre Riesengewalt stürzte sich auf den Feind, aber die Kohorten ertrugen sie; nun stürmten sie heran, aber an den geschlossenen Phalangen prallten diese zurück. Während so siebenmal abwechselnd vorgedrungen und wieder gewichen wurde, war Megakles das Ziel immer neuer Geschosse, endlich zum Tod getroffen, seiner Königsrüstung beraubt; jubelnd ward sie in den römischen Reihen umhergetragen: Pyrrhos sei gefallen. Den lähmenden Schrecken bei den Seinen hatte der König, sein Antlitz entblößend, da und dort umhersprengend, einzelne ansprechend, kaum gelöst, als die römische Reiterei sich in Bewegung setzte, einem neuen Angriff der Legionen Nachdruck zu geben. Jetzt endlich ließ Pyrrhos die Elefanten vortreiben; vor dem Anblick, der Wut, dem Getöse der nie gesehenen Ungeheuer floh Roß und Mann mit wildem Entsetzen; die thessalischen Reiter stürzten sich nach, die Schmach des ersten Gefechtes zu rächen, die Flucht der römischen Reiter riß auch die Legionen mit fort, ein ungeheures Gemetzel begann; vielleicht wäre niemand entkommen, wenn nicht eins der Tiere verwundet sich rückwärts gewandt, mit seinem Geheul die übrigen verstört, so die weitere Verfolgung unrätlich gemacht hätte. Lävinus hatte die entschiedenste Niederlage erlitten; er mußte sein Lager preisgeben, die Reste seines versprengten Heeres flüchteten nach Apulien; dort konnte die große römische Kolonie Venusia dem geschlagenen Heer Sicherung geben, die Vereinigung mit dem Heere des Aemilius in Samnium möglich machen; für jetzt mußte er zufrieden sein, eine Position zu erreichen, die im Notfall verteidigt werden konnte.

Pyrrhos hatte einen Sieg gewonnen, aber mit welcher Anstrengung, mit welchen Opfern; die besten seiner Kriegersleute, bei 3000 Mann, seine tüchtigsten Befehlshaber waren gefallen; er konnte von diesem Siege zu den Glückwünschen sagen: „Noch einen, und ich kehre allein nach Epeiros zurück.“ Wie furchtbar der Name der Römer unter den Italikern sein mochte, in dieser Schlacht hatte der König die ganze eiserne Kraft ihrer Heeresordnung und ihrer Disziplin erkannt; als er Tags darauf den Walplatz besuchte und die Reihen der Gefallenen übersah, fand er keinen Römer, der abgewandt gefallen wäre. „Mit solchen Soldaten“, rief er, „wäre die Welt mein, und sie gehörte den Römern, wenn ich ihr Feldherr wäre.“ Wahrlich, es war ein andres Volk als irgendeins im Osten, ein andrer Mut als der der griechischen Mietlinge, der hochfahrenden Makedonen. Als er den Gefangenen nach dem Brauch der makedonischen Kriegsmächte antrug, in seinen Sold zu treten, nahm es keiner an; er ehrte sie, ließ sie ohne Fesseln. Er befahl die gefallenen Römer mit allen Ehren zu bestatten; auf 7000 wird ihre Zahl angegeben. (Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus, III., 1877).

DIE RÖMER IN DER KARTHAGISCHEN BEDRÄNGNIS.

Man hat wohl sonst das Los der Staaten gepriesen, welche ohne tätige Teilnahme an den Ereignissen, die im Völkerleben die Entscheidung geben, fast unbemerkt und unbeachtet die Jahrhunderte an sich vorüber rollen sehen.

Den Römern ist diese Gunst des Schicksals nicht zuteil geworden. So^w wie die früheste Geschichte derselben eine Zeit fast ununterbrochenen Kampfes war und ihre Freiheit nur unter den heftigsten inneren und äußeren Stürmen erungen ward, so sollte auch ihre Stellung in der Weltgeschichte durch eine furchtbare Erschütterung bezeichnet werden, aus welcher das Volk, anfangs dem Untergange nahegebracht, endlich siegreich sich erhob, um sofort im weiten Abend- und Morgenland als Gebieter aufzutreten. Der Staat in reicher mannigfaltiger Entwicklung schien fortan durch jeden Kampf und jede Gefahr an innerer Stärke zu gewinnen, bis er, zum ungeheuern Riesen emporgewachsen, allein des Schicksals Wage in seinen Händen trug. Diese reiche Zukunft, welche Rom zur Vermittlerin der alten und der neuen Welt erhoben, sie beruhte zunächst auf der Entscheidung des blutigen Kampfes mit Karthago. Das römische Volk, als Haupt Italiens anerkannt, nachdem es die makedonische Taktik in Pyrrhus überwunden, nachdem es auf dem ihm fremden Element die Karthager gedemütigt, nachdem es den Erbfeind des römischen Namens, die Gallier, in den eigenen Wohnsitzen bedroht und teilweise unterworfen, stand stolz und drohend unter den Völkern des Abendlandes, gehoben durch das Gefühl eigentümlicher Kraft und durch das Andenken an die Taten seiner Väter. Aber die Nebenbuhler seiner Macht, die Karthager, wenn auch im ersten Kampfe unterlegen und aus langjährigem Besitz im Mittelmeer verdrängt, hatten weder das Bewußtsein ihrer Macht, noch den Gedanken aufgegeben, dieselbe zu behaupten. Die Ausbreitung ihrer Herrschaft an der spanischen Küste und Bündnisse mit den Völkern im Inneren boten reichen Ersatz für das Verlorene. Die neuentdeckten Reichtümer dieses Landes strömten in den Schatz der Sieger, während die kriegerischen Bewohner unter den Fahnen karthagischer Feldherren für die Herrschaft ihrer Unterdrücker und gegen ihre Stammesgenossen kämpften. Im Vertrauen auf diese neuen Hilfsquellen seines Vaterlandes, im Bewußtsein angestammter Geistesgröße und von glühendem Hasse gegen Rom erfüllt, konnte Hannibal den großen Gedanken fassen, Rom in Italien selber zu bekämpfen und von Spanien aus den Krieg ins Herz von Latium zu tragen. Also erhob er das sieggewohnte Banner von den rauchenden Trümmern von Sagunt, um es auf den Zinnen des Kapitolums aufzupflanzen. Alle Hindernisse, die der mühselige Zug durch kaum bekannte Länder und kriegerische Völker, die Wildheit des pyrenäischen Waldgebirges und der Schrecken der mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Alpen, endlich die bunte Mischung des eigenen Heeres ihm entgegenstellten, überwand sein erfinderischer Geist, und nach vier Monden stand das karthagische Heer in den fruchtbaren Gefilden am Po, dort die äußersten Bollwerke der römischen Macht, die neuen Niederlassungen im gallischen Gebiet bedrohend. Umsonst ward jetzt von den Römern alles aufgeboten, dem raschen Vordringen des Feindes ein Ziel zu setzen. Mochten die trutzigen Männer sich mutig in das Gewühl der Schlachten stürzen, mochten sie selber im Tode unbesiegt mit ihren Leibern die Walstatt decken, mochten immer neue Scharen an die Stelle der Erschlagenen treten, die zahllosen Tausende bluteten umsonst in den heißen Schlachten am Tessin, der Trebia, dem trasimenischen See, bei Cannä. Es brach sich der wilde Ungestüm der freiheitsstolzen Männer an

des karthagischen Feldherrn seltener Geistesgröße und seiner überlegenen Kriegskunst. Italien sah staunend seine Überwinder selbst besiegt. Hatten schon vorher die Gallier sich zu den Karthagern hingewendet, so folgte jetzt die Küste von Groß-Griechenland, darauf die Lucaner, die Bruttier, die Samniter, die Apulier; die Atellanen, die Calatiner, die Hirpiner fielen ab; die zweite Stadt Italiens, das stolze Capua ward gewonnen; ein karthagisches Heer erschien vor Rom; die römische Herrschaft in Italien schien zerstört für immer.

Schon acht Jahre wogte der Kampf ohne Entscheidung. Die Karthager wurden heimisch in Italien, die Römer ermatteten im fruchtlosen Widerstand. Wohl konnten sie Vorteile im einzelnen erringen, und manche Stadt, selbst Capua und Syrakus, dem Feinde entreißen, aber Hannibal selber stand in der Feldschlacht unbesiegt, und Führer und Heere, die sich ihm entgegenstellten, büßten nacheinander ihre Keckheit mit blutigem Untergang. Ja, in Hispanien, dessen Besitz in diesem Kampfe entscheidend war, fielen binnen dreißig Tagen zwei der besten römischen Feldherrn an der Spitze ihrer Heere. Die Nachricht von diesem furchtbaren Mißgeschick beugte den Mut selbst kriegserfahrener Männer. Es ward gefühlt, daß bei bisheriger Art zu streiten die Römer langsam sich verbluten müßten, daß jetzt neue Heere aus Spanien die Alpen überschreiten würden, daß kein Feldherr wäre, den unverrückt vom Feinde verfolgten Plan zu vereiteln. Da der Senat selber keinen Führer würdig seiner Wahl erfunden, da das Volk den tüchtigsten bezeichnen sollte, da keiner nur gewagt, sich um diese hohe Ehrenstelle zu bewerben, so schien in der Tat alles Vertrauen, alle Siegeshoffnung in den Gemütern wie erstorben. Es erschien der Wahltag, und das Volk strömte in Haufen zusammen auf dem Marsfeld. Aber eine schwüle Stille herrschte, und bange ruhte der Blick der Bürger auf den Häuptern des Senats, von ihnen Rat und Trost erwartend. Doch auch diese schauten finster und ratlos vor sich hin; es war ein Augenblick, wo schmerzlicher als je die allgemeine Not und Hilflosigkeit empfunden ward. Da trat rasch ein Jüngling auf und rief mit starker Stimme: er bewerbe sich um den Oberbefehl in Spanien. Es war eine edle Gestalt, lang wallte das Haar über seine Schultern, ein dunkles Feuer glühte in dem Auge, und die Hoheit seines Wesens ergriff mit wunderbarer Gewalt das Gemüt der Bürger. Ein freudiges Erstaunen durchlief die Reihen, frohe Hoffnung erfüllte aller Herzen, und einstimmig riefen die Tausende von Bürgern: „Cornelius Scipio soll das Heer in Spanien führen!“ (Franz Dorotheus Gerlach, Historische Studien, 1841.)

DIE SCHLACHT BEI ZAMA.

Im Frühjahr 202 zog Scipio mit dem Hauptteil seiner Armee ins Bagradastal, um Massinissa mit seiner Reiterei an sich zu ziehen, unterwegs zur Strafe alle Orte, auch wenn sie sich ergaben, schonungslos verwüstend. Ob Hannibal das Verhalten der Karthager gebilligt oder gar veranlaßt hat, wissen wir nicht; jetzt blieb ihm keine Wahl mehr, als die Entscheidungsschlacht zu suchen. So rückte er von Hadrumetum aus ins Binnenland vor. Auch

Scipio war zur Schlacht entschlossen und zog ihm entgegen. In der Nähe von Zama — dem westlichen Ort dieses Namens, später als Bestandteil des numidischen Reiches Zama regio genannt — kommen die Heere in Fühlung. Die militärische Lage hatte sich gegen den Beginn des Krieges völlig umgekehrt. Damals legte Hannibal dem Gegner das Gesetz auf, jetzt der Römer. Scipio trug sein Siegesbewußtsein offen zur Schau: die aufgegriffenen Spione Hannibals ließ er nicht hinrichten, sondern zeigte ihnen sein ganzes Lager und sandte sie zurück. Die Wirkung blieb nicht aus: Hannibal bat um eine Unterredung, um vielleicht doch noch ein günstiges Abkommen zu erreichen. Scipio rückte nach der Vereinigung mit Massinissa bis zu einem Hügel vor, der ihm eine günstige Wasserversorgung ermöglichte; Hannibal dagegen, der bis auf fünf Kilometer heranrückte, hatte darin mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dann gewährte Scipio die Unterredung. Aber natürlich konnte sie zu nichts führen: Scipio erklärte, daß das Angebot, Karthago wolle sich auf Afrika beschränken und auf alle überseeischen Besitzungen verzichten, zu spät komme, wo er jetzt siegreich in Afrika stehe; nachdem Karthago den Frieden schmachvoll gebrochen habe, bleibe ihm nur die Wahl, entweder sich bedingungslos zu unterwerfen oder noch einmal das Schlachtenglück zu versuchen.

Am nächsten Tage, etwa im Mai 202, kam es zur Schlacht. Auch taktisch hatten sich die Verhältnisse in ihr Gegenteil verwandelt. Denn die Überlegenheit an Reiterei war jetzt, dank den Numidern, auf römischer Seite; das römische Heer war jetzt gleich der Kerntruppe Hannibals ein Veteranenheer, und durch die inzwischen in Scipios spanischen Kriegen erreichte Entwicklung konnte seine Überlegenheit im Gefecht zu voller Wirkung gelangen. Allerdings war Hannibals Armee, insgesamt etwa gegen 50 000 Mann, an Zahl wesentlich stärker als die Scipios (einschließlich der Reiterei und der numidischen leichten Truppen etwa 30 000). Aber Hannibal wußte, daß er sich nur auf seine Veteranen, etwa 15 000 Mann, verlassen könne, und daß seine Reiterei den Gegnern erliegen müsse. So hat Hannibal seine Taktik völlig geändert; auch er übernahm jetzt die römische Aufstellung in drei Treffen. In das erste stellte er, gedeckt durch 70 Elefanten, die 12 000 teils durch Mago, teils durch Hasdrubal Gisco geworbenen Söldner, ins zweite das etwa ebenso starke, militärisch fast unbrauchbare Aufgebot der Karthager und Libyer, auf die Flügel die Reiterei. Das dritte Treffen dagegen, die Veteranen, hielt er beim Vorrücken in ihrer Stellung am Abhang eines Hügels zurück. Die Absicht war, die Römer durch die Elefanten und die beiden ersten Treffen, deren Niederlage er voraussehen mochte, nach Möglichkeit müde zu machen und dann mit den intakten Kräften der Veteranen den entscheidenden Stoß zu führen. Demgemäß entwickelte sich die Schlacht. Die Elefanten konnten wenig Schaden anrichten, da sie von den ausgeschwärmten Leichtbewaffneten in die breiten Gassen gejagt wurden, die Scipio dafür zwischen seinen Manipeln gebildet hatte; die karthagische Reiterei wurde auf beiden Flügeln von Laelius und Massinissa geworfen. Das erste Treffen, wie die Römer mit Schwertern bewaffnet, wehrte sich tapfer, mußte aber schließlich dem Andrängen der Manipel weichen; das zweite dagegen, die Bürgerwehr, versagte

vollständig. So entstand eine unbeschreibliche Verwirrung, die flüchtigen Söldner, die sich verraten glaubten, hieben auf das Bürgeraufgebot ein, Söldner, Karthager, Römer fochten wild durcheinander. Hannibal ließ seine Veteranen die Speere fallen, um die Flüchtigen abzuwehren und die volle Ordnung zu wahren. Als das Morden zu Ende ging, sammelte Scipio die beiden ersten römischen Treffen auf die Flügel der Triarier, und bis Laelius und Massinissa mit ihren Reitern von der Verfolgung zurückkehrten und den Feinden in den Rücken fielen. So ereilte Hannibal das Schicksal, das er vierzehn Jahre vorher bei Cannä den Römern bereitet hatte. Das karthagische Heer war vernichtet, über 20 000 gefallen, etwa eben so viele gefangen; nur von wenigen Reitern begleitet, rettete sich Hannibal durch Flucht nach Hadrumetum. Daß auch der römische Verlust über 1500 Mann betrug, beweist, wie schwer das Ringen gewesen war; denn in der Regel ist in den Schlachten des Altertums infolge der tiefen Aufstellung und der geringen Ausdehnung der Kämpferfront der Verlust der Sieger nur sehr gering. (Eduard Meyer, in: Meister der Politik, 1923.)

DER BÜRGERKRIEG.

Der alte Zwiespalt, welcher, mit dem Ständekampf um Gleichberechtigung beginnend, im Verlauf der Jahrhunderte so manche Formen angenommen und sich durch Hineinziehen der sozialen Fragen und Beteiligung des militärischen Elements unter gelegentlichem Rollenwechsel in blutigen Fehden innerhalb wie außerhalb der Stadt und des Bürgerkreises fortgeschleppt hatte, wurde nun zu einem Zweikampf, welcher Rom ärgeren Graueln preisgab als es je erlebt hatte. Die beiden Männer, in denen die Parteien, die eine so revolutionär wie die andere, sich verkörperten, waren Cajus Marius und Lucius Cornelius Sulla. Der eine war eines Tagelöhners Sohn aus einem Dorfe bei Arpinium, roh und ungebildet, aber ein tüchtiger Kriegermann und als solcher emporgekommen, bis er im Jahre 647 selbst zum Konsulat gelangte, ungeachtet des Widerstandes der Optimaten, welche diese Würde unter den Ihrigen von Hand zu Hand gehen ließen. Der andere war der Sprößling eines der vornehmsten patrizischen Geschlechter, geistvoll und unterrichtet, ein raffinierter Lebemann, aber vor keiner Mühe zurückschreckend, freigebig und beredt, im Felde glücklich, obgleich er das Kriegswesen verhältnismäßig spät erlernt hatte. Sie waren Nebenbuhler schon von dem jugurthinischen, von dem kimbrischen, mehr noch von dem Bundesgenossen-Kriege her, in welchem Sulla mehr denn irgendeiner geleistet hatte, jener ein Siebzjähriger, dieser noch im kräftigsten Mannesalter; zwei in allem außer in der Tapferkeit voneinander grundverschiedene Naturen. Noch währte der italische Krieg, als König Mithridates von Pontus, wenn nicht seiner Gesinnung nach doch durch seine außerordentliche Energie und Tätigkeit das Widerspiel der meisten asiatischen Herrscher, gereizt durch jene Politik, in welcher Rom die schlimmen Eigenschaften der Asiaten gegen sie selber zu überbieten gewohnt war, Kleinasien überzog, wobei alle dort anwesenden Römer und Italiker als Opfer des Volkshasses fielen, nach Griechenland übersetzte, es fast ganz er-

oberte, Italien bedrohte. Sulla, in jenem Jahre (666) Konsul, wurde mit dem Oberbefehl gegen Mithridates betraut. Bevor er diesen Krieg begann, wollte er den italischen Aufstand beenden, der sich nur noch auf Samnium beschränkte und nicht mehr von langer Dauer sein konnte. Als er aber nach mehreren Erfolgen wider die zu Paaren getriebenen Bundesgenossen gegen Nola im Lager stand, brachte sein alter Gegner, zugleich der Gegner der Optimatenpartei, welche in Sulla einen ihrer vornehmsten Repräsentanten sah, es dahin, daß ihm selber durch einen Volksbeschluß an des letzteren Stelle die Kriegführung gegen den König von Pontus übertragen wurde, in gleichem Maße ein Unrecht wie eine persönliche Beleidigung. Gleichzeitig zielten verschiedene, ebenso wie die eben genannte, durch den Volkstribunen P. Sulpicius Rufus beantragte Maßregeln dahin, die Verfassung durch Zulassung der Neubürger und Freigelassenen zum Stimmrecht in allen fünfunddreißig Tribus völlig zu demokratisieren, und den Schwerpunkt von den alten Vollbürgern hinweg in die Masse der Neuaufgenommenen zu verlegen.

Die Adelspartei war nicht gesonnen, ihre Stellung gutwillig aufzugeben. Ihre Gegner, die über eine starke und entschlossene Schar von Bewaffneten verfügten, scheuten nicht, es zum offenen Kampfe kommen zu lassen. Wie es unmittelbar nach dem großen Siege über die Kimbern auf den raudischen Feldern in Rom stand, ist berichtet worden. Unter Marius' sechstem Konsulat im Jahre 654 war schon Anarchie eingerissen. Die folgenden Jahre hatten ungeachtet der Kriege in und außer Italien in den Gesinnungen der Parteien und ihrer Stellungen zueinander nichts gebessert, sodaß die Krisis, wie sie jetzt eingetroffen, unvermeidlich gewesen war. Die Stadt war in wildem Tumult, man focht auf dem Forum mit Steinen und Prügeln, als Sulpicius, durch die Dolche seiner Anhänger gegen die Opposition der alten Bürgerschaft geschützt, seine Maßregeln durchsetzte. Die beiden Konsuln Sulla und Quintus Pompejus Rufus sahen, daß sie in der Stadt der Macht der Gegenpartei nicht gewachsen waren, und eilten ins Lager, sich auf ihre Truppen zu stützen. Pompejus hatte seinen Sohn, Sullas Eidam, vom Pöbel morden gesehen, und Sulla selbst hatte in seines Gegners Marius Wohnung, nahe am Forum, Schutz gesucht. Das Heer war leicht gewonnen. Bald vernahm man in der Stadt, Sulla näherte sich mit sechs Legionen. Dies hatten die Gegner nicht erwartet. Unterhandlungen halfen nicht: Sulla erklärte, er werde dem Senat gehorsamen, wenn man ihm freie Verhandlung im Marsfelde sichere, aber er setzte seinen Marsch fort. Marius und Sulpicius bewaffneten das niedere Volk, während die Masse des Ritterstandes zu ihnen hielt. Schon hatte das Heer den fünften Meilenstein erreicht, als der Senat, durch die Partei des Marius terrorisiert, noch unterhandeln zu können glaubte. Sulla aber eilte, sich der Hochebene zu versichern, wo der Wall des Servius Rom schützt. Der Vortrab drang durch die Porta Collina in die Stadt ein, welche nie ein Bürgerheer betreten hatte: im Inneren flogen Ziegel und Steine von den Dächern auf die Truppen herab und hemmten ihren Marsch. Pompejus rückte mit einer der Legionen nach, eine zweite versicherte sich der Porta Caelimontana, eine dritte umging den Aventin und besetzte die sublicische Brücke. Die vierte Legion blieb auf dem esquilinischen Felde außerhalb der Mauer stehen, während Sulla an der Spitze

der beiden übrigen in Rom einzog. Als er auf Widerstand stieß, ergriff er eine Fackel und drohte Feuer anzulegen: da ließ man ihn ziehen. Am esquilinischen Forum, wo heute St. Maria Maggiore liegt, stießen die Angreifenden auf die von Marius gesammelten Truppen. Schon waren sie im Weichen, als Sulla, einen Adler in der Hand, sie nochmals vorwärts führte, während von der Subura her seine in die Stadt eingerückte Reserve die Flanke der beim Tempel der Tellus standhaltenden Gegner bedrohte. Da zog Marius sich gegen das Kapitol zurück: ein Aufruf an die Sklaven mit der Verheißung der Freiheit für alle, die sich ihm anschließen würden, zeigte nur, daß seine Sache verloren war. Die Flucht rettete ihn und die übrigen Führer. Zwischen Esquilin und Caelius herabsteigend, zog Sulla die Via sacra entlang nach dem Forum. Eine strenge Proklamation verhinderte Plünderung; die Legionen lagerten abends auf dem Forum oder in dessen Nähe; die beiden Konsuln machten in der Nacht die Runde. Am folgenden Morgen wurden die Tribus versammelt, denen Sulla die Beweggründe seines Handelns erklärte; dann begaben sich die Konsuln in das Senatshaus. Ein Senatsbeschluß ächtete Cajus Marius, Sulpicius, zehn andere: der Pontifex Q. Mucius Scävola war der einzige, der für den greisen Besieger der Kimbrer aufstand. Alle waren auf der Flucht. Sulpicius wurde auf seiner Villa bei Laurentum ermordet, sein Haupt auf der Rednerbühne des Forum aufgesteckt. Cajus Marius, durch die Porta Trigemina nach Ostia entflohen, entkam nur nach einer Reihe von Gefahren, die ebenso berühmt geworden sind wie seine Schlachten. In Ostia und am Vorgebirge der Circe entging er mit Not den Verfolgern. Am Ufer des Liris, nicht weit von dessen Mündung, wo die gewaltigen Trümmer einer Wasserleitung auf die Lage Minturnaes deuten, sieht man das versumpfte Ufer, aus dessen Schilf und Schlamm der Flüchtling hervorgezogen ward, nur durch einen kimbrischen Sklaven, dem der Greis Schrecken einflößte, und durch die Scham der Magistrate der Stadt vom sicheren Tode gerettet, bis er in Afrika eine Zuflucht fand. (Alfred von Reumont, Geschichte der Stadt Rom, 1867.)

DER KRIEG GEGEN DIE HELVETIER.

Als Cäsar vernahm, daß die Helvetier, denen Rom nur durch Cassius' Niederlage und abgedachte Beleidigung bekannt war, oben an der Provinz herziehen, um sich nordwestwärts niederzulassen, hielt er für gut, ihre Unternehmungen mit genugsamer Macht zu beobachten, übergab das Heer bei Gent seinem Leutnant Labienus, eilte nach Italien, hob zwei Legionen, führte drei aus den Winterlagern, war schnell wieder in Piemont, vertrieb durch Gewalt und Schrecken die Centronen, Garocelen und Caturiger aus den Pässen ihrer Alpen, durchzog mit mehr als dreißigtausend Mann Vokontien und Allobrogien, ging im Segusianischen über den Fluß Rhodan, und erschien im Rücken des helvetischen Heeres. Da kamen die Gesandten der Häduer von Bibracte und Ambarren und von Landgütern viele Allobrogen mit Klage, weil die Helvetier (durch Not gedrungen) Lebensmittel wegnahmen, Städte eroberten und Kinder in Geiselschaft mit sich führten; dieses taten sie, wo die Vorsteher den Paß versagten, vieles aus Mangel an genugsamer Manneszucht. Die Häduer wohnten

von dem Dubs bis an die Saone und in dem südlichen Teile des Herzogtums Burgund, alte Freunde der Stadt Rom, weil im Westen die mächtigen Averner und gegen Morgen die Sequaner ihre Feinde gewesen. Cäsar freute sich, auf die Einladung gallischer Völkerschaften zu tun, was zu unternehmen er selbst sehr wünschte. Also überfiel und schlug er durch Labienus, den er von Genf an sich gezogen, um die dritte Nachtwache die Tiguriner, welche noch jenseits des Flusses geblieben. Den folgenden Tag führte er die Legionen über den Fluß.

Des Verlustes erschrakten die Helvetier nicht, aber sie bewunderten, wie Cäsar an einem Tag über den Fluß gekommen. Hierauf sandten sie Diviko, den grauen Überwinder des Cassius, zu ihm. Diviko sprach: „Die Helvetier lassen dem Cäsar sagen, wenn sein Volk Friede halte, so wollen sie den Zug in diejenigen Länder nehmen, welche Cäsar selbst ihnen anweisen werde; er soll sie nicht bekriegen, ohne zu bedenken, was sich vor Zeiten zugetragen; seinen Vorteil über die Tiguriner soll er weder sich zu großem Ruhm noch ihnen zur Unehre rechnen; die Helvetier messen ihre Kräfte in offenbarem redlichem Kampf; Cäsar soll nicht machen, daß diese Gegend durch sein Unglück berühmt werde.“ Cäsar antwortete: „Auch er komme, wenn er betrachte, was die Helvetier den Freunden der Stadt Rom in Gallien tun; erinnere sich der vorigen Zeiten, als die Römer mitten im Frieden ohne einige Ursache von den Helvetiern überfallen und hierdurch leicht beschimpft worden; er halte den bisherigen Flor ihrer Waffen für ein Glück, welches die Götter ihnen gestattet, auf daß das nahe Unglück desto empfindlicher sei; doch wolle er ihnen Frieden geben, wenn sie den Häduern und Allobrogen Ersatz leisten, ihm aber Geisel ihrer Treue senden.“ Diviko erwiderte: „Die Helvetier geben keine Geiseln; sie haben von ihren Vätern gelernt Geiseln empfangen; die Römer könnten es wissen.“

Er ging hinweg. Das helvetische Lager brach auf. Cäsar folgte seinem Zug mit mehr als vierzigtausend Mann. Seine Reiterei, viertausend Mann stark, wurde von fünfhundert helvetischen Reitern in die Flucht geschlagen; den Anfang der Flucht machte Dumnorix, Führer des Zuzugs der Häduer. Dieser Mann verhinderte alle Anstalten, welche die Vorsteher seines Volkes für das Heer Cäsars machten; er haßte und fürchtete den Fortgang der römischen Herrschaft. Mächtig war er in Gallien durch Verwandtschaften, Reichtum, die wohlberittene Menge seiner Anhänger, und besonders durch die Zuneigung seines Volkes, für welches er sein Vermögen nie sparte: er wollte die Gallier frei erhalten oder selbst beherrschen. Cäsar konnte seine Denkungsart nach seiner eigenen beurteilen; also bediente er sich des Hasses und des Mißtrauens der Häduischen Regierung wider diesen Mann, um ihn unschädlich zu machen.

Vierzehn Tage lang zogen die Helvetier in schwerem langsamem Zug vor den Römern her; sie sprengten mehr als einmal in das Lager ihrer Feinde. Als Cäsar wegen Verproviantierung von ihnen ab, rechts nach der Stadt Bibracte zog, wandten sie sich gegen ihn, ihn zu verfolgen oder ihm vorzukommen. Da sammelte Cäsar das Fußvolk auf einen Hügel und ordnete die Schlacht; indessen wurden die Feinde durch die Reiterei beschäftigt. Es wählte Cäsar

den Standort an der Mitte eines Hügels; in das erste Treffen stellte er vier alte Legionen, höher in zwei Treffen zwei neugeworbene Legionen und alle Hilfsvölker. In dieser Schlacht verließ er sich weder auf die Tapferkeit noch auf die Treue der Gallier, sondern stellte die geübteste römische Kriegskunst den Helvetiern entgegen. Sie, nachdem sie den Troß in eine Wagenburg verschlossen, machten eine sehr enge und feste Schlachtordnung von großer Tiefe, warfen sich mächtig auf den Feind, schlugen die Reiter und waren an dem Heerhaufen. Als Cäsar dieses sah, erinnerte er mit kurzen Worten an Rom, an Pflicht, Ruhm und Rache, sprang vom Pferde, gebot allen das gleiche, rief aus: „Die Pferde zum Nachjagen!“ Und gab das Zeichen der Schlacht. Erstlich warfen die Römer ihre Spieße: diese Waffe, sieben Schuh lang, fuhr mit großer Gewalt von der Höhe in des Feindes enge Linien durch mehr als einen Schild, an diesen brach der hölzerne Hake unweit seiner scharfen Spitze, wodurch das gekrümmte Eisen sich an den Schild festklammerte, sodaß der schwere Spieß herunterhing. Marius hatte dies in der kimbrischen Schlacht eingeführt. Als viele Helvetier fielen, viele sich vergeblich bemühten, den Spieß vom Schilde loszumachen, andere Schild und Spieß von sich warfen, fiel das Treffen Cäsars, ehe die Linien ersetzt waren, die Schwerter in der Hand, in die gebrochene Ordnung herab. Die Helvetier konnten weder ihn überflügeln, da er den Hügel gänzlich besetzt, noch sein erstes Treffen umgehen, da die andern von oben alles beobachten und herabstürzen konnten: daher suchten sie eine vorteilhaftere Stellung, dem Feind aber die seine zu nehmen. Sie zogen sich zurück an einen Berg, von dieser Walstatt tausend Schritte. Cäsar folgte mit aller Macht. Die Tulinger und Bojen, welche, fünfzehntausend Mann stark, den helvetischen Zug bedeckten, fielen ihm in die entblößte Seite, auch wurde er vom Berge herab durch die Helvetier angefallen. Dem wutvollen Stoß dieser Menge, welche kein Vaterland hatte, als diese Walstatt, auf der sie vor den Augen der Ihrigen für alles, was Menschen lieb ist, und für den alten Ruhm des Namens der Helvetier mit äußerstem Heldenmut stritt, einem solchen Feind stellte Cäsar die beiden vorderen Treffen entgegen; dem hintersten gebot er, durch eine schnelle Wendung wider die Bojer Front zu machen. Lang und hart war der Kampf: die Helvetier in dieser äußersten Gefahr blieben ihrer Voreltern würdig; den ganzen Tag hat kein Römer von einem aus ihnen den Rücken gesehen. Auf der anderen Seite stritt Julius Cäsar mit jenem Gemüt, welchem die Eroberung des römischen Reiches nicht zu groß war, und mit jenem Blick der ihn in keiner Not über den Entschluß ungewiß ließ, als an dem ersten Tag, der ihn den großen Feldherrn an die Seite setzen sollte. Seine beiden Treffen waren ineinander gerückt; auch sonst hatte seit Marius durch die Verwandlung der Centurien in Kohorten die Legion eine nachdrücklichere Ordonnanz: die Soldaten wurden durch den Widerstand, am allermeisten durch das Beispiel ihres Cäsars und durch ihre Liebe zu ihm begeistert. Spät am Abend wichen die Helvetier nach großem Verlust in guter Ordnung teils auf den Berg, teils, zum Schutz der Ihrigen, in die Wagenburg.

Cäsar wollte den Sieg nicht unvollendet lassen, sondern führte einen Teil seines Heeres wider die Wagenburg, er erwartete, daß nach Gefangennehmung

der Weiber und Kinder das helvetische Heer sich ergeben würde, und wegen der verwirrenden Menge schien der Feind hier schwach. Das helvetische Volk ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, würdig der Väter und Gatten, welche auf dem Schlachtfelde umgekommen, stritt bis mitten in die Nacht von der Wagenburg herab, und schoß durch dieselbe hinaus; die meisten sind hier geblieben, denn als nach langem Kampf die römische Macht hereinbrach, verdroß die meisten Greise, Weiber und Kinder, den letzten Tag der Freiheit und ihres Ruhms zu überleben. Ein Sohn des Orgetorix und seine Schwester wurden gefangen. Viele tausend Mütter und unmündige Kinder, welchen das Unglück übermenschliche Kraft gab, eilten auf den Berg zu dem Heer. Da denn alle mit großem Wehklagen aufgebrochen und die ganze Nacht hindurch und vier Tage und Nächte in größter Angst und Bestürzung durch viele gallische Landschaften bis zu den Lingonen gezogen. Die Römer heilten die Verwundeten und begruben die Toten; am dritten Tage brach Cäsar auf; den Lingonen ließ er sagen, wenn sie die Helvetier aufnähmen, so sei er ihr Feind. Die Helvetier, welche ein einziger Tag um die Blüte ihrer Krieger, um all ihr Gut, ihre Weiber und Kinder und um alles Ansehen gebracht, und welche nach einem langen Zug in Betrübniß, Angst und Furcht ohne Brot waren, schickten ihre Vornehmsten an den Überwinder. Er begegnete ihnen an der Spitze seines Heers; die Gesandten fielen zur Erde und baten weinend um Friede und Mitleiden. Cäsar sprach, die Helvetier sollen seine Ankunft erwarten. Als er zu ihnen kam, befahl er, die entlaufenen Knechte, ihre Geiseln und alle Waffen zu liefern. Sie erschrakten sehr; was ist ein Volk ohne Waffen! Bei anbrechender Nacht entflohen sechstausend Menschen aus dem Gau der Verbigenen nach dem Rheinstrom hin, die gallischen Völker brachten sie zurück; Cäsar drohte: hierauf wurden die Verbigenen niedergemacht; er konnte nicht leiden, daß er betrogen würde. Da erfüllten alle Helvetier, Tulinger und Lato-brigen, hundertundzehntausend an Zahl, seine Forderungen; in großer Besorgnis, die entwaffnete Menge werde umringt und ausgerottet werden. In dieser Furcht erschienen sie vor dem Überwinder.

Da sprach Cäsar: „Sie sollen ruhig nach ihrem Vaterlande ziehen und ihre Städte und Flecken wieder aufbauen; er wolle den Allobrogen befehlen, sie mit Lebensmitteln zu versehen; sie sollen sich vor niemand fürchten, das römische Volk mache die Helvetier zu Bundesgenossen und wolle sie beschirmen; keiner soll römischer Bürger werden, sondern die Obrigkeiten sollen das Land nach ihren Gesetzen wohl regieren“. Sie zogen heim. Die Pässe durch Genf und in den Jura verwahrte Cäsar durch die julische Ritterkolonie, welche er zu Noriodunum an dem Lemanischen See stiftete. Gegen Deutschland schirmte die Helvetier der Name Roms; sie bewahrten für Italien den Zugang der Alpen. Cäsars Güte, als er noch nicht Herr der Welt, war die löblichste Klugheit, nachmals die schönste Eigenschaft seiner großen Seele. (Johannes von Müller, Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft, 1786/1808.)

SPRACHE UND REDE.

CHARAKTER DER GRIECHISCHEN SPRACHE.

Unter einem so gemäßigten und zwischen Wärme und Kälte gleichsam abgewogenen Himmel spürt die Kreatur einen gleich ausgeteilten Einfluß desselben. Alle Früchte erhalten ihre völlige Reife, und selbst die wilden Arten derselben gehen in eine bessere Natur hinüber, so wie bei Tieren, welche besser gedeihen und öfter werfen. Ein solcher Himmel, sagt Hippokrates, bildet unter Menschen die schönsten und wohlgebildetsten Geschöpfe und Gewächse und eine Übereinstimmung der Neigungen mit der Gestalt. Das Land der schönen Menschen, Georgien, beweise dieses, welches ein reiner und heiterer Himmel mit Fruchtbarkeit erfüllt. Das Wasser allein soll soviel Anteil haben an unserer Gestalt, daß die Indianer sagen, es könne keine Schönheit geben in Ländern, wo kein gut Wasser sei, und das Orakel selbst gibt dem Wasser der Arethuse die Wirkung, schöne Menschen zu machen.

Mich deucht, man könne auch aus der Sprache der Griechen auf die Beschaffenheit ihrer Körper urteilen. Die Natur bildet bei jedem Volke die Werkzeuge der Sprache nach dem Einflusse des Himmels in ihren Ländern, also daß es Geschlechter gibt, welche wie die Troglodyten mehr pfeifen als reden, und andere, die ohne Bewegung der Lippen reden können. Die Phasianer in Griechenland hatten, wie man es von den Engländern sagt, einen heiseren Laut.

Unter einem rauhen Himmel werden harte Töne formiert, und die Teile des Körpers, welche hierzu dienen, haben nicht die feinsten sein dürfen. Der Vorzug der griechischen vor allen bekannten Sprachen ist unstreitig; ich rede hier nicht von dem Reichtume, sondern von dem Wohlklange derselben. Alle nordischen Sprachen sind mit Konsonanten überladen, welches ihnen oftmals ein unfreundliches Wesen gibt. In der griechischen Sprache hingegen sind die Vokale mit jenen dergestalt abgewechselt, daß ein jeder Konsonant seinen Vokal hat, der ihn begleitet, zwei Vokale aber stehen nicht leicht bei einem Konsonant, daß nicht sogleich durch die Zusammenziehung zwei in einen sollten gezogen werden. Das Sanfte der Sprache leidet nicht, daß sich eine Silbe mit den drei rauhen Buchstaben $\theta \varphi \kappa$ endige, und die Verwechslung der Buchstaben, die mit einerlei Werkzeug der Rede gebildet werden, hätte füglich statt, wenn dadurch der Härte des Lautes konnte abgeholfen werden. Einige uns scheinbar harte Worte können keinen Einwurf machen, da wir die wahre Aussprache der griechischen so wenig als der römischen Sprache wissen. Dieses alles gab der Sprache einen sanften Fluß, machte den Klang der Worte mannigfaltig und erleichterte zu gleicher Zeit die unnachahmliche Zusammensetzung derselben. Ich will nicht anführen, daß allen Silben auch im gemeinen Reden ihre wahre Abmessung konnte gegeben werden, woran sich in den abendländischen Sprachen nicht gedenken läßt. Sollte man nicht aus dem Wohlklange der griechischen Sprache auf die Werkzeuge der Sprache selbst schließen können? Man hat daher einiges

Recht zu glauben, Homer verstehe unter der Sprache der Götter die griechische und unter der Sprache der Menschen die phrygische.

Der Überfluß der Vokale war vornehmlich dasjenige, was die Sprache vor anderen geschickt machte, durch den Klang und durch die Folge der Worte aufeinander die Gestalt und das Wesen der Sache selbst auszudrücken. Zwei Verse im Homer machen den Druck, die Geschwindigkeit, die verminderte Kraft im Eindringen, die Langsamkeit im Durchfahren und den gehemmten Fortgang des Pfeils, welchen Pandarus auf den Menelaus abschoß, sinnlicher durch den Klang als durch die Worte selbst. Man glaubt den Pfeil wahrhaftig abgedrückt, durch die Luft fahren und in den Schild des Menelaus eindringen zu sehen.

Die Beschreibung des von Achilles gestellten Haufens seiner Myrmidoner, wo Schild an Schild und Helm an Helm und Mann an Mann schloß, ist von dieser Art, und die Nachahmung derselben ist allezeit unvollkommen geraten. Ein einziger Vers enthält diese Beschreibung; man muß ihn aber lesen, um die Schönheiten zu fühlen. Der Begriff von der Sprache würde bei dem allen unrichtig sein, wenn man sich dieselbe als einen Bach, der ohne alles Geräusch (eine Vergleichung über des Plato Schreibart) vorstellen wollte; sie wurde ein gewaltiger Strom und konnte sich erheben wie die Winde, die des Ulysses Segel zerrissen. Nach dem Klange der Worte, die nur einen drei- oder vierfachen Riß beschrieben, scheint das Segel in tausend Stücke zu platzen. Aber außer einem so wesentlichen Ausdrücke fand man dergleichen Worte hart und unangenehm.

Eine solche Sprache erforderte also feine und schnelle Werkzeuge, für welche die Sprachen anderer Völker, ja, die römische selbst, nicht gemacht schien; so daß sich ein griechischer Kirchenvater beschwert, daß die römischen Gesetze in einer Sprache, die schrecklich klinge, geschrieben wären.

Wenn die Natur bei dem ganzen Baue des Körpers, wie bei den Werkzeugen der Sprache verfährt, so waren die Griechen aus einem feinen Stoffe gebildet; Nerven und Muskeln waren aufs empfindlichste elastisch und beförderten die biegsamsten Bewegungen des Körpers. In allen ihren Handlungen äußerte sich folglich eine gewisse gelenksame und geschmeidige Gefälligkeit, welche ein munteres und freudiges Wesen begleitete. Man muß sich Körper vorstellen, die das wahre Gleichgewicht zwischen den mageren und den fleischigen gehalten haben. Die Abweichung auf beiden Seiten war den Griechen lächerlich, und ihre Dichter machen sich lustig über einen Cinesias, einen Philetas und über einen Agoracritus.

Dieser Begriff von der Natur der Griechen könnte dieselben vielleicht als Weichlinge vorstellen, die durch den zeitigen und erlaubten Genuß der Wollüste noch mehr entkräftet worden sind. Ich kann mich hierauf durch des Perikles Verteidigung der Athener gegen Sparta in Absicht ihrer Sitten einigermaßen erklären, wenn mir erlaubt ist, dieselbe auf die Nation überhaupt zu deuten. Denn die Verfassung in Sparta war fast in allen Stücken von der der übrigen Griechen verschieden. „Die Spartaner“, sagt Perikles, „suchen von ihrer Jugend an durch gewaltsame Übungen eine männliche Stärke zu erlangen; wir aber leben in einer gewissen Nachlässigkeit, und wir wagen uns nichtsdestoweniger in ebenso große Gefährlichkeiten, und da wir mehr mit

Muße als mit langer Überdenkung der Unternehmungen, und nicht sowohl nach Gesetzen, als durch eine großmütige Freiwilligkeit der Gefahr entgegengehen, so ängstigen wir uns nicht über Dinge, die uns bevorstehen, und wenn sie wirklich über uns kommen, so sind wir nicht weniger kühl, sie zu ertragen, als diejenigen, welche sich durch eine anhaltende Übung dazu anschicken. Wir lieben die Zierlichkeit ohne Übermaß und die Weisheit ohne Weichlichkeit. Unser Vorzügliches ist, daß wir zu großen Unternehmungen gemacht sind.“ (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, 1764.)

DIE SPRACHE DER GRIECHEN.

Wenn wir den Bemühungen des Naturforschers Beifall schenken, wenn er den kleinsten Erzeugnissen der Natur mit mikroskopischem Fleiße nachspürt, oder dem Zergliederer, wenn er das Gewebe des menschlichen Körpers entwirrt: wie sollten wir den Grammatiker geringachten, wenn er das edelste Werk der Vernunft, wenn er die heiligste Gabe und das schönste Band der Menschheit, wenn er die Sprache in ihren kleinsten Bestandteilen mit unverdrossener Liebe zu erforschen strebt? Ist aber dieses Bestreben an sich lobenswert, so ist es vorzüglich belohnend und fruchtbar, wenn es auf eine Sprache gerichtet ist, die, aus welchem Samen sie auch immer zuerst aufgegangen sein mag, nachdem sie in Hellas Boden Wurzel geschlagen, sich durch eigene Kraft und selbständig zu einem bewundernswürdigen Gewächse gebildet hat: die wir eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, unter den mannigfaltigsten Umständen, immer frei von fremden Einflüssen den Bestrebungen der ersten Geister in den schönsten Werken der Kunst und Wissenschaft dienen sehen: die endlich in Rücksicht auf Reichtum, Fülle, Mannigfaltigkeit, Bestimmtheit, Geschmeidigkeit und Zartheit alle andern Sprachen des Altertums und die ausgebildetsten der neuen Zeit in weiter Entfernung hinter sich läßt. Wie wir das Wachstum zarter Pflanzen und ihre allmähliche Veredlung mit Bewunderung und Liebe verfolgen und aus jeder veränderten Erscheinung neue Freude gewinnen, so verfolgt auch der Sprachforscher mit nicht minder gerechter Liebe den zarten Sproß der hellenischen Sprache, wie er sich zuerst unter dem weichen Himmel Joniens mit frischer Jugendfülle entfaltet, dann, auf die Inseln des Archipelagus und an die Küsten des südlichen Italiens und nach Sizilien verpflanzt, die vollen duftreichen Blüten der Lyrik treibt, dann wieder in Attika tiefe Wurzeln schlägt und in höchster Vollendung, zart und kräftig, sich jedem Gebrauche der Kunst und Wissenschaft fügt, und wie sie zuletzt, von der Hand des Despotismus berührt, auch im Absterben noch an die schönen Tage ihrer Jugend erinnert. (Friedr. Jacobs, Rede, 7. Dez. 1807.)

DER PLATONISCHE DIALOG.

Ziemlich geringfügig nämlich die Sache behandelnd, klagt Platon, wie ungewiß es immer bleibe bei der schriftlichen Mitteilung der Ideen, ob auch die Seele des Lesers sie selbsttätig nachgebildet und sich also in Wahrheit angeeignet habe, oder ob ihr nur mit dem scheinbaren Verständnis der Worte und

Buchstaben eine leere Einbildung gekommen sei, als wisse sie, was sie doch nicht weiß. Darum sei es Torheit, viel hierauf zu bauen, und rechter Verlaß sei nur auf den mündlichen lebendigen Unterricht. Das Schreiben aber müsse gewagt werden aufs Ungewisse und mehr um deswillen, was es für den Schreibenden und die schon mit ihm Wissenden sei, als um deswillen, was es werden könne für die noch nicht Wissenden. Wer nun überlegen will, welches denn jener so hoch herausgehobene Vorzug des mündlichen Unterrichts sei und worauf er beruhe, der wird keinen andern finden als diesen, daß hier der Lehrende in einer gegenwärtigen und lebendigen Wechselwirkung stehe mit dem Lernenden, und jeden Augenblick wissen könne, was dieser begriffen, und so der Tätigkeit seines Verstandes nachhelfen, wo es fehlt; daß aber dieser Vorteil wirklich erreicht werde, beruht, wie jeder einsieht, auf der Form des Gesprächs, welche ein lebendiger Unterricht notwendig haben muß. Darauf auch bezieht sich, was Platon sagt, daß der gesprochenen Rede ihr Vater immer helfen könne und sie verteidigen, nämlich nicht nur gegen die Einwürfe des Andersmeinenden, sondern auch gegen die Hartsinnigkeit des noch nicht Wissenden, die geschriebene aber habe keine Antwort auf irgendeine weitere Frage. Woraus beiläufig schon erhellt, wie sehr derjenige jedes Recht verwirkt habe, auch nur ein Wort über den Platon zu reden, der den Gedanken fassen kann, dieser könne sich wohl bei seinem inneren mündlichen Unterricht der sophistischen Methode bedient haben in langen Vorträgen, welche doch ihm, seiner eigenen Aussage nach, von jenem Vorzuge sich am meisten zu entfernen scheint. Sondern auf alle Weise, nicht nur zufällig oder durch Angewöhnung und Überlieferung, sondern notwendig und seiner Natur nach ist seine Methode eine sokratische gewesen, und zwar, was die ununterbrochen fortschreitende Wechselwirkung und das tiefere Eindringen in die Seele des Hörenden betrifft, gewiß der des Meisters so weit vorzuziehen, als der Schüler es ihm zuvortat in der bildenden Dialektik sowohl als im Reichtum und Umfang der eigenen Anschauung. Da nun ungeachtet dieser Klagen Platon von der ersten Männlichkeit an bis in das späteste Alter so vieles geschrieben hat: so ist offenbar, er muß gesucht haben, auch die schriftliche Belehrung jener besseren so ähnlich zu machen als möglich, und es muß ihm damit auch gelungen sein. Denn wenn wir auch nur an jene unmittelbare Absicht denken, daß die Schrift für ihn und die Seinigen eine Erinnerung sein solle an die ihnen schon geläufigen Ideen, so betrachtet Platon alles Denken so sehr als Selbsttätigkeit, daß bei ihm eine Erinnerung an das Erworbene von dieser Art auch notwendig eine sein muß an die erste und ursprüngliche Art des Erwerbtes. Daher schon um deswillen die dialogische Form, als notwendig zur Nachahmung jenes ursprünglichen gegenseitigen Mitteilens, auch seinen Schriften ebenso unentbehrlich und natürlich ist als seinem mündlichen Unterrichte. (Friedr. Schleiermacher, Einleitung zur Platon-Übersetzung, 1804.)

GRIECHISCHE NAMEN.

Die freundliche Humanität der Griechen zeigt sich schon in der Bedeutung ihrer eigenen Namen. Es sind sehr wenige, die etwas ganz Schlechtes bezeichnen, und selten einer, der gar nichts sagte, und dessen Bedeutung ging

gewiß verloren. Xenophon, der Fremdsprechende; Agesilaus, der Volksführer; Perikles, der Weltberühmte; Aspasia, die Freundliche; Philippus, der Pferdefreund; Sokrates, der Festherrschende; Diogenes, der Gottgeborene; Hippokrates, der Pferdebandiger; Terpander, der Menschenerquicker; Aristides, des Besten Sohn; Themistokles, der durchs Recht Berühmte; Demosthenes, die Volkskraft; Pausanias, der Schmerzenstiller; Alkibiades, der Gewaltherrscher; Alexander, der Menschenretter, und so die meisten übrigen. Keine andere Sprache hat hierin so viel Bedeutsamkeit. (Joh. Gottfr. Seume, Apokryphen, 1806/7.)

LEBENDIGE REDE.

Bei einem Stamme, der sich zur schönsten geistigen Individualität erhoben hatte, in der Blütezeit des hellenischen Altertums, offenbarte sich am kräftigsten der Unterschied zwischen Wort und Schrift. Nicht die Schwierigkeit des Ideenverkehrs allein, nicht die Entbehrung einer deutschen Kunst, geboten damals den Freunden der Philosophie und Naturkunde, Hellas oder die dorischen und jonischen Kolonien in Großgriechenland und Kleinasien zu durchwandern. Das alte Geschlecht kannte den Wert des lebendigen Wortes, den begeisternden Einfluß, welchen durch ihre Nähe hohe Meisterschaft ausübt, und die aufhellende Macht des Gesprächs, wenn es unvorbereitet, frei und schonend zugleich das Gewebe wissenschaftlicher Meinungen und Zweifel durchläuft. (A. v. Humboldt, Rede, 1828.)

SPRECHEN UND SINGEN.

Lange Zeit war bei den Alten Singen und Sprechen (*αὐδᾶν ἀείδειν*, und das nachgebildete Wort *canere*) einerlei. Orakel sangen, und die Stimmen, die der Gott sang, hießen Aussprüche (*φάρα*); die Gesetze sangen und hießen Lieder (*νομοί*); die Weissager, die Dichter sangen, und was sie sangen, hießen Reden (*ἔπεα*); Homers Helden sprechen lauter geflügelte Worte (*ἔπεα πτεροεντα*), und seine Volksältesten sind „Heuschrecken gleich, die auf den Bäumen im Walde sitzen und angenehmen Laut geben“. Man sprach im gemeinen Leben (und ein anderes gab es noch nicht) die Worte in höherem Ton, daß man nicht bloß lange und kurze Akzente, sondern auch hohe und niedere Silben deutlicher hören ließ. Der Rhythmus der Sprache war heller und in solchen rhythmischen Falltönen fiel natürlich die Sprache auseinander; in Verbindungen ungefesselt bekam sie einförmige Kadenzen. (Joh. Gottfr. Herder, Fragmente zur deutschen Literatur, 1768.)

DER HEXAMETER HOMERS.

Homers Hexameter schreitet ein- und vielförmig dahin, ohne alle Teilnehmung, als die ihm der Inhalt auflegt. An diesem gleichgehaltenen Hexameter haftet gleichsam die ganze Kunst Homers; in ihm trägt er alle Leidenschaften vor, in ihm schildert er alle Gegenstände und Situationen am Himmel, auf Erden und im Orkus; mit ihm misset er Götter, Helden und Menschen gleichförmig. Aus dem gleichförmigen Hexameter Homers und aus der ruhigen Weisheit,

die ihn belebt, entsprang daher jener Stil Griechenlands, der von der heitern Denkart dieses Volkes zeugt. An ihm bildete Herodot dem Vortrage und Perioden nach seine Geschichte: nach ihm formte sich ein System der Götterlehre, der Kunst und Weisheit. (Joh. Gottfr. Herder, Homer und Ossian, 1795.)

DIE RÖMISCHE SPRACHE.

Die Römer hatten keine selbständige Musikübung. Immerhin scheint geboten, die Bedeutung dieses Fehlens geistig schärfer zu erfassen, da, soweit wir sehen, der abscheuliche Gemeinplatz von der Nüchternheit der Römer, die ihren Mangel an Musik verursacht haben soll, noch immer gern betreten wird. Bis in die späte Kaiserzeit waren die besonders von Augustus wieder aufgenommenen urrömischen Kultbegehungen im Schwange. Das magische Gegeneinander schwebender Rätselklänge und waffenklirrender Tanzstöße, wie bei den Riten der Saliaren, trägt ganz das Gepräge der vorhomerischen Art und drückt offenbar den eigensten, auch vom Griechen unbeeinflussten Kern des römischen Wesens aus. Noch in der Prosa bei Cäsar, Sallust, Tacitus — jede in ihrer Art sowohl luftleicht wie stahlhart —, die im Gegensatz zur Dichtung und Redekunst aus der vorgriechischen Schicht des römischen Wortes, eben aus Zauber und Rechtsformeln ihre Gesetze zieht, hat sich jener Urklang für die Ewigkeit verfangen und muß freilich durch die geschwätzig gewöhnung der lateinischen Nutzprosa von anderthalb Jahrtausenden hindurch wieder herausgehört werden. Da kein Volk eine doppelte Sprache haben kann, folgt aus dieser Sprachmagie der größten Römer, daß ihre Dichtung im innersten Wesen auch magisch, nicht homerisch-gestalthaft gewesen sein muß. Dies bestätigt sich jedem tieferen Eindringen in die Wunderwerke des lateinischen Dichtergenius. Denn die übernommenen griechischen Geistformen sind für sie ja nicht dasselbe wie für ihre Erzeuger, keine aus allmenschlicher Lebenseinheit gehobenen Eigengesetze, sondern Mittel in der Hand eines ganz anderen geistigen Willens. Wer nicht der Torheit verfällt, die römische Dichtung für Nachahmung der griechischen zu erklären, weil in der Tat die Stoffe und Formen nachgeahmt sind, muß erkennen, daß diese für den Römer stolz und frei hingegenommenen Anlässe zur Betätigung ihrer ungeheuren männlichen Wirkungskraft sind. Diese Wirkungskraft ist aber die Form ihres Zaubers. Die Römer unterscheiden sich von allen anderen magischen Völkern dadurch, daß ihr Zauber nicht von reinen Priestern durch Geheimwissen, Opfer und Beschwörung verwaltet wurde. Ihre Priester sind Männer, ihre Magie ist die Bezwingung der Mächte durch die eiserne Selbstzucht des männlichsten Wesens. Die Formen sind die aller Völker mit eigenen Religionen, werden aber mit einer alle übertreffenden Zucht bewahrt und ausgeführt. Das Imperium Romanum ist nichts als die im Laufe der Zeit allmählich gereifte Frucht aus diesem Samen des männlichen Zaubers. Das Schicksal der Römer war, die Griechen in ihr Imperium einzubeziehen und die griechischen Götter, als deren Reigenführer Apollo schon unter den Königen nach Rom gekommen war, mit ihren eigenen zu vereinen. So nahmen sie das volle Licht des griechischen Menschentums in ihren Zauber auf und bildeten auch ihre

Sprache nach den Gesetzen des griechischen Zeitraums. Jedes römische Gedicht höheren Ranges ist also nicht wie sein meist vorhandenes griechisches Vorbild eine Frucht lichtvoller Gestaltung, sondern die Bezwingung eines weiblich-unbotmäßigen Lebensstoffes durch den geistig gerüsteten männlichen Wirkungszauber. Das wichtigste Mittel war da naturgemäß der männliche Rhythmus, während das weibliche Melos vielleicht gelegentlich mittönte, aber da es kein Mittel männlicher Wirkung sein kann, ohne jede Bedeutung blieb. (Erich Wolff und Karl Petersen, Das Schicksal der Musik, 1923.)

SALLUSTS SPRACHE UND FORM.

Ein hoher und erhabener Geist weht in dieser Form und bezaubert Herz und Sinn, und wie der Anblick eines Tempels im edlen Stil die Seele mit Staunen füllt, so durchdringt Bewunderung ob solch erhabener Größe das Gemüt. Nicht mit eitlen Tand und fremdem Flitter hat er die Rede aufgeputzt: echt römisch, schroff, rau, gedrängt ist seine Sprache, ein Bild der Sitten alter Zeit. Alles ausgearbeitet bis in die kleinsten Teile, nirgends Müßiges, lauter Kern und Mark. So genau entsprechen sich Form und Gedanke, daß beide unabtrennbar gegenseitig sich erläutern. Das ist die vielgerühmte Kürze, daß unnützes Beiwerk überall entfernt, die Gedanken in strenger, herber Form, nackt und unverhüllt dem Blick entgentreten, in rascher Folge aufeinanderdrängen und das Gemüt in ständiger Spannung halten. Xenophons schmeichelnde Süßigkeit und Ciceros glanzvoller Redestrom sind gleich fern sallustianischem Geiste. Kraftvoll, körnigt, scharf, bestimmt ist seine Rede, er schmeichelt nicht, aber er ergreift und durchdringt die Seele. — Und dennoch, welcher Zauber der Phantasie in seiner Sprache! Oder um der Reden nicht zu gedenken, die wie im Spiegel die Persönlichkeiten im vollsten Leben zeigen: wer hat meisterhafter Schlachten, Belagerungen, Gegenden geschildert? Die Bilder vor der Seele drängen sich in raschem Wechsel, wie vor dem Auge die Erscheinung. Überall atmet Leben und Bewegung, anschaulich stellt sich alles dar. Es ist die Tiefe und Bestimmtheit der Erkenntnis, die das Wesen überall erfaßt: und das so Erkannte schafft sich selbst die rechte Form. (Franz Doroth. Gerlach, Historische Studien, 1841.)

GESCHICHTSCHREIBUNG.

HERODOT.

Der erste Grieche, in dessen Kopf der Gedanke sich entwickelte, daß es nicht erdichteter Gegenstände bedürfe, daß auch die Erzählung wahrer Begebenheiten einen mächtig ergreifenden Eindruck auf die Gemüter machen könne, der Homer der Geschichtschreibung war Herodot. — Von Anfang bis zu Ende behält er in seinem Werk den Faden in der Hand und weiß mit der größten Umfassung der Darstellung, welche sich fast über alle damals bekannten Völker der Erde verbreitet, einen stetigen Fortschritt der Erzählung zu verbinden. Aber nicht bloß in diesem nirgends abreißen den Ströme, in diesem ununterbrochenen Flusse der Mitteilungen hat Herodots Geschichte Ähnlichkeit mit einem Epos, sondern auch darin, daß das Ganze durch gewisse Ideen zusammengehalten und beherrscht wird, auf deren Durchführung und immer deutlicherer Hervorhebung die Befriedigung großenteils beruht, die wir im Lesen des Werkes empfinden. Es ist die Idee eines gerechten Schicksals, einer Weltordnung, welche jedem Wesen seine bestimmte Bahn und seine festen Schranken angewiesen und nicht bloß Verbrechen und Frevel, sondern auch schon eine allzu große Ausdehnung von Macht und Reichtum und ein damit verbundenes stolzes Bewußtsein mit Untergang und Verderben strafft. Die Gottheit hat dem Menschen ein beschränktes Maß gesetzt und duldet nicht, daß er darüber hinausgehe und sich überhebe: darin besteht der von Herodot so oft erwähnte Neid der Götter, welchen andere Griechen lieber die göttliche Nemesis nannten. Herodot hebt überall in der Geschichte den Einfluß dieser göttlichen Macht, des Daimonions, wie er auch sagt, hervor, wie die Gottheit oft an spätern Enkeln die Sünde der Vorfahren rächt, wie Übermut und Leichtsinns das Gemüt verblenden, daß der Mensch wie mit Willen sich in das nahe Verderben stürzt; die Orakel, sonst warnende Stimmen gegen Frevel und Übermut, werden dann selbst in ihrer Doppelsinnigkeit zu verlockenden Blendwerken, wenn Leidenschaft und Vermessenheit sich zu Auslegerinnen aufwerfen. Aber außer der Geschichtserzählung selbst dienen dem Herodot besonders noch die eingestreuten Reden weit weniger zur Charakterisierung der sprechenden Personen, ihrer Neigungen, Absichten, Sinnesart, sondern zur Ausführung allgemeiner Gedanken, namentlich vom Neide der Götter und den Gefahren des Übermuts; so sind diese Reden in der Tat mehr der lyrische als der dramatische Bestandteil der Herodotischen Geschichtschreibung, und mit den Teilen einer griechischen Tragödie verglichen, entsprechen sie nicht dem Dialoge, sondern den Chorgesängen. Am schönsten endlich tut Herodot seine Scheu vor der Nemesis durch seine eigne Mäßigung und die Bezähmung aller Aufwallungen eines so natürlichen Nationalstolzes kund. Denn wenn auch die Beherrscher des Orients durch ihre Vermessenheit das Verderben auf sich ziehen und die Griechen die Sieger bleiben: so schildert der Geschichtschreiber doch den alten frühkultivierten Orient im ganzen als sehr ehrwürdig und bewundernswert, hebt auch an den feind-

lichen Königen Persiens Züge von Charaktergröße gern hervor, zeigt seinen Landsleuten, wie so oft mehr eine göttliche Schickung und äußere Vorteile sie gerettet als Verstand und Mut und macht überhaupt nichts weniger als den Panegyristen der griechischen Großtaten. Er macht ihn so wenig, daß, als später durch die rhetorischen Geschichtschreiber eine viel prunkvollere Behandlung dieser Ereignisse aufgekommen war, dem schlichten, wahrhaften und in seinem Patriotismus bescheidenen Herodot Tadel suchte und absichtliche Verkleinerung jener Heldentaten vorgeworfen werden konnte.

Daß Herodot hinter allen menschlichen Ereignissen das Wirken des Daimonions sieht und dies darzutun für die Hauptsache in der Geschichte hält, stellt ihn auf einen ganz anderen Standpunkt als der eines Historikers ist, welcher die menschlichen Begebenheiten bloß in ihrem menschlichen Zusammenhange faßt. Herodot ist wirklich ebensowohl ein Theolog und Dichter, wie er Historiker ist. In diesem Geiste sind auch die einzelnen Partien des Werkes behandelt. Das bloße Wiedergeben einer gewöhnlichen Erfahrung in den Kreisen des Menschenlebens ist nicht seine Aufgabe. Er hat seinen Blick auf das Außerordentliche, Ungewöhnliche, Wunderbare gerichtet. Darin trägt das ganze Herodotische Werk eine Farbe. (Karl Otfried Müller, Geschichte der griechischen Literatur, 1841.)

THUKYDIDES.

Als Herodotus seine Geschichte vorlas, bemerkte er einen darüber weinenden Jüngling, liebte dessen Züge und riet seinem Vater, ihm eine wissenschaftliche Erziehung zu geben. Thukydides hieß der Jüngling, Olorus der Vater. Jener ist, der in der Geschichte des Zeitraums der attischen Größe, von der letzten Perserschlacht bis auf das zweiundzwanzigste Jahr des Peloponnesischen Kriegs, einen solchen Tiefsinn, eine solche Kenntnis des Menschen und ihrer Staaten, zugleich eine so kraftvolle, majestätische Beredsamkeit entwickelte, daß er, je nach der Stimmung des Lesers, allen andern vorgezogen oder den vortrefflichsten Geschichtschreibern ehrenvoll zur Seite gesetzt wird, als Redner aber mit Demosthenes wetteifert. So wie die Reize der Natur an seinem Vorgänger gefallen, so entdeckt jedes nähere Studium des Thukydides vollkommene Kunst. Jener ist anmutiger, die Manier des Thukydides ist groß. Von Tacitus ist er darin unterschieden, daß man in dem Römer den starken Geist eines stoischen Weisen, bei ihm den großen Sinn eines attischen Staatsmanns bewundert. Populär war Thukydides weder im Leben noch suchte er als Schriftsteller diesen Ruhm; er wollte lieber durchgedacht, als schnell allgemein beklatscht werden, und schrieb mehr für wenige als für die Menge: daher deutet er an, was andere ausgelegt haben würden; er ist manchmal rau und schwer, aber das Eindringen in seinen Geist belohnt sich.

Hin und wieder ist gut, sich zu erinnern, daß er ein Verwandter des vertriebenen Fürstengeschlechts der Pisistratiden war, daß er kein sonderlicher Freund der Volksherrschaft sein mochte und persönlich über das attische Volk sich zu beklagen hatte. Auch hat er einen gewissen Hang, die Sachen nicht von der günstigsten Seite anzusehen; doch leider scheint er selten sich hierin

zu irren. Bei ihm wird man vorzüglich den Staatsmann bewundern, in Herodotus den guten, aufgeklärten Mann lieben. (Joh. v. Müller, Vierundzwanzig Bücher allgem. Geschichten, 1797.)

CÄSAR.

Cäsars Kommentare sind Muster majestätischer Einfalt in der Geschichtserzählung. In jedem Wort, in jeder Auslassung ist Absicht; mit unendlicher Kunst stellt Cäsar dieses ins Licht und geht über jenes hinweg. Anstatt in ihm ein Modell unparteiischer Geschichtschreibung zu finden, lernt man Cäsar kennen; in jedem Epithet, in jeder Wendung leuchtet mit seinem Geist und Plan er hervor. (Joh. v. Müller, Vierundzwanzig Bücher allgem. Geschichten, 1797.)

CÄSAR.

Cäsars Schriften wollen wirken, nur wirkend konnte er denken. Sie werden dadurch nicht fragwürdig, wie man romantisch empfindsam aber altklug warnt, sondern wahrer. Die Zwecke des echten Täters sind Ausdruck und nicht nur Gegenstand des Willens. Wie ein Cäsar oder Napoleon erscheinen will, so sieht er sich, und was ihr Wort und Wink zeigt, das ist nicht Lug und Pose, sondern ihre Wirkungsform selber, wie des echten Dichters Stil kein Schmuckmittel sondern Seelenwuchs. Kleinen Schwindel übt kein großer Mann. Auch wo er Tatsachen preßt, waltet der werkträchtige Wille, der nur sieht, was ihm entspricht, nicht der nutz süchtige Verstand, der es heimlich besser weiß. Beides wird oft verwechselt, indem man die Pragmatik des Lebens als Utilität des Verstandes auslegt. Bewußtsein und Trieb sind in solchen Naturen nur zwei Formen des einen Willens, den sie besitzen und der sie besitzt. Schon der Stil der Kommentarien gibt den Cäsar, wie er sich meinte. Sachliche Kunst und persönliche Natur sind hier eines, das sprechende Ich ist sein ausgesprochenes Selbst ohne pathetische Erlebnisse oder artistische Kenntnisse, ein reines Geistgewächs von der Dürre der Schulbücher unterschieden durch den bewußten Genius der Sache, die hier zu Wort kommt, von der Schlichtheit eines Herodot durch die männliche Willenshelle, von der homerischen Einfalt durch das Selbstgefühl der Person. Unter allen Naiven hat noch keiner so bewußt als Genius, unter allen Genies keines mehr so episch simpel geschrieben. Die es später versucht oder fast erreicht haben — Macchiavelli, Friedrich, Napoleon — kannten schon den Cäsar als Stilmuster und die Schlichtheit als Stilmittel. Cäsar wollte nicht schlicht schreiben aus Geschmack, Einsicht oder Wahl — er konnte nicht anders. Es war seine Art des Atmens, Gehens und Sehens. Wenn seine verlorenen Reden prachtvoller waren als seine Berichte, so muß auch ihre Pracht mehr die gepflegte Form angeborener Hoheit gewesen sein als Faltenwurf und Pomp. Wie sein Stil zugleich Gesamtstil des Römertums ist und persönlicher Stil des Genius, so auch das Bild seiner Taten. Er sieht sich als den römischen Feldherrn, eins mit dem Volke, dessen Eifer Vergil in dem berühmten Vers formuliert:

Tu regere imperio populos, Romane, memento.

Doch nimmt er Rom und den römischen Sinn erobernder Herrschaft nicht pathetisch — kein alexandrischer Drang ins Weite, kein achilleischer Helden-schwung. Das zähe, tiefwurzelnde Wachstumsverlangen eines starken und festen Raumes, der zuständige „staatliche“ Kampf von Mensch mit Mensch und Tier und Erde, die triebhafte Sicherheit des Weitergreifens, Ausweichens, Aneignens und Eindringens, das Wechselspiel, womit er Luft und Boden sich dienstbar macht und ihnen dient — all diese Naturformen römischen Gemeinwesens werden in Cäsar Geist, und der Wille, der von den Latinerfehden bis zu Pompejus die Mittelmeerländer durchgriff, klärt sich bei ihm zum Genie mit gesteigerter Schnelle, Weite, Wucht und Weisheit. Doch wie er Gebiete abgrenzt, Nachbarn bemißt, trennt und bindet, darin waltet noch der uralte Bauernsinn, und noch seine Kriegszucht stammt nicht aus schweifender Jägerei sondern aus geduldigem Feldbau. Der Orbis Terrarum ist ihm so geläufig wie einem Grundherrn sein Meierhof, und gerade diese Nüchternheit, die vor solchen Weiten nicht staunt, gehört zu seiner Größe wie zu der Alexanders der Rausch vor dem Geheimnis der grenzenlosen Ferne. Dem Römer war die eroberte Erde ein Acker, dem Hellenen die zu erobernde ein Wunder. Die gallischen Kommentarien zeigen fremde, bedrohliche, doch bezwingbare Völkerschaften, den Bereich, den Cäsar zur Sicherung des ihm anvertrauten Römerbesitzes erwerben muß, die dauernde Art von Land und Leuten, die gegenwärtigen Zustände mit den daraus entspringenden Vorteilen, Gefahren, Ereignissen und seine eigenen Mittel, Wege und Taten zum Ziel, — — zahllose Rotten bunter Barbaren mit fremden Sitten, Stammesfehden und Bündnissen, trotzig, listige, heldische Häuptlinge, waldige und nasse Länder mit wilden Wassern und Tieren, ein fremdes Meer mit der geheimnisvollen Insel, als Raum des umsichtigen kühnen Imperators samt seinen getreuen siegesgewissen, übermenschlich mutigen und geduligen Legionen. Unglaubliche Märsche, gräßliche Schlachten, mühselige Belagerungen, ein halber Erdteil (das war Gallien im damaligen Gesichtskreis) entdeckt, durchdrungen und erstritten: all das, erzählt „mit fröhlicher Eile“, haftet als Wunder von Tat und Geschehen. Cäsar wußte, wie es wirke, ihn selbst verwirrte es nicht. Er meldet das Ungeheure mit der Ruhe des Gutachters, mit leisem Lächeln über das Staunen der Hörer.

Diese cäsarische Ironie fehlt seinen Fortsetzern, die seiner Schlichtheit sich befleißigen ohne seine Höhe. Sie fehlt Napoleon, der alexandrisch vom Tummel seiner Taten selbst lebt und sie nicht nur sachlich sah, sondern sie auch leidenschaftlich empfand. Friedrichs des Großen Ironie galt weniger dem Leser als ihm selbst. Er kennt schon den müden Spott über die Eitelkeit der Größe, und er spielt damit. Zwinkernde Skepsis ist Cäsar fremd. Von Friedrich aus hat man ihn wohl so gesehen und voltairische Aufklärung und Zynik ihm zugeschrieben — eines der falschen Gleichnisse zwischen alter und neuer Geschichte. Cäsars olympische Heiterkeit ist kein mephistophelischer Zweifel am Wert seiner Wirkungswelt, sondern die Miene des vornehmen Menschen, der naiv sich überlegen fühlt und seine Riesenkräfte gebraucht ohne Prunk und Mühe. Er blickt weder zu sich empor noch dräut er herab — die Höhe ist ihm natürlich. An dieser fröhlichen Ruhe hat den Knaben schon Sulla

erkannt, mit ihr hat er die Seeräuber geduckt, Volk, Heer und Frauen verführt, den kundigen Cicero verwirrt, beschämt und entzückt. Die majestätische Grazie — sein Merkmal unter den Herren der Welt wie unter den Kündern eigener Taten — gleich entfernt von schwanker Tänzerei wie von steiler Würde, von Rokoko wie von Hieratik, dankt er doch dem tiefen Sachernst, der gedrunghenen Erdendichte seines Volkes, — — nur aus so massigem Grund konnte die Trieblichkeit, der Takt, die Gelassenheit gedeihen, der lange Atem voll Zucht und Glut. Doch ist dies römische Bauernerbe nur die Unterlage der Stärke, die zur herrischen Anmut, zum tätigen Adel gehört. Zum klassischen Menschen geläutert hat ihn erst Licht und Luft der hellenischen Bildung. Von ihr empfing er zu der römischen Gewalt der Rasse die Freiheit der Person, die kein Römer mehr so erreicht hat, wie kein Grieche, auch Alexander nicht, solche Gewalt zog aus so gründigem Erbe. Wir können Cäsars Genius nicht erklären, doch sehen, welche besondere Erbschaft er glücklich verkörpert: die Erdenbreite und Blutstärke der Römer und die Geistesfülle der Griechen in der Weltstunde, als beide einander durchdrangen. War es julische Samenmischung seit Urzeiten, war es freie Bildung des späten Jünglings: nur in Cäsar sind Rom und Hellas zu reinem Einklang gekommen, römische Macht und griechisches Maß, Zähheit und Schnellkraft, Schwung und Willenszucht. Schon sein Bild konnte er nur vermöge der griechischen Helle verewigen. Bildermachen ist nicht römisch — ohne den Griechen Polybius sähen wir keinen römischen Scipio. (Fr. Gundolf, Cäsar, die Geschichte seines Ruhms, 1924.)

SALLUST.

„Der Mensch in die Mitte hingestellt zwischen Gott und Tier offenbart sein Doppelwesen in all seinem Tun. Dem Geiste nach dem Himmlischen entstammend, durch den Leib der Tierheit zugewandt, würde er im ewigen Kampf untergehen, hätte nicht Erkenntnis ihm ein würdiges Lebensziel gesetzt. Doch dem Denkenden entsteht die Überzeugung, daß im Geiste ruhet Kraft, Leben und Tat und was dauert, was bleibt, was ist, allein der Geist erschafft. Er, des Lebens Führer, waltet, herrscht, gebietet überall; ihm allein ist alles dienstbar und untertan. Daher in den Trefflichsten geistige Tatkraft überwiegt, und das Leben selbst nur dann ein würdiges Ziel verfolgt, wenn ein geistiges Streben sichtbar wird: sei es im Staat, im Krieg, in Übung einer edlen Kunst. Des Geistes Tod ist Versunkenheit in Sinnenlust, als welche, befangen in der Gegenwart, auf Vergängliches gegründet und gerichtet, jedes höhere Streben hemmt, durch Üppigkeit und Schlawheit jede Kraft zerstört und den freien Geist in Fesseln schlägt. In solcher Schwäche wird der Mensch des Zufalls und der finstern Mächte Spiel, die ihn drohend hin zum Abgrund drängen, bis seines Lebens Schuld gebüßt. Doch der Gottheit Wesen tut sich dem sittlichen Bewußtsein kund; daher nicht durch weibisches Flehen, sondern durch Kraft, Weisheit und Tätigkeit ihr Beistand gewonnen wird. Der Trägheit und der Schlawheit ist sie feind. So der Mensch für sich und im Verhältnis zu den höheren Mächten. Aber des Menschen Sinn und Art

wird erst im Staate offenbar, dessen Bestehen also als notwendig für menschliche Gesittung angenommen wird. Doch des wahren Staates Bedingnis ist die Freiheit, wo jede Kraft sich ungehemmt entwickelt und der Geist in ungestörter Wirksamkeit sich geltend macht. Dagegen eigenmächtigem Herrschthum fremde Trefflichkeit ein Gegenstand des Schreckens und der Furcht ist. Doch der Freiheit Stütze sind die Sitten. Des Hauses strenge Zucht und unverdrossene Tätigkeit, Frömmigkeit und kühner Mut, ein edles Ehrgefühl und weise Mäßigung gründen Bürgereintracht und Gerechtigkeit, welche fester ruht auf unverdorbenem Rechtsgefühl als auf der Weisheit der Gesetze. Denn keine Verfassung widersteht der Zerstörung wilder Leidenschaften. Wo diese entfesselt sind und des Staates Mark durchdringen, da erwacht der Bürgerzwietracht Schreckgestalt, und die beste Kraft wird aufgezehrt im innern Kampfe. Denn wo auf große Tätigkeit müßige Ruhe folgt, wo Reichtum und Genüsse aller Art die Anstrengung belohnen, da entstehet des Besitzes nie gestillte Gier und die eitle Sucht, durch Glanz und Ehre seinesgleichen zu überragen. Da wird untergraben Treue, Gottesfurcht und Biederkeit. Für Geld wird auch das Höchste feil, und selbst die Freundschaft dient dem Gewinn. Die Tugend sinkt im Preis. Das Gemeinwesen, sonst alles Strebens gemeinsamer Mittelpunkt, steht einsam und verlassen. Die Selbstsucht herrscht, und jeder sorgt für das eigne Wohl; im Parteikampf geht das Vaterland verloren.“ — Bei solcher Klarheit und Bestimmtheit des Bewußtseins von der Staaten eigentlicher Lebenskraft ist Hinneigen zu Parteiansichten undenkbar, wie denn auch Sallustius zwar treffender als irgendeiner die tiefe Entartung des Geschlechterregiments geschildert und allein der Gracchen edles Streben richtig gewürdigt hat, ohne jedoch der damaligen Volksführer schnöden Eigennutz und argen Trug zu verhüllen.

Diese Grundsätze, zur Rechtfertigung des gewählten Berufes und zur Abwehr schiefer Beurteilung an die Spitze gestellt, bilden den Kern sallustischer Staatsweisheit. Sie durchströmen gleich den Adern das Ganze und geben der Darstellung Licht, Farbe und Leben. — Aber weit bewundernswürdiger ist er dadurch, daß er die verschiedenartigsten Charaktere nach ihrer Eigentümlichkeit aufgefaßt, bis in die geheimsten Tiefen ihres Innern gedrungen und so das verborgene Leben des Geistes selber zur Anschauung gebracht hat. Durch klare und bestimmte Ansicht des Lebens überall auf das Wesen hingeführt und nicht verwirrt durch zufälliges Außenwerk der Ereignisse, stellt er das Gewebe mannigfach ineinander verflochtener Handlungen als die unbedingt notwendigen Ergebnisse der bezeichneten Persönlichkeiten und Verhältnisse dar, sodaß die Darstellung einer unmittelbaren Anschauung ähnlichen Eindruck in der Seele des Zuhörers zurückerläßt. Denn die vollkommene Enthüllung der Wahrheit wird nur möglich durch die Mitwirkung der Kunst. Schwerlich ist diese von irgendeinem Geschichtschreiber mit mehr Bewußtheit und allgemeiner angewendet worden als von Sallust. Schon die Wahl der Gegenstände beurkundet den vollendeten Meister der Kunst.

Die catilinarische Verschwörung, die des aufstrebenden Jünglings Seele mit Schrecken und Staunen erfüllte, ist das treueste Bild des damaligen Roms, in feindseliger Kräfte gährendem Kampfe. Begründet durch die tiefe Verwor-

fenheit der großen Masse, genährt durch alle Anhänger einer unterdrückten Partei und geleitet von einem kühnen, tätigen, großen Geiste, zeigt sie des Bösen furchtbare Allgewalt, wenn nicht die höhere Kraft des Guten ihm gegenübertritt. Aber dem Strom des Schlechten stellt einen Damm entgegen Catos altrömische Tugend. Was Ciceros Klugheit und Beharrlichkeit glücklich vorbereitet, das führte Catos Seelengröße zur Vollendung. So sind es zwei ausgezeichnete Persönlichkeiten, die sich im Kampfe gegenüberstehen, und das Bessere siegt, weil die Einsicht ihm zur Seite steht. Der jugurthinische Krieg läßt einen doppelten Gesichtspunkt zu. Die Volkskraft, teils nach außen hingewandt, teils auf das Innere gerichtet, tritt zuerst siegreich des Adels Übermut entgegen, und wie oft auswärtige Kämpfe die römische Freiheit wesentlich gefördert, so hat auch dieser Kampf dem Volke ein Haupt gegeben, unter dessen Leitung es das langentbehrte Recht errang. Wie hier das Äußere auf das Innere wirkte und dieses wieder jenes bedingte, wie durch die Stellung der Parteien und einzelner, die an der Spitze standen, das Ganze mehr und mehr dem Ziel entgegeneilt, ist mit bewundernswürdiger Kunst entwickelt, sodaß zuletzt auf kühn erklimmter Höhe Marius der Held erscheint, gleich einem Bilde, das in die Ferne leuchtet, den Aufgang einer neuen Zeit verkündend. Das dritte Werk endlich, die fünf Bücher der Geschichten, wie im Umfang am umfassendsten, in der Form vollendeter als beide, ist auch in der Anlage und im Plane am verwickeltsten und mit der größten Kunst geordnet. Es schilderte die Zerstörung der sullanischen Aristokratie, in ununterbrochener Reihe innerer und äußerer Fehden mühsam erreicht. Wenn nun allerdings der gewählte Stoff schon eine innere Einheit darbot, so offenbart sich die Kunst des Schriftstellers darin, die Massen also zu ordnen, daß aus der Mannigfaltigkeit eben jene Einheit wieder hervorgeht und diese selbst wieder mit den ausgesprochenen Grundsätzen im Einklange steht. In dieser Beziehung verdient vorzügliche Bewunderung die Anlage des Catilina. Nachdem er im Eingange die Bestimmungsgründe seines Vorsatzes dargelegt, beginnt er mit der Charakterschilderung des Hauptes der Verschwörung, als von welchem die ganze Bewegung ausgegangen. Wie aber jede Persönlichkeit in ihrem Streben durch die äußern Verhältnisse gehemmt oder begünstigt wird, so führt ihn dies notwendig auf die Darstellung der Sitten der Zeit, wobei er in großen Zügen den Gegensatz des alten und des neuen Roms zeigt. Daran knüpft sich die Schilderung der Genossen Catilinas und nach einigen Rückblicken die Enthüllung des großen Plans. Sofort wird der Blick gerichtet auf die gegenwirkenden Kräfte, Verrat der eigenen Genossen und des Konsuls Cicero besonnene Klugheit und Beharrlichkeit. Die Unentschiedenheit des Ausgangs, durch der beiderseitigen Führer verborgene Pläne und entgegenwirkende Bemühungen, erhält die Spannungen der Gemüter und deutet auf den großen Kampf, der in der Stadt und in dem Lager langsam naht. Der Entscheidung großer Augenblick führt andere Gestalten auf den Schauplatz. Vor allem treten die hervor, die der Bürgerschaft verschiedenes Streben in eigener Persönlichkeit scharf ausgeprägt, Cäsar und Cato, deren hohe Eigentümlichkeit in den gehaltenen Reden sich glänzend offenbart. Was zum Lobe und zum Tadel dieser Kunstform der alten Geschichtschreiber ist gesagt

worden, ist deswegen meistens unhaltbar, weil es die Frage vom allgemeinen Standpunkt aus beurteilt. Indessen darf man die Reden in den ersten zehn Büchern des Livius unstatthaft, dieselben bei Dionysios und Dio Cassius abgeschmackt nennen, und doch Thukydides und Sallustius darin bewundern. Denn um des ersteren nicht zu gedenken, welcher sich selbst hinlänglich darüber ausgesprochen, so würde bei Sallustius die Nichtanwendung dieser Form schon darum verwerflich sein, weil in dem damaligen Staatsleben der Römer vorzüglich die Beredsamkeit hervortrat, weil dadurch oft das Wichtigste entschieden und durch dieselbe Kunst, Macht, Ehre und Gewalt errungen ward. So, schon durch die geschichtliche Notwendigkeit geboten, gewinnen diese Reden eine höhere Bedeutung durch Sallustius' kunstvolle Behandlung. Das durch allgemeine Schilderung Angedeutete wird durch das gesprochene Wort ins hellste Licht gesetzt, und ohne daß die Reden eine sklavische Wiederholung des wirklich Gesprochenen wären, erhalten sie eine höhere geschichtliche Wahrheit, da sie die Charaktere in ihrer vollen Eigentümlichkeit zur unmittellbaren Erscheinung bringen und scharf ausgeprägt vor des Lesers geistiges Auge stellen. Es atmet in Catilinas Worten der wilde Trotz, die kühne Heldenseele, die zur Unsterblichkeit nur eines würdigeren Zieles bedurfte. Der sanfte Fluß, der hohe Ernst in Cäsars Rede verkündet jene Klarheit und Besonnenheit, die, über Leidenschaft gebietend, das menschliche Gemüt mit siegender Gewalt ergreift. Aber herrlicher strahlet des catonischen Geistes Größe und Erhabenheit: und gleich glühenden Feuerbränden treffen seine Redepeile die Schwäche und die Feigheit des Senats. So sichtbar ist der Einfluß dieser zwei gewaltigen Männer, daß die prüfende Betrachtung ihres Wesens des Lesers Wunsch entgegenkommt. Darauf nach kurzer Angabe des Untergangs der Verschworenen in der Stadt, in gedrängter Kürze der letzte zweiflungsvolle Kampf des Catilina. Auch hier tritt überall nur er hervor, und bis ans Ende bleibt auf ihn der Blick gerichtet. Seinem Fall folgt die Klage über den teuer erkauften Sieg: und gleich den leisen Tönen, welche in der Ferne sanft verhallen, verstummt des Erzählers männlich-kräftige Rede. (Franz Dorothea Gerlach, Historische Studien, 1841.)

DIE ANTIKE WELT UND DIE DEUTSCHEN.

DIE GRIECHEN ALS BILDNER DER DEUTSCHEN.

Die Griechen hatten das Wort Humanität nicht; seit aber Orpheus sie durch den Klang seiner Leier aus Tieren zu Menschen gemacht hatte, war der Begriff dieses Worts die Kunst ihrer Musen. Ich bin weit entfernt, die griechischen Sitten und Verfassungen zu jeder Zeit und allenthalben als Muster zu preisen; das kann indessen nicht geleugnet werden, daß das

emollit mores nec sinit esse feros

mittelbar oder unmittelbar der Endzweck gewesen, auf den ihre edelsten Dichter, Gesetzgeber und Weise wirkten. Von Homer bis auf Plutarch und Longin ist ihren besten Schriften bei einer großen Bestimmtheit der Begriff einer so reizenden Kultur der Seele eingeprägt, daß, wie sich an ihnen die Römer bildeten, sie auch uns kaum ungebildet lassen mögen. Einzelne Blätter, die mir über die Humanität einiger griechischer Dichter und Philosophen in die Hände gekommen sind, sollen Ihnen zu einer anderen Zeit zukommen; jetzt bemerke ich nur, daß, wenn in späteren Zeiten bei irgendeinem Schriftsteller, er sei Geschäftsmann, Arzt, Theolog oder Rechtslehrer, eine feinere, ich möchte sagen, klassische Bildung sich äußerte, diese meist auf klassischem Boden in der Schule der Griechen und Römer erworben, der Sprößling ihres Geistes gewesen. Wie die griechische Kunst unübertroffen und in Absicht der Reinheit ihrer Umrisse, des Großen, Schönen und Edlen ihrer Gestalten, allen Zeiten das Muster geblieben: fast also ists auch, wenigens ausgenommen, mit den Vorstellungsarten des menschlichen Geistes. Was wir kraus sagen und verwickelt denken, gaben sie hell und rein an den Tag; ein kleiner Satz, eine schlicht vorgetragene Erfahrung enthält bei ihnen, wenn man es zu finden weiß, oft mehr als unsere verworrensten Deduktionen; die Probleme, welche die neuere Staatskunst verwickelt vorträgt, sind in der griechischen Geschichte hell und klar auseinandergesetzt und durch die Erfahrung längst entschieden. Die Kritik des Geschmacks endlich, ja, die reinste Philosophie des Lebens, woher stammen sie als von den Griechen? In den schönsten Seelen dieser Nation bildeten sie sich; hie und da hat sich ihr Geist schwesterlichen Seelen mitgeteilt. Da also die Griechen bisher dem Sturz der Zeiten, der Vertilgung wilder Barbaren und Schwärmer entronnen sind, wird, solange sie uns nicht geraubt sind, wahre Humanität nie von der Erde vertilgt werden.

Immer wird mir wohl, wenn ich auch in unseren Zeiten einen reinen Nachklang der Weisheit griechischer und römischer Musen höre. Eine Ausgabe, eine Übersetzung, eine wahre Erläuterung dieses oder jenes Dichters, Philosophen und Geschichtschreibers halte ich für ein Bruchstück des großen Gebäudes der Bildung unseres Geschlechts für unsere und die zukünftigen Zeiten. Eine verständige Stimme, die über unsere jetzige Weltlage aus alter Erfahrung spricht, ist mir mehr, als ob ein Barde weissagte. (Joh. Gottfr. Herder, Geschichte und Kritik der Poesie und bildenden Künste, 1794.)

DAS GRIECHISCHE VORBILD.

Bevor die innerste Abhängigkeit jeder Kunst von den Griechen, den Griechen von Homer bis auf Sokrates, überzeugend dargetan war, mußte es uns mit diesen Griechen ergehen wie den Athenern mit Sokrates. Fast jede Zeit und Bildungsstufe hat einmal sich mit tiefem Mißmute von den Griechen zu befreien gesucht, weil angesichts derselben alles Selbstgeleistete, scheinbar völlig Originelle und recht aufrichtig Bewunderte plötzlich Farbe und Leben zu verlieren schien und zur mißlungenen Kopie, ja zur Karikatur zusammenschrumpfte. Und so bricht immer von neuem einmal der herzliche Ingrim gegen jenes anmaßliche Völkchen hervor, das sich erkühnte, alles Nichteinheimische für alle Zeiten als „barbarisch“ zu bezeichnen: wer sind jene, fragt man sich, die, obschon sie nur einen ephemeren historischen Glanz, nur lächerlich engbegrenzte Institutionen, nur eine zweifelhafte Tüchtigkeit der Sitte aufzuweisen haben und sogar mit häßlichen Lastern gekennzeichnet sind, doch die Würde und Sonderstellung unter den Völkern in Anspruch nehmen, die dem Genius unter der Masse zukommt? Leider war man nicht so glücklich, den Schierlingsbecher zu finden, mit dem ein solches Wesen einfach abgetan werden konnte: denn alles Gift, das Neid, Verleumdung und Ingrim in sich erzeugte, reichte nicht hin, jene selbstgenugsame Herrlichkeit zu vernichten. Und so schämt und fürchtet man sich vor den Griechen; es sei denn, daß einer die Wahrheit über alles achte und so sich auch diese Wahrheit einzugestehen wage, daß die Griechen unsere und jegliche Kultur als Wagenlenker in den Händen haben, daß aber fast immer Wagen und Pferde von zu geringem Stoffe und der Glorie ihrer Führer unangemessen sind, die dann es für einen Scherz erachten, ein solches Gespann in den Abgrund zu jagen: über den sie selbst, mit dem Sprunge des Achilles, hinwegsetzen. (Friedr. Nietzsche, Die Geburt der Tragödie, 1872.)

DIE ALTEN ALS ERZIEHER.

Wie in den Gymnasien der Alten die Leiber freigebohrer Jünglinge geübt wurden, um nicht nur in allen Dingen dem Gebote des Willens gehorchen zu lernen, sondern auch in Gestalt und Bewegung eine edle und freie Weise zu zeigen: so bemächtigen sich unsere Schulen, wenn sie ihren hohen Beruf erfüllen sollen, des jugendlichen Geistes, um ihn zu der Freiheit zu erheben, ohne die es keine Würde und Glückseligkeit gibt, und indem sie ihm, ohne Rücksicht auf künftigen Gebrauch, unablässig das Größte und Edelste, wie es sich in dem Geiste der größten und edelsten Menschen aller Zeiten gestaltet und in den schönsten Formen dargestellt hat, vorhalten, eine solche Liebe und Achtung dafür entzünden, daß er alles Gemeine und Niedrige von sich stößt und jede Blüte der Humanität in sich zu entfalten unablässig bemüht ist. Dieses Bemühen, welches auf das würdigste Ziel gerichtet ist, nimmt jede Kraft des Geistes in Anspruch, weckt die Schlummernden und stärkt sie durch erfreuliche Übungen, in denen sich alle Zwecke der jugendlichen Erziehung

und Bildung vereinigen. Hierdurch aber sind die Einrichtungen auf das vollkommenste gerechtfertigt, welche unsere weisen Vorfahren bei der Wiederherstellung der Wissenschaften den gelehrten Schulen gegeben haben. Denn das schien ihnen eine ausgemachte und unbestrittene Wahrheit, daß von den Griechen zuerst und dann von nacheifernden Römern nicht nur in allen Gattungen der Wissenschaft und Kunst edle und musterhafte Werke gebildet worden, sondern daß auch das Leben und Tun der Alten in den Zeiten ihrer Blüte wunderbar würdig und der Nachahmung wert sei. Und haben nicht alle folgenden Zeiten trotz ihrer kühnen Fortschritte zur Vortrefflichkeit dieses Urteil immer von neuem bestätigt? Haben nicht die glänzenden Jahrhunderte der Literatur die Fackel ihres Ruhmes an den Altären des Altertums angezündet: und ist nicht jedes Volk, wenn es von Selbstbewunderung berauscht, seiner edlen Führer entraten zu können wähnte, in Nüchternheit oder aufgedunsene Schwätzerei herabgesunken? — Auch sie fanden vielleicht in ihrem Zeitalter, wie wir in dem unsrigen, mehr als einen Schriftsteller, den die Zeitgenossen bewunderten, manchen vielleicht, der durch Fülle und Art des Stoffes sowie durch die zeitgemäße Behandlung den Geist belebte und anzog; aber nicht dem unbewährten und hinfälligen Ruhme der Sterblichen, die wie die Blätter zahllos im Frühling sprießen und schnell verwelken, sondern den Unsterblichen, die wie Herkules auf den Höhen des Oeta die Feuerprobe der Zeiten bestanden hatten, wollten sie die Bildung der Jugend anvertrauen; ewige Muster der Schönheit wollten sie ihnen aufstellen; Göttergestalten der Freiheit und Weisheit, die mit den Füßen den Boden der Natur, mit dem Scheitel den Himmel berühren und in dem Gedränge der Nachahmer immer höher emporzusteigen scheinen. — — Dürfen wir uns wundern, wenn jener Zeit ein männliches und starkes Geschlecht erwuchs, das durch Gestalt und Geist den Ernst seiner frühen Bildung beurkundet? Lassen Sie uns die Spuren verfolgen, die uns jene Würdigen hinterlassen haben! Lassen Sie uns, statt über die Entartung der Zeit zu klagen, der früheren Zeit nacheifern und mit ausdauerndem Mute das hohe Ziel einer wahrhaft menschlichen Bildung zu erreichen streben! Überzeugen Sie sich, daß es nicht bloß das Wissen sei, was Sie hier suchen sollen, indem ja das größte Wissen mit der größten Verkehrtheit und tiefe Gelehrsamkeit mit zurückstoßender Roheit gepaart sein kann; sondern daß aller Erwerb von Kenntnissen die Bildung und Veredlung Ihres Gemütes zum letzten Ziele haben soll. — — Wenn wir das Altertum in seiner würdigsten Gestalt als eine geschlossene Welt des Edelsten und Schönsten betrachten, was der menschliche Geist, unter den günstigsten Umständen, mit jugendlicher Kraft und männlicher Strenge gebildet hat, als eine Welt der Natur und Kunst, in welcher sich alles, was das menschliche Gemüt erheben, reinigen und befruchten kann, in den mannigfaltigsten und vollendetsten Gestalten offenbart: so kann uns nichts gleichgültig sein, was diesen heiligen Kreis erfüllt und uns die wundervolle Werkstatt öffnet, aus welcher jene Gestalten hervorgegangen sind. (Friedr. Jacobs, Rede, 7. Dez. 1807.)

GÖTTLICHKEIT DER ALTEN WELT.

Die größte Veränderung. — Die Beleuchtung und die Farben aller Dinge haben sich verändert! Wir verstehen nicht mehr ganz, wie die alten Menschen das Nächste und Häufigste empfanden — zum Beispiel den Tag und das Wachen: dadurch, daß die Alten an Träume glaubten, hatte das wache Leben andere Lichter. Und ebenso das ganze Leben, mit der Zurückstrahlung des Todes und seiner Bedeutung: unser „Tod“ ist ein ganz anderer Tod. Alle Erlebnisse leuchteten anders, denn ein Gott glänzte aus ihnen; alle Entschlüsse und Aussichten auf die ferne Zukunft ebenfalls: denn man hatte Orakel und geheime Winke und glaubte an die Vorhersagung. „Wahrheit“ wurde anders empfunden, denn der Wahnsinnige konnte ehemals als ihr Mundstück gelten — was uns schaudern oder lachen macht. Jedes Unrecht wirkte anders auf das Gefühl: denn man fürchtete eine göttliche Vergeltung und nicht nur eine bürgerliche Strafe und Entehrung. Was war die Freude in der Zeit, als man an den Teufel und den Versucher glaubte! Was die Leidenschaft, wenn man die Dämonen in der Nähe lauern sah! Was die Philosophie, wenn der Zweifel als Versündigung der gefährlichsten Art gefühlt wurde, und zwar als ein Frevl an der ewigen Liebe, als Mißtrauen gegen alles, was gut, hoch, rein und erbarmend war! — Wir haben die Dinge neu gefärbt, wir malen immerfort an ihnen — aber was vermögen wir einstweilen gegen die Farbenpracht jener alten Meisterin! — ich meine die alte Menschheit. (Friedr. Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, 1881/1882.)

GRIECHISCHE UND DEUTSCHE SPIELE.

Während ich den Pindarus übersetzte und die Bilder des öffentlichen Lebens, das er singt, der großen Volksfeste zu Olympia und Pytho mit ihren Spielen und Ehren in erneuter Klarheit an mir vorübergingen, gedachte ich oft deiner und deines ruhmvollen Bemühens, die Turnkunst aus ihrem langen Schlafe zu erwecken und durch sie das Gemeinsame und Öffentliche unter uns mit einem Teile jener Herrlichkeit zu umgeben, die den edlen Hellenen in so reichem Maße zuteil geworden war. Dabei erfüllte mich mit Wehmut, daß wir in den Ansichten und Gewohnheiten, aus denen Ehre und Glanz des öffentlichen Lebens hervorgehen, wo möglich noch mehr als in andern Dingen von den Alten abgewandt und verschieden sind. Unsere Gesetzgeber fragen nicht nach dem, was den Leib stark und die Glieder gewandt macht; unsre Feste sind nicht durch die Spiele einer ruhmbegierigen und kampfgewandten Jugend verherrlicht; Lob und Ehre wird keiner jener Trefflichkeiten und Übungen zuteil, welche dort den Sieger mit unvergänglichem Ruhm geschmückt haben. Seitdem du mit vaterländischem Eifer für diese große Sache gesprochen und gehandelt hast, haben sie bei euch zwar Turnschulen eröffnet und angefangen, der Jugend ein regeres Leben im Gefühl entbundener Kräfte und einer großen, gleichgesinnten Genossenschaft zu gönnen und zu bereiten; aber fast scheint es, als wolle man auch hier nur den nächsten Bedarf, gute Fäuste und rasche Schenkel für Heer und Feld, und kaum fängt die Gesinnung und der Geist jenes Lebens an, sich über die Turnplätze zu erheben, so entsteht gegen ihn ein Ge-

schrei, als ob zum Turnkleid die rote Mütze als Ergänzung hinzukommen und man den Turnplatz in ein Bollwerk verwandeln würde, aus ihm gegen Staat und Thron Sturm zu laufen. — —

Von der Bildung und Pflege, welche der Grieche in ihrer Vollheit genoß, ist uns die eine Hälfte, die des Leibes, zugrunde gegangen, und mit ihr die Hälfte der Güter, welche das Leben bieten kann. Eine halbe Gesundheit, eine halbe Kraft, ein halbes Gefühl unserer selbst und der Freude, ein halbes Leben ist uns zurückgeblieben. Nicht einmal kommt dem Geiste zugut, was dem Leib entzogen ward. — —

Die Kränze des Ruhmes werden jetzt nur Auszeichnungen anderer Art und oft für Dinge, welche besser unterlassen und verhüllt würden, geflochten. Jene für die glücklichen Kämpfe wohlgeübter Kraft und Gelenkheit sind mit dem ritterlichen Turnen und Stechen verdorrt. Wer mit dem Speer oder im Ringen, im Lauf, Sprung oder Wurf sich auszeichnet, fände nicht mehr Ruhm als, nach Pindar, der Hahn, der auf dem Hofe kämpft. Umsonst, ohne in die bessere und lebendigere Ansicht dieser Dinge einzudringen, lesen wir die Schriften des Altertums. Ihre Worte fassen wir, ihren Gedanken folgen wir; aber den Sinn und die Gesinnung, aus welcher sie hervorgehn, die geheime Kraft, welche die Blüten und Früchte, die uns wohlgefallen, hervortreibt, bleiben uns verschlossen, und ein Werk, welches, wie die pindarischen Gesänge, das Leben und seine Zierden in ihrer Ganzheit darstellt und auf jedem Blatte neben der Tugend des Geistes auch die des Leibes, neben Weisheit und Tapferkeit die Stärke des Armes und die Behendigkeit der Füße mit Lob schmückt und den höchsten Ruhm ebenso auf der Rennbahn wie auf dem Schlachtfelde, aus den Schulen der Weisheit wie aus den Kampfübungen des Turnlehrers entspringen läßt, ist uns fremd, seltsam und zum Rätsel geworden. Ich klage deshalb nicht uns und diese Zeit an; denn kein Geschlecht ist durch sich selbst gebildet, noch kann es in seiner Mutter Leib zurückgehen, um sich anders und edler zu gestalten; aber die Einsicht in unsern Zustand und in das Bessere sollen wir zu gewinnen bemüht sein, und, wie du getan und zu tun nicht müde wirst, darauf hinarbeiten, daß die nach uns Heranwachsenden für dasselbe erzogen und seines Besitzes froh werden. — —

In welcher Weise und Ausdehnung es bei uns in vorchristlichen Zeiten gewesen ist, liegt im Dunkeln. Kaum ist davon eine andere Nachricht, als jene bei Tacitus von dem kriegerischen Tanz, den nackte Jünglinge zwischen aufgestellten Schwertern vor dem versammelten Volke aufführten, zu uns gelangt. Das Kühne und Gefährliche des Spiels setzt lange Übung und große, durch langes Turnen erworbene Gewandtheit, der kriegerische Geist des Volkes und der Bedarf der Schlachten Mannigfaltigkeit und Beharrlichkeit der Turnübungen voraus. Ferner deutet jener Wagetanz, vor dem versammelten Volke aufgeführt, auf festliche Zeit, und die Feste sind nicht ohne Götter, denen sie gefeiert wurden. Man darf also annehmen, daß die Turnübungen bei Festen und Opfern zur Schau gebracht, unter den Schirm der deutschen Ehre gestellt und durch ihre Feste geweiht waren. Daß aber die verschiedenen Arten von Übungen auf gleiche Weise vor dem Volke gezeigt, daß die Sieger gepriesen und belohnt wurden, läßt sich vermuten, nicht beweisen. Noch jetzo

deutet manche erlöschende Spur in den Gebräuchen des Volkes auf vorchristliche Festspiele zurück.

Wir haben hiermit auf die Ansichten hingedeutet, welche gelten und lebendig sein müssen, wenn das Turnwesen tiefer in dem Volke haften, mit seinem Dasein gleichsam verwachsen, den Geist desselben und die edlere Gesinnung tragen und den Wechsel der Zeiten und Gewohnheiten unveränderlich bestehen soll. Was aber das deutsche Altertum von Turnübungen und Spielen, von ihrer Begründung und Sicherstellung nur ahnen läßt, zeigt das griechische in hellem Lichte, und die Turnkunst in einer Ausbildung, wie nur Jahrhunderte fortgesetzter Bemühungen sie erzeugen konnten, zugleich aber auch in Verhältnissen und Verbindungen, die ihr eine unverwüstliche Dauer sichern mußten. Jede Stadt und Gemeinde freier Menschen war mit Turnschulen oder Gymnasien ausgestattet, welche unter dem Schutze heimatlicher Gottheiten als geweihte Bezirke standen und von den Edelsten und Besten der Gemeinde verwaltet und gehütet wurden. In diesen Heiligtümern war die Erziehung mit gleichgewogener Sorge um die geistige und leibliche Pflege der aufblühenden Jugend bemüht, und in solcher Kunst und Vortrefflichkeit, daß selbst Plato, dem von bestehenden Dingen wenig genügte, im Wesen dieser Erziehung nichts zu ändern fand. Neben den Turnschulen standen die Tempel und ladeten die geübte Jugend aller Stämme zu ihren Festen und Turnspielen ein, nicht etwa hier und dort, nicht nur in Olympia und Pytho oder auf dem Isthmus und zu Nemea, sondern überall, wo irgendeine Gottheit oder ein Heros sich besonderen Dienstes erfreute, war bei seinem Feste der ruhmbegehrigen Jugend vor den Augen der griechischen Götter und Völker ein Schauplatz eröffnet, auf welchem sie die behende, dem Dienste der Freiheit und der Heimat gewidmete Kraft wetteifernd bewähren und Kränze gewinnen konnte, die Glanz und Achtung auf ihr ganzes Leben verbreiteten. Der Knabe, dessen Kraft eben erst geweckt war, der Jüngling und der noch jugendliche Mann traten hier, von erfahrenen Kampfrichtern geprüft und geschieden, einander entgegengestellt zum Wettstreit hervor, und des Siegers Name, besonders bei den großen heiligen Spielen, flog gleichsam durch alle Staaten des großen Vaterlandes. Ihn empfingen am Abend nach den Feiern und daheim festliche Gelage, seine Tugend erhoben Pindar und Simonides im ehrenden Gesange, seine Gestalt Phidias und Polyklet in bewunderten Werken der bildenden Kunst. Und faßt man alles zusammen, so hatte jenes Land der Wunder alles erschöpft, was sich irgend zur Pflege und Belohnung des Turnwesens Reiches und Großes erfinden und in das Leben einführen ließ. (Friedr. Thiersch, Aus der Zueignung an Jahn zu: Pindarus' Werke, 1819.)

VOM NACKTEN IN DER ANTIKE.

Man kann wohl sagen, daß die Werke der alten griechischen Meister eine Frucht ihrer Gymnasien waren, und daß, wo diese nicht sind, sie schwerlich kann eingeerntet werden. Der erfahrene und geübte Sinn des ganzen Volks am Nackenden, dies ist die Hauptsache, die uns fehlt, nebst dem Arbeiter selbst:

der schönste Nackende der Kunst wird endlich nur durch Erinnerung geschaffen und genossen.

Man kann die Natur nicht abschreiben; sie muß empfunden werden, in den Verstand übergehen und von dem ganzen Menschen wieder neugeboren werden. Alsdann kommen allein die bedeutenden Teile und lebendigen Formen und Gestalten heraus, die das Herz ergreifen und die Sinne entzücken; die Regung in vollstimmiger Einheit durch den ganzen Körper des gegenwärtigen Augenblicks bildet kein bloßer Fleiß. Je größer und erhabener der Künstler, desto edler und eingeschränkter die Auswahl. Im Nackenden der bei uns gewöhnlich bekleideten Teile, also des ganzen Körpers bis auf Kopf und Hände und Füße, können wir den Alten nicht gleichkommen, weil wir ihre Gymnasien und Thermen nicht haben. In Köpfen, Händen und Beinen und Kindern halten wir ihnen vielleicht die Wage, insoweit wir noch Periklesse, Platonen, Alkibiadesse und Aspasiens und Phrynen haben. Die höchste Vollkommenheit ist überall der letzte Endzweck der Kunst, sie mag Körper oder Seele oder beides zugleich darstellen und nicht die bloße getroffene Ähnlichkeit der Sache und das kalte Vergnügen darüber. (Wilh. Heinse, *Ardinghello*, 1787.)

ERSEHNTER PLATONÜBERTRAGUNG.

Von Plato wurde dem Sokrates durch einen Traum verkündigt, daß ein junger Schwan aus dem Altar des Gottes der Liebe auflöge und in seinem Schoße niedersäße, nachher sich auf seinen Schwingen gen Himmel erhebe, mit einem Gesange, der das Ohr der Götter und Menschen ergötzte. O, säße in dem Schoße des griechischen Plato auch ein solcher Schwan nieder, um, was er in seiner Sprache sang, uns in der unsrigen vorzusingen! Sein Übersetzer muß den Dämon Sokrates' zum Freunde haben, der ihm in der Weisheit selbst und in dem Gewande derselben, dem sokratischen Vortrage, Rat und Unterricht gebe: diesem Göttlichen, was in Sokrates wohnt, opfere er wie der junge Theages Gebet und Opfer und was die Weissager wollen, damit er sein Vertrauter sei. (Joh. Gottfr. Herder, *Fragmente über die Bildung einer Sprache*, 1767.)

DIE GRIECHEN UM DER GRIECHEN WILLEN.

Denn um aller Musen willen, warum lesen wir die Griechen? Ists nicht, daß wir eben diesen zarten Keim der Humanität, der in ihren Schriften, wie in ihrer Kunst, liegt, nicht etwa nur gelehrt entfalten, sondern in uns, in das Herz unserer Jünglinge pflanzen? Wer in Homer, ja in allen Schriftstellern von echt griechischem Geist, bis zu Plutarch und Longin hinab, bloß Griechisch lernt oder irgendeine Wissenschaft in ihnen bloß und allein mit nordischem Fleiße verfolgt, ohne den Geist ihrer Komposition, diese feine Blüte, mit innerer Zustimmung seines Herzens zu bemerken, der könnte, dünkt mich, an ihrer Statt Sinesen und Mongolen lesen. (Joh. Gottfr. Herder, *Geschichte und Kritik der Poesie und bildenden Künste*, 1794.)

STAATLICHE BILDUNG BEI DEN ALTEN UND DEN NEUEREN.

Die Alten sorgten für die Kraft und Bildung des Menschen als Menschen, die Neueren für seinen Wohlstand, seine Habe und Erwerbsfähigkeit. Die Alten suchten Tugend, die Neueren Glückseligkeit. Daher waren die Einschränkungen der Freiheit in den älteren Staaten auf der einen Seite drückender und gefährlicher. Denn sie griffen geradezu an, was des Menschen eigentümliches Wesen ausmacht, sein inneres Dasein, und daher zeigen alle älteren Nationen eine Einseitigkeit, welche (den Mangel an feinerer Kultur und an allgemeiner Kommunikation noch abgerechnet) größtenteils durch die fast überall eingeführte gemeinschaftliche Erziehung und das absichtlich eingerichtete gemeinschaftliche Leben der Bürger überhaupt hervorgebracht und genährt wurde. Auf der andern Seite erhielten und erhöhten aber auch alle diese Staatserichtungen bei den Alten die tätige Kraft des Menschen. Selbst der Gesichtspunkt, den man nie aus den Augen verlor, kraftvolle und genügsame Bürger zu bilden, gab dem Geiste und dem Charakter einen höheren Schwung. Dagegen wird zwar bei uns der Mensch selbst unmittelbar weniger beschränkt, als vielmehr die Dinge um ihn her eine einengende Form erhalten, und es scheint daher möglich, den Kampf gegen diese äußeren Fesseln mit innerer Kraft zu beginnen. Allein schon die Natur der Freiheitsbeschränkungen unserer Staaten, daß ihre Absicht bei weitem mehr auf das geht, was der Mensch besitzt, als auf das, was er ist, und daß selbst in diesem Fall sie nicht — wie die Alten — die physische, intellektuelle und moralische Kraft nur, wengleich einseitig, üben, sondern vielmehr ihr bestimmende Ideen als Gesetze aufdringen, unterdrückt die Energie, welche gleichsam die Quelle jeder tätigen Tugend und die notwendige Bedingung zu einer höheren und vielseitigeren Ausbildung ist. Wenn also bei den älteren Nationen größere Kraft für die Einseitigkeit schadlos hielt, so wird in den neueren der Nachteil der geringeren Kraft noch durch Einseitigkeit erhöht. Überhaupt ist dieser Unterschied zwischen den Alten und Neueren überall unverkennbar. Wenn in den letzten Jahrhunderten die Schnelligkeit der gemachten Fortschritte, die Menge und Ausbreitung künstlicher Erfindungen, die Größe der gegründeten Werke am meisten unsere Aufmerksamkeit an sich zieht, so fesselt uns in dem Altertum vor allem die Größe, welche immer mit dem Leben eines Menschen dahin ist, die Blüte der Phantasie, die Tiefe des Geistes, die Stärke des Willens, die Einheit des ganzen Wesens, welche allein dem Menschen wahren Wert gibt. Der Mensch, und zwar seine Kraft und seine Bildung war es, welche jede Tätigkeit rege machte: bei uns ist es nur zu oft ein ideelles Ganze, bei dem man die Individuen beinahe zu vergessen scheint, oder wenigstens nicht ihr inneres Wesen, sondern ihre Ruhe, ihren Wohlstand, ihre Glückseligkeit. Die Alten suchten ihre Glückseligkeit in der Tugend. Die Neueren sind nur zu lange diese aus jener zu entwickeln bemüht gewesen, und der selbst, welcher die Moralität in ihrer höchsten Reinheit sah und darstellte, glaubt durch eine sehr künstliche Maschinerie seinem Ideal des Menschen die Glückseligkeit, wahrlich mehr wie eine fremde Belohnung, als wie sein eigen errungenes Gut, zuführen zu müssen. Ich verliere kein Wort über diese Verschiedenheit. Ich

schließe nur mit einer Stelle aus Aristoteles' Ethik: „Was einem Jeden, seiner Natur nach, eigentümlich ist, ist ihm das Beste und Süßeste. Daher auch den Menschen das Leben nach der Vernunft, wenn nämlich darin am meisten der Mensch besteht, am meisten beseligt.“ (W. v. Humboldt, Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen, 1792.)

GANG DER BILDUNG EINER NATION.

Es gibt Leute, die sich die Epochen, in denen die Bildung einer Nation fortschreitet, in einer gar wunderlichen Ordnung vorstellen. Sie bilden sich ein, daß ein Volk zuerst in tierischer Rohheit und Wildheit daniederläge, daß man nach Verlauf einiger Zeit das Bedürfnis einer Sittenverbesserung empfinden und somit die Wissenschaft von der Tugend aufstellen müsse, daß man, um den Lehren derselben Eingang zu verschaffen, daran denken würde, sie in schönen Beispielen zu versinnlichen und daß somit die Ästhetik erfunden werden würde: daß man nunmehr nach den Vorschriften derselben schöne Versinnlichungen verfertigen und somit die Kunst selbst ihren Ursprung nehmen würde: und daß vermittelt der Kunst endlich das Volk auf die höchste Stufe menschlicher Kultur hinaufgeführt werden würde. Diesen Leuten dient zur Nachricht, daß alles, wenigstens bei den Griechen und Römern, in ganz umgekehrter Ordnung erfolgt ist. Diese Völker machten mit der heroischen Epoche, welches ohne Zweifel die höchste ist, die erschungen werden kann, den Anfang; als sie in keiner menschlichen und bürgerlichen Tugend mehr Helden hatten, dichteten sie welche; als sie keine mehr dichten konnten, erfanden sie dafür die Regeln; als sie sich in den Regeln verwirrten, abstrahierten sie die Weltweisheit selbst, und als sie damit fertig waren, wurden sie schlecht. (Heinr. v. Kleist, Berliner Abendblätter, 1810.)

STÄRKUNG AUS ANTIKEM GEISTE.

Ich erbitte mir von Gott für mich, wenn meinem Alter noch prüfende Tage beschieden sein sollten, und für meine Kinder, die gewiß böse Zeiten erleben werden, nur soviel Selbstbeherrschung, Überwindung der Lüste, Mut vor der Gefahr, ruhiges Beharren im Bewußtsein eines edeln Entschlusses, dessen Ausgang unglücklich war, wie es das atheniensische Volk, als ein Mann genommen (von der Sittlichkeit der einzelnen ist hier die Rede nicht) gezeigt hat: und wer als einzelner so ist, und dann nicht mehr sündigt im Verhältnis als die Athenienser, der mag seinem Stündlein ruhig entgegensehen. — — Die Väter und Brüder der tausend Bürger, welche bei Chäroneia als Freie gefallen waren, die in der Grabschrift freudig bezeugten, daß sie ihren Beschluß nicht bereuten, die dem Redner, auf dessen Rat die Waffen so unglücklich versucht und ihre Lieben gefallen waren, eine goldene Krone erteilten, ohne zu fragen, ob der Sieger darüber grolle: das Volk, welches, da Alexander von Thebens Schutt her die Auslieferung der Patrioten forderte, sie verweigerte und ihn lieber vor seinen Mauern erwartete: welches, während die Schmeichler und Furchtsamen tagtäglich warnten, nicht zu reizen, Bürger

zum Tode verurteilte, welche Sklaven gekauft, die durch Eroberung griechischer, Athen feindselig gewesener Städte in der Makedonier Gewalt gekommen waren: das Volk, dessen Dürftige, überwiegend in der Versammlung, der Spende entsagten, die allein ihnen an einigen Festtagen den Luxus von Fleischspeisen schenkte, da sie sonst nur Oliven, Kräuter und Zwiebeln mit trockenem Brot und gesalzenem Fisch aßen; die dieses Opfer brachten, damit für die Ehre des Vaterlandes gerüstet werde: das Volk hat mein ganzes Herz und meine tiefe Ehrfurcht. (Barth. Georg Niebuhr, Kleine historische und philosophische Schriften, 1828/1843.)

DIE ANTIKE ARTUNG WINCKELMANNS.

Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Los der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neuere vom Schicksal angewiesen. Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt: dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten ohne weitem Umweg sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt. Hierher waren sie gesetzt, hierzu berufen, hier fand ihre Tätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Anteil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten? Daher es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen. Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Wert, so wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Wert zu gewinnen scheint.

Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasie-

bilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am wertesten geachtet und alle seine innern, seine äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchlich geschickt; denn wie die gesunde Faser dem Übel widerstrebt und bei jedem krankhaften Anfall sich eilig wiederherstellt: so vermag der jenen eigene gesunde Sinn sich gegen inneren und äußeren Unfall geschwind und leicht wiederherzustellen.

Eine solche antike Natur war, insofern man es nur von einem unsrer Zeitgenossen behaupten kann, in Winckelmann wieder erschienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erscheint er ganz und abgeschlossen, völlig im antiken Sinne. Angewiesen auf Tätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich altertümlichen Geist, so blieb ihm derselbe auch in seinen Studien getreu. Doch, wenn bei Behandlung der Wissenschaften im großen und breiten die Alten sich schon in einer gewissen peinlichen Lage befanden, indem zu Erfassung der mannigfaltigen, außermenschlichen Gegenstände eine Zerteilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerstückelung der Einheit fast unerläßlich ist, so hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannigfaltigen Wißbaren sich zu zerstreuen, in unzusammenhängenden Kenntnissen sich zu verlieren in Gefahr kommt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach Winckelmann auch in dem Wißbaren und Wissenswerten herum-schweifte, teils durch Lust und Liebe, teils durch Notwendigkeit geleitet, so kam er doch früher oder später immer zum Altertum, besonders zum griechischen zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte. (Joh. Wolfg. Goethe, Winckelmann 1804/5.)

EIN DEUTSCHER IN ROM.

Ja, es hängt an den Mauern Roms etwas, das das Tiefste im Menschen aufregt. Wenn man eine Metallscheibe schlägt, so tönt das Erz fort, bis die Auflegung des Fingers den Schwingungen ein Ende macht. So berührt auch Rom den mit dem Altertum verkehrenden Geist. Ja, ein Schlag folgt dem andern, bis alle Saiten des Menschen sich rühren und regen und er zuletzt innewird, was alles bisher in ihm schlief. Ich habe aus jenem Aufenthalt in Rom einen

größeren Reichtum des Geistes, für mein folgendes Leben einen tieferen Ernst der Seele, für meine Studien einen lebendigeren, positiveren Hintergrund mit nach Hause gebracht. Das Rad des Lebens hat sich dort ein tieferes Geleise gehöhlt. (Joh. Jak. Bachofen, Selbstbiographie, Baseler Jahrb. 1917).

ROM.

Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Altertum in eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das meiste von diesem Eindruck uns und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht bloß der empfindende Gedanke zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal sei es auch durch eine notwendige Täuschung als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Öde, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie teilzunehmen, ja, an der keine andere Teilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichtum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist wie in noch südlicheren Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt: so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Überall sonst reihen sich Ideen des Kontrastes daran, und er wird elegisch oder satyrisch. Freilich indes ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner als wir Tivoli. Das beweist sein: *Beatus ille qui procul negotiis*. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Altertum uns erscheinen. Es geht damit wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Ruinen: wir haben immer einen Ärger, wenn man eine halb versunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge: wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizierten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die zweiundsiebzig Kardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist als dies ganze Geschlecht. (Wilh. v. Humboldt an Goethe, 1804.)

HULDIGUNG DER DEUTSCHEN WISSENSCHAFT VOR DEN GRIECHEN.

Unser Streben ginge nun dahin, die Teilnahme für das alte Griechenland, soweit unsere schwache Wirksamkeit reicht, am Leben zu erhalten. Es handelt sich um keine Verklärung, und die enthusiastische Schönfärberei gedenken wir nirgends zu schonen. „Die Hellenen waren unglücklicher, als die meisten glauben“ (Böckh). Aber die große weltgeschichtliche Stellung des griechischen Geistes zwischen Orient und Okzident muß klargemacht werden. Was sie taten und litten, das taten und litten sie frei und anders als alle früheren Völker. Sie erscheinen original und spontan und bewußt da, wo bei allen andern ein mehr oder weniger dumpfes Müssen herrscht. Darum erscheinen sie mit ihrem Schaffen und Können wesentlich als das geniale Volk auf Erden, mit allen Fehlern und Leiden eines solchen.

In allem Geistigen haben sie Grenzen erreicht, hinter welchen die Menschheit, wenigstens in der Anerkennung und Aneignung, nicht mehr zurückbleiben darf, auch wo sie die Griechen im Können nicht mehr erreicht. Daran liegt es, daß überhaupt dies Volk aller Nachwelt sein Studium aufzuerlegen vermocht hat. Wer sich dem entziehen will, bleibt einfach zurück.

Und nun ihr Wissen und Schauen! Durch ihre Weltkunde beleuchten sie außer ihrem eigenen Wesen auch das aller andern alten Völker; ohne sie und ohne die philhellenisch gewordenen Römer gäbe es überhaupt keine Kunde der Vorzeit, weil alle andern Völker nur auf sich selbst achteten, auf ihre Königsburgen, Tempel und Götter. Alle seitherige objektive Kenntnisnahme der Welt spinnt an dem Gewebe weiter, welches die Griechen begonnen haben. Wir sehen mit den Augen der Griechen und sprechen mit ihren Ausdrücken.

Nun ist es aber die spezielle Pflicht des Gebildeten, das Bild von der Kontinuität der Weltentwicklung in sich so vollständig zu ergänzen als möglich; dies unterscheidet ihn als einen Bewußten vom Barbaren als einem Unbewußten; sowie der Blick auf Vergangenheit und Zukunft überhaupt den Menschen vom Tier unterscheidet, mag auch die Vergangenheit Vorwürfe und die Zukunft Sorgen mit sich führen, wovon das Tier nichts weiß.

Und so werden wir ewig im Schaffen und Können die Bewunderer und in der Welterkenntnis die Schuldner der Griechen bleiben. Hier sind sie uns nahe, dort groß, fremd und ferne. (Jak. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte, 1898.)

GOETHE ALS SCHÖPFER DER WISSENSCHAFT VON DEN GRIECHEN.

Goethe, der Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, empfangen wohlwollend den mit Liebe dargebrachten Anfang einer Sammlung von Schriften und Aufsätzen, die bestimmt sind, hin und wieder das weite Gebäude von Kenntnissen aufzuklären, in welchen jener das Leben verschönernde Geist ursprünglich wohnte.

An wen unter den Deutschen könnte man bei einem Unternehmen solcher Art eher denken als an den, in dessen Werken und Entwürfen, mitten unter abschreckenden modernen Umgebungen, jener wohlthätige Geist sich eine

zweite Wohnung nahm? Seiner würden wir vor jedem andern gedenken, wäre auch nicht früher an einen der Herausgeber sein freundschaftlicher Zuruf zu neuer veränderter Tätigkeit ergangen, ein Zuruf, der auch dem minder Vollendeten nachsichtigen Beifall gleichgesinnter Leser verhiel.

Doch nicht um sich eines begünstigenden Genius unserer Literatur zu versichern, wollten die Unternehmer dieser Zeitschrift ihr erstes Blatt mit seinem Namen zieren. Dazu hätte es dieses öffentlichen Schmuckes nicht bedurft. Sie wollten bei einem so guten Anlasse der bildungsfähigen Jugend des Vaterlandes sagen, mit wie inniger Empfindung derjenige zu ehren sei, der ihnen die hin und her geworfene Frage, zu welchem Ziele die Studien des Altertums führen, schon längst genügender und schöner beantwortet hat, als die beste Erörterung je vermöchte. Denn woher ließ solche Erhebung über die engen Kreise und Tummelplätze des gewöhnlichen heutigen Lebens, woher ließen solche Ansichten von Welt und Kunst und Wissenschaft sich gewinnen, als aus dem innern Heiligtume der altertümlichen Musenkünste, welches sich endlich einmal wieder in einem natürlich verwandten Gemüte aufschloß? Einen Hypopreten von diesem Verdienst, der nicht allein die Sprüche und Ideen der verstummten Orakel auslegte, sondern selber viel Auslegungswürdiges hervorbrachte, näher kennen und seinen oft verborgenen Sinn ergründen zu lernen, schon dies wäre wohl des Schöpfens aus den ewigen Urquellen der Schönheit wert.

Ihr Wort und Ansehen, Würdigster unserer Edeln, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse entrissen werde; wie wir denn begründete Hoffnung hegen, daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu suchen sei, in der Natur unserer Sprache oder in Verwandtschaft eines unserer Urstämme mit dem Hellenischen, oder wo sonst etwa: wir Deutschen, nach so manchen Verbildungen, stimmen am willigsten unter den Neuern ein in die Weisen des griechischen Gesanges und Vortrages; wir am wenigsten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen andern den Zutritt erschweren; wir allein verschmähen immer mehr, die einfache Würde ihrer Werke verschönern, ihre berühmten Unanständigkeiten meistern zu wollen. Wer aber bereits so viel von dem göttlichen Anstande daheim empfand, dem wird der ernsthafte Gedanke schon leichter, in den ganzen Kultus der begeisternden Götter einzugehen.

Nur lassen Sie uns nicht weniger verhüten, daß zu diesen Orgien nicht das buntgemischte Volk ohne Vorbereitung und Andacht sich dränge, um mit dem Stabe der Begeisterung umherzutaumeln. Bewillkommen wir zwar manchen gern, der in unsern Kreisen Erheiterung und Labsal sucht nach dem Ernste strengerer Wissenschaften oder der Dürre bloß erwerbsamer, ebenso denjenigen, der sich als eifrigen Liebhaber alles Schönen ankündigt; mag auch mancher der eigentlichen Genossen nicht gerade das Höchste der Wissenschaft nach den reichsten Gesichtspunkten umfassen und sich mit einem und andern Teile als fleißiger Arbeiter begnügen, immerhin befangen in dem Wahne, wirklich zu lieben, was er nur als sein Tagwerk treibt: jedoch veredle jeder von allem seine Bemühung und selbst sein Spielzeug durch sinnvolle

Behandlung und durch die Richtung nach den anerkannten besten Zwecken. So werde, so bleibe der Deutsche, ohne die Emsigkeit des bloß gelehrten Sammlers zu verachten, ohne den bloßen Liebhaber allgemeiner Bildung zurückzuweisen, überall der tiefere Forscher und Ausleger des aus dem Altertume fließenden Großen und Schönen, und er gebrauche solche Schätze, um unter dem Wechsel wandelbarer öffentlicher Schicksale den Geist seiner Nation zu befruchten, deren Bessere durch das Studium einheimischer Werke keineswegs unvorbereitet sind, die beste Weihe zu empfangen.

Mögen Sie, Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, noch lange ein wirksamer Beschützer und zufriedener Zuschauer so nützlicher Bestrebungen sein! Möge Ihr geliebtes Weimar unter seinem herrlichen, von allen Musen gefeierten Fürstenhause bald wieder in verjüngter Blüte strahlend, auch fernerhin neue schöne Talente für das übrige Deutschland wecken! Möge Ihnen nie Kraft und ungestörte Muße fehlen, um auf dem Wege, worin Ihr Leben selbst dem Stufengange der Griechen nachahmt, itzt diese, itzt eine andere der holdesten Künste, und bald auch dunkle Räume oft entweihter Wissenschaften zu erleuchten! (Friedr. Aug. Wolf, Zueignung an Goethe, 1807.)

DIE ALTEN ALS HELFER.

Man denke sich das Große der Alten, vorzüglich der Sokratischen Schule, daß sie Quelle und Richtschnur alles Lebens und Tuns vor Augen stellt, nicht zu leerer Spekulation, sondern zu Leben und Tat auffordert.

Wenn nun unser Schulunterricht immer auf das Altertum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höheren Kultur so nötigen Studien niemals rückgängig werden.

Denn wenn wir uns dem Altertum gegenüberstellen, und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden. —

Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich dem Altertum gegenüber in den anmutigst ideellen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Überlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat. —

Wie Sokrates den sittlichen Menschen zu sich berief, damit dieser ganz einfach einigermaßen über sich selbst aufgeklärt würde, so traten Plato und Aristoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur; der eine mit Geist und Gemüt, sich ihr anzueignen, der andere mit Forscherblick und Methode, sie für sich zu gewinnen. Und so ist denn auch jede Annäherung, die sich uns im ganzen und einzelnen an diese dreie möglich macht, das Ereignis, was wir am freudigsten empfinden und was unsere Bildung zu befördern sich jederzeit kräftig erweist. (Joh. Wolfg. Goethe, Maximen und Reflexionen, 1829.)

DIE HEUTIGEN UND DIE GRIECHEN.

Bei einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zustatten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch wie die unsrige das Opfer derselben zu sein. Die Griechen beschämen uns nicht bloß durch eine Simplizität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsre Nebenbuhler, ja, oft unsre Muster in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unsrer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophierend und bildend, zugleich zart und energisch, sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

Damals bei jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte hatten die Sinne und der Geist noch kein strenge geschiedenes Eigentum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, miteinander feindselig abzuteilen und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beide konnten im Notfall ihre Verrichtungen tauschen, weil jedes, nur auf seine eigne Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und so fein und scharf sie auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit fehlte in keinem einzelnen Gott! Wie ganz anders bei uns Neuern! Auch bei uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergrößert auseinandergeworfen — aber in Bruchstücken, nicht in veränderten Mischungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen. Bei uns, möchte man fast versucht werden zu behaupten, äußern sich die Gemütskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehen nicht bloß einzelne Subjekte, sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Teil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen wie bei verkrüppelten Gewächsen kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen und das Ganze mit dem Ganzen sich messen; welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten? (Friedr. Schiller, Briefe über die ästhetische Erziehung, 1795.)

ANTIKE UND NEUERE KUNST.

Verschiedentlich habe ich mir die Frage vorgelegt, wie es komme, daß von unsern Antiquaren zwei so ungleichartige Gegenstände, als Bildwerke der Griechen und Römer und die Gemälde der christlichen Kunst sind, fast mit derselben Liebe umfaßt, mit der nämlichen Aufmerksamkeit untersucht werden. Zwar liegt eine Antwort nahe, daß in beiden Hervorbringungen die ihnen gemeinschaftliche Schönheit der Gestalt und Komposition gesucht und anerkannt werde, folglich die eine zur Erläuterung und Bestätigung der andern gereichen dürfe. Magdalena kann so reizend gemalt sein, als Venus ausgehauen ist, und die Zusammensetzung einer Grablegung von Rafaels Hand so glücklich und gewählt sein als irgendein altes Werk. Ich bekenne, daß mir dieser Grund nicht genügt, weil, wie mich dünkt, in den Bildsäulen und Malereien noch eine andere gründlichere Verschiedenheit obwaltet, die durch Beobachtung ihrer gemeinsamen Vorzüge keineswegs aufgehoben wird, die mir eben, als ich römische Sammlungen betrachtete, oft in grellem Abstich entgegentrat. Ein wesentlicher, ja unausgleichbarer Unterschied der alten von der neuen Kunst liegt mir nämlich darin, daß alles, was jene gestaltete, typisch ist, das heißt nach lang überliefertem Urbild entsprungen, die Bilder der neueren Kunst aber beinah ganz in der Phantasie und Willkür des Malers beruhen. Jene waren darum echt religiös, diese sind es nur anscheinend, weil die Kraft des einzelnen und des größten Meisters solch einen Typus zu erzeugen oder zu ersetzen viel zu schwach ist. Alle alten Werke, der Griechen zumal, sind lehrreich, und man darf sie bis ins Einzelne studieren, während aus Gemälden, selbst rafaelischen, für die Erkenntnis unserer wesentlich unbildlichen Glaubensgeheimnisse nichts zu entnehmen ist. Was ihnen gegeben war, konnten die Maler nicht malen, und was sie malten, war ihnen nicht gegeben. In allen noch so verschieden gefaßten Bildsäulen der Pallas wird der Göttin Typus walten; wie grundabweichend ist Maria von den Malern, von einem und demselben Meister genommen, dem Haupte des Heilands sehen wir bald schwarzes, bald nußbraunes, bald schlichtes, bald gekräuselttes Haar beigelegt. Man weiß, daß die ersten Jahrhunderte alle Bilder verabscheuten, die folgenden fast verstohlen wieder dazu, niemals aber zu einem stetigen Typus der Gestalten und Farben gelangten. Es gebriecht also der modernen Kunst an einem vollen Hinterhalt, an lebendigem, festem Zusammenhang mit Religion und Mythos, den keine künstlerische Schwärmerei vergütet. Auch mich ergreift bei Rafael, Leonardo, Tizian das glühende Leben ihrer Bilder, die gleich den glücklichsten und wahrhaftesten Porträten wirken, deren Form und Anlage ich bewundere. Was ich in ihnen misse, würde auch ein aufrichtiger Katholik in ihnen nicht finden: mythische Treue und Zuverlässigkeit, die erst den Mittelpunkt und die Seele des Gemäldes hergeben könnten. (Jakob Grimm, Akad. Rede, 5. Dez. 1844.)

ALTE UND NEUE HARMONIK DER WELT.

Wem dieser großartige Gedanke eines einheitlichen, alle Bewegungen der Welt beherrschenden Bewegungsgrundgesetzes auch zuerst gekommen sein

mag — es ist schwer, an jemand anderen als an Archytas zu denken, wenn Plato auch nur ganz allgemein von den „Pythagoreern“ spricht — hier ist bei aller Unvollkommenheit der Formulierung doch schon das wahre Gesetz der Planetenbewegung richtig geahnt. Denn wenn das dritte Keplersche Gesetz sagt, daß die Quadrate der Umlaufzeiten sich zueinander wie die Kuben der mittleren Entfernungen verhalten, so ist da derselbe allgemeine Grundgedanke nur in genauerer mathematischer Fassung ausgedrückt. Das ist kein Zufall. Kepler empfing die Anregung zu seiner Entdeckung eben aus dieser Harmonik der Pythagoreer, wie schon der Titel seines Werkes „Harmonik der Welt“ andeutet. Er selbst erzählt, wie ihm, als er schon an der Schwierigkeit des Problems fast verzweifelte, durch einen Zufall die Harmonik des Ptolemäus, die eine späte Bearbeitung der pythagoreischen Wissenschaft darstellt, in die Hände fiel und er hier zu seiner Überraschung die gleiche Auffassung der Himmelsbewegungen fand, wie sie ihm immer vorgeschwebt hatte. Doch lassen wir ihn selbst reden: „Was ich vor 22 Jahren vermutet habe . . . wovon ich in meiner Seele überzeugt war, noch bevor ich die Harmonik des Ptolemäus gelesen . . . was ich vor 16 Jahren durch öffentliche Drucklegung (im „Prodromus“) als Gegenstand der Forschung hinstellte, um wessentwillen ich den besten Teil meines Lebens mit astronomischen Betrachtungen verschwendete, zu Tycho de Brahe ging, Prag als Wohnsitz wählte — das habe ich nun endlich in seiner tiefsten Wahrheit, mehr als ich jemals hoffen durfte, erfaßt. Dadurch habe ich die ganze Natur der Harmonik, sowohl in ihrer Totalität wie in ihren einzelnen Teilen, innerhalb der Himmelsbewegungen gefunden . . . nicht in der Weise, wie ich es (ursprünglich) im Geiste konzipiert hatte, sondern auf eine davon sehr verschiedene, aber ganz vorzüglich geeignete und vollkommene Art . . . In der Zwischenzeit, da mich der äußerst mühselige Versuch, die Himmelsbewegungen darzustellen, angespannt hielt, kam mir ein Werk zu Händen, das meiner Leidenschaft neue Nahrung und meinem Vorhaben einen Ansporn gab: Ich las die Harmonik des Ptolemäus . . . Die Handschrift hatte mir ein ausgezeichnete und für die Förderung der Philosophie und jeder Art der Wissenschaft geradezu geborene Mann, Johann Georg Herward, Bayerns Kanzler, übersandt. Hier fand ich über alle Erwartung hinaus und von höchster Bewunderung erfüllt das dritte Buch von der gleichen Anschauung einer himmlischen Harmonie getragen — niedergelegt vor 1500 Jahren . . . aber es scheint, daß Ptolemäus, ähnlich wie Scipio bei Cicero, eigentlich mehr einen pythagoreischen Traum vorträgt, als darauf ausgeht, die Philosophie wirklich zu fördern. Mich aber bestärkte jener noch rohe Zustand der antiken Astronomie, mehr noch diese vollkommene und genaue Übereinstimmung unserer beiden um 15 Jahrhunderte auseinanderliegenden Betrachtungen, von meinem Vorhaben nicht abzulassen. Darf ich es kurz zusammenfassen? Sich selbst verratend ging die Natur den Menschen entgegen und ließ sich von Dolmetschern enträtseln, die ein Zwischenraum von Jahrhunderten getrennt. Der gleiche Begriff vom Bau der Welt entstand in dem Geiste von zwei Menschen, die sich ganz der Betrachtung der Natur gewidmet, wobei keiner des anderen Führer beim Einschlagen dieses Weges gewesen ist. Jetzt, da mir vor 18 Mo-

naten das erste Licht aufging, seit drei Monden der helle Tag und erst seit ganz wenigen Tagen (seit dem 15. Mai 1618) die reine Sonne selbst der wundervollsten Anschauung aufgeleuchtet ist, jetzt hält mich nichts zurück: jetzt darf ich heiligster Begeisterung ganz nachgeben (und darf sagen): Ja, ich habe die goldenen Gefäße der Ägypter gestohlen, um meinem Gotte aus ihnen ein Heiligtum zu errichten, weit, weit von den Grenzen Ägyptens . . . Wohlan hier werfe ich den Würfel und schreibe ein Buch, möge es die Gegenwart, möge es die Nachwelt lesen — das ist gleich! Möge es seinen Leser erst in hundert Jahren erwarten — wo doch Gott selbst seines Betrachters durch sechs Jahrtausende harren gemußt.“

Diesen Worten braucht nichts zugefügt zu werden. Über die Kluft von Jahrtausenden hinweg wird hier von Kepler ein Gedanke, der im Kopfe eines Griechen zuerst im 4. Jahrhundert v. Chr. Geb. aufgegangen ist und das Wesen der Natur blitzartig erleuchtet hat, in seinem eigentlichen Sinne wieder erfaßt. Nachdem diese Idee unverstanden und durch alle möglichen fremden Zutaten entstellt, unter dem Schutt von Büchern und Papier begraben gelegen hatte, erlebt sie in jenem großen Deutschen ihre Auferstehung, um bis zum heutigen Tag die Grundlage der ganzen modernen Naturerkenntnis zu bleiben. (Erich Frank, Plato und die sogenannten Pythagoreer, 1923.)

SINN DER ALTEN UND DER NEUEN MUSIKBILDUNG.

Daß die Musik nicht bloß ein Gegenstand, sondern ein Mittel der Erziehung sei und die sittliche Bildung hemme oder fördere, wird in diesem Zeitalter wenig erwogen; ja, bei aller Verbreitung des Geschmacks an derselben, scheint sie doch den wenigsten würdig genug, ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit und der Gesetze zu sein. Denn der neueren Welt ist die Musik, wie auch andere Künste, die Musik aber vorzüglich, eine anständige Beschäftigung freier Muße, die teils wegen ihrer schwierigen Ausführung gefalle und Bewunderung erzeuge, teils auch das Gemüt wie ein gesellschaftliches Spiel, nur mannigfaltiger und zarter, anrege und belebe. Daß diese Anregung eine sittliche Wirkung haben und daß diese ebenso heilsam als verderblich sein könne, wird nicht in Betracht gezogen. Nun ist aber doch wohl unverkennbar, daß dasjenige, was recht getrieben, das ganze Gemüt auf das gewaltigste ergreift, ebenfalls bei einer anderen Anwendung es herabziehen und erniedrigen könne. Es wird aber diese Kunst bei der jugendlichen Erziehung auf eine doppelte Weise gemißbraucht, einmal indem man in ihr ein Maximum der Künstlichkeit zu erreichen sucht und unbekümmert um Sinn und Inhalt nur Schwierigkeiten häuft, um darüber obzusiegen, wodurch diese bezauberte Kunst den Künsten der Equilibristen verähnlicht und zu einer Schule der Eitelkeit erniedrigt wird; zweitens aber, indem man sie allzuoft von dem Geleite der Worte entbunden zu einem entnervenden Spiele unbestimmter Reize und Anmut macht. Denn in ihrer freiesten Gestalt führt diese wunderbare Kunst durch die unendliche Fülle der Ideen, die sie gestaltlos und unentwickelt in das Gemüt versenkt, unvermeidlich zu einer Melancholie, die, wiederholt genossen, durch ihre Anmut und Süßigkeit den Geist entmannt. Dem unbe-

stimmten Sinn der Jugend aber muß das Bestimmteste geboten werden. Daher ihr keine Musik wahrhaft heilsam ist als die, welche schöne und erhabene Worte vergeistert und gehaltvollen Gedanken ihre ätherischen Schwingen leiht. Über diese Grundsätze waren die Alten vollkommen einverstanden. Die Verbindung der Poesie mit der Musik als einer freien Heldenkunst war ihnen aus den frühesten Zeiten vererbt worden. In dem Lager der Achäer, bei dem fernen Getöse der Schlacht, rührte der Sohn des Peleus die Saiten der Leier, der ungestümste und feurigste aller Heroen pflegte der mildesten Kunst und erleichterte sein bekümmertes Gemüt von den lastenden Fesseln des Unmutes, indem er den Ruhm und die Taten alter Heroen sang. Chiron, der untadelige Kentaur, war auch ein Sänger, und die in seiner Ritterschule gebildeten Heldensöhne lernten von ihm die erquickende Kunst. Aber überall, wo wir sie finden, steht sie im Bund mit der Poesie; oft auch knüpften beide zugleich den Knoten der Charitinnen um den verschwisterten Tanz. In dieser Gemeinschaft lenkte sie die Gemüter zu den höchsten Zielen und wirkte Wunder. Denn nicht erträumt sind die Sagen von einem thrakischen Orpheus, einem Amphion und anderen Sängern der grauen Vorzeit, die nicht durch eine unbegreifliche Kunst, sondern durch ihren weisen Gebrauch die Gemüter des rohen Menschengeschlechtes bis in ihre innersten Tiefen erschütterten, und die Natur selbst, die ihre begeisterten Lieder wunderbar beseelten, vor den Augen der ergriffenen und staunenden Menge zu beleben schienen. So wurde die Musik auch dem späteren Geschlechte ausgehändigt. Ihrer alten Gestalt getreu, blieb sie in den Schulen der Jugend ernst und streng und erschien in ihrer edlen Einfalt mit einfachen und begeisterten Worten alter Lieder verbunden wie eine heilige Stimme der Vorwelt, kräftig anregend, tief bewegend und durch hohe Rührung stärkend. Alles war hier harmonisch und eins. Das fromme und ernste Gedicht bewegte sich in feierlichen Rhythmen und war mit der zarten Hülle einer ungekünstelten Melodie umschleiert, die gleichsam nur mit wenigen bedeutenden Farben den kräftigen Umriß belebt. Nun ist aber wohl nicht zu zweifeln, daß eine Kunst das Gemüt reinigen könne, die sich seiner gänzlich bemächtigt, um es in den Äther der höheren Welt zu erheben, aus welcher die Geisterstimme der Musik herabzusäuseln scheint; damit aber das Gefühl nicht in einem unmännlichen und passiven Genusse zerrinne, ihm zugleich durch das Medium der plastischen Poesie hohe Gestalten zeigt, in deren Beschauung der Geist erstarke und sich mächtig fühle. Auch herrschte über diese Wirkung bei den Alten nur ein Urteil. Da es jedermann bekannt sei, sagt Aristoteles, daß durch diese verschiedenen Arten der Musik die ganze Stimmung des Gemütes verändert werde, so könne man auch nicht zweifeln, daß Gesang und Rhythmus die Seele sittlich zu bilden vermöge. Auch scheine zwischen der Natur der Seele und der Natur der Rhythmen und der Harmonie eine innige Freundschaft zu sein; daher auch viele Philosophen behauptet hätten, die Seele sei entweder selbst Harmonie oder enthalte Harmonie in sich. Und Plato behauptet in mehreren Stellen seiner Werke, daß, indem Rhythmus und Harmonie tief in die Seele drängen und sie auf das gewaltigste ergriffen, sie Sittlichkeit und würdevollen Anstand herbeiführten. Diesen Ideen ist es ganz gemäß, wenn das Verderben der Sitten von der Nicht-

achtung dieser Grundsätze und von der Ausartung der Musik das Sinken ganzer Völker abgeleitet wird, wie dieses von einigen getan worden, die über allen Verdacht der Schwärmerei oder Paradoxiesucht erhaben sind. Durch diese Ansicht der Musik ward bestimmt, wie und auf welche Weise sie bei der Erziehung anzuwenden sei. Das Bestreben, das überaus Künstliche hervorzubringen, wurde als unfrei verworfen. Nur soweit müsse sie gebildet werden, daß man im Gesange und Rhythmus das Schöne erkennen könne. Daher sei auch der Unterricht auf solchen Instrumenten zu tadeln, die eine allzu künstliche Handlung forderten, weshalb die böotische Flöte keinen Beifall verdiene, welche noch überdies nichts zur Bildung der Seele beitrage, und statt eine sittliche Fassung zu erzeugen, vielmehr eine Störerin der Ruhe und Besonnenheit sei. Auch dürften bei dem jugendlichen Unterricht nicht alle Rhythmen ohne Unterschied verstattet werden, sondern nur die, welche die Leidenschaften reinigen; weshalb man denn auch der dorischen Tonart unter allen den Vorzug erteilte, weil sie die Ruhe am vollkommensten ausdrücke und am meisten den Charakter des Mutes und der Männlichkeit an sich trage. Wenn diese und ähnliche Betrachtungen, die von den Alten mit der größten Ernsthaftigkeit als über einen der wichtigsten Gegenstände, angestellt zu werden pflegen, unserem Zeitalter entweder ganz fremd oder gleichgültig sind, so beweist dieses nicht etwa ihre Grundlosigkeit, sondern vielmehr, daß wir in dem Gefühle des Sittlichen und Unsittlichen und in frommer Achtung desselben weit hinter den Alten zurückstehen. Voll des Wahns, durch Lehren und Predigen die Zwecke des Lebens und der Menschheit hinlänglich zu fördern, überlassen wir alles übrige der Laune des Zufalls, der denn auch nicht unterlassen hat, die Bildung der modernen Welt zu einem Chaos der Willkür und der feindseligsten Elemente zu machen. Durch den öffentlichen und fast allgemeinen Gebrauch der künstlichsten Musik ist ihre sittliche Wirkung in unserem Zeitalter fast gänzlich vernichtet worden. Denn da sie die Kenntnis der meisten, auch der musikalisch gebildeten Zuhörer, größtenteils übersteigt, so betrügen sich einige mit unmäßiger Bewunderung der sich immer mehr überbietenden Fertigkeit, andere mit einem dumpfen Brüten über unbestimmten Gefühlen und sinnlichen Reizungen. Je weiter nun die Kunst diese Richtung verfolgt, desto größer wird das Übel und desto häßlicher die Verworrenheit, aus welcher auch keine andere Rettung zu erwarten steht, als daß der Mißbrauch den höchsten Gipfel ersteige und sich durch seinen Übermut selbst vernichte. (Friedr. Jacobs, Rede, 28. März 1808.)

ALTE UND NEUE HELDENVEREHRUNG.

Die Helden des römischen Altertums wandeln jetzt mit ihrer Größe durch mein Gemüt; sowie ich genese, will ich den Versuch anstellen, aus ihren Geschichten etwas zu malen. Ich kann es dir nicht beschreiben, wie sich seit einiger Zeit das Heldenalter so lebendig vor mir regt; bis dahin sah ich die Geschichte als eine Sache an, die nur unsre Neugier angehe, aber es hat sich mir darin eine ganz andere Welt entwickelt. Vorzüglich gern möchte ich aus Cäsars Geschichte etwas bilden, man nennt diesen Mann so oft und nie mit der Ehr-

furcht, die er verdient. Wenn er auf dem Nachen ausruft: Du trägst den Cäsar und sein Glück! oder sinnend am Rubikon steht und nun noch einmal kurz sein Vorhaben erwägt, wenn er dann fortschreitet und die bedeutenden Worte sagt: Der Würfel ist geworfen! dann bewegt sich mein ganzes Herz vor Entzücken, alle meine Gedanken versammeln sich um den einen großen Mann, und ich möchte ihn auf alle Weise verherrlichen. Am liebsten sehe ich ihn vor mir, wenn er durch die kleine Stadt in den Alpen zieht, sein Gesellschafter ihn fragt: ob denn hier auch wohl Neid und Verfolgung und Plane zu Hause wären, und er mit seiner höchsten Größe die tief-sinnigen Worte sagt: Glaube mir, ich möchte lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite sein.

Dies ist nicht bloßer Ehrgeiz, oder wenn man es so nennen will, so ist es das Erhabenste, wozu sich der Mensch emporschwingen kann. Denn freilich, war Rom, das damals die ganze Welt beherrschte, im Grunde etwas anderes als jene kleine unbedeutende Stadt? Der höchste Ruhm, die größte Verehrung des Helden, auch wenn ihm der ganze Erdkreis huldigt, was ist es denn nun mehr? Wird er niemals wieder vergessen? Ist vor ihm nicht etwas Ähnliches dagewesen? Es liegt eine große Seele in Cäsars Worten, die hier so kühn das anscheinend Höchste mit dem scheinbar Niedrigsten zusammenstellt. Es ist ein solcher Ehrgeiz, der diesen Ehrgeiz wieder als etwas Gemeines und Verächtliches empfindet, der sein großes Leben, das er führt, nicht höher anschlägt als das des unbedeutenden Bürgers, der das ganze Leben gleichsam nur so mitmacht, weil es eine hergebrachte Gewohnheit ist, und der nun in der Fülle seiner Herrlichkeit gleichsam als Zugabe, als einen angeworfenen Zierat, seinen Ruhm, seine glorwürdigen Taten, sein erhabenes Streben hineinlegt. Wo die Wünsche der übrigen Menschen über ihre eigene Kühnheit erstaunen, da sieht er noch Alltäglichkeit und Beschränktheit; wo andere sich vor Wonne und Entzücken nicht mehr fassen können, ist er kaltblütig und nimmt mit zurückhaltender Verachtung an, was sich ihm aufdrängt.

Mir fallen diese Gedanken bei, weil viele jetzt von den wahrhaft großen Männern mit engherziger Kleinmütigkeit sprechen, weil sich diese es einkommen lassen, Riesen und Kolosse auf einer Goldwage abzuwägen. Eben diese können es auch nicht begreifen, warum ein Sulla in seinem höchsten Glanze das Regiment plötzlich niederlegt und wieder Privatmann wird und so stirbt. Sie können es sich nicht vorstellen, daß der menschliche Geist, der hohe nämlich, sich endlich an allen Freuden dieser Welt ersättige und nichts mehr suche, nichts mehr wünsche. Ihnen genügt schon das bloße Dasein, und jeder Wunsch zerspaltet sich in tausend kleine; sie würden ohne Stolz, in schlechter Eitelkeit Jahrhunderte durchleben und immer weiter träumen und keinen Lebenslauf hinter sich lassen.

Jetzt ist es mir sehr deutlich, warum Cato und Brutus gerne starben; ihr Geist hatte den Glanz verlöschen sehen, der sie an dieses Leben fesselte. (Ludwig Tieck, Franz Sternbaldds Wanderungen, 1798.)

OLYMPIA UND HAGION-OROS.

Öffentliche Gymnasien mit großen sonnigen Übungsplätzen, von Hallen oder Baumreihen eingeschlossen, meistens vor den Toren in ländlicher Umgebung angelegt, waren notwendige Beigabe eines hellenischen Gemeinwesens, weil Ansehen und Einfluß unter den Mitbürgern sich hauptsächlich durch Reife und Tüchtigkeit jugendlicher „Gymnasialstudien“ bedingten. Keine religiöse Feier ohne Wettkämpfe! Gymnastik war im alten Griechenland Gottesdienst. Männliche Tüchtigkeit der Staatsbürger und Jugendkraft des nachwachsenden Geschlechts, meinte man in Hellas, sei den Göttern eine ebenso willkommene Gabe als Opfer an Feldfrüchten mit Hymnen und Lautenklang. Naturgemäße Vollendung des nach dem Bilde der Gottheit geschaffenen Menschenleibes und harmonischer Ausbau des irdischen Daseins überhaupt galten einst in Griechenland als sicherster Weg und als unabweisbare Berechtigung zu den Freuden eines künftigen Elysiums. Die abgehärmten Tugendmeister und Weltüberwinder auf Hagion-Oros (heiliger Berg Athos) deuten dagegen auf andere Bahnen und haben uns statt des freudenvollen Daseins und des heiteren Selbstgenusses von Olympia in ihrer verzweiflungsvollen Melancholie Bűbertum, Selbstverleugnung, Reue, Not und Tränen eines von Gott abgefallenen Jammergeeschlechtes als Sittengesetz und Vollendungsziel irdischer Strebsamkeit hingestellt.

Welche von diesen beiden Lebensansichten und Kampfmethoden für die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes im allgemeinen fruchtbringender, unserer Natur angemessener und ihrer gesegneten Wirkungen halber am meisten anzustreben und zu empfehlen sei, braucht man christlichen Lesern nicht erst des näheren auseinanderzusetzen. Denn was beide in ausschließlicher Herrschaft und Geltung während langer Perioden am Ende hervorgebracht und geschaffen haben, liegt jetzt klar und abgeschlossen aller Welt vor Augen, und wir glauben es auch ohne Verletzung zartfühlender, ängstlicher Gemüter sagen zu dürfen, daß auf diesem Gebiete offenbar eine Wendung eingetreten ist, und daß der erloschene Kredit von „Olympia“ mit allen seinen Seligkeiten und Erinnerungen wieder aufzuleben und in der öffentlichen Vorstellungsweise allmählich zu erstarken scheint. Oder werden Feindschaft und Kampf gegen die Physis und ihre von Gott verliehenen Gerechtesame in der gesitteten Welt nicht etwa zusehends schwächer, matter, hoffnungs- und willenloser, und tritt nicht beim lebendigen Verschönerungstrieb unseres Jahrhunderts endlich ein lang verkanntes Element, die zweite Wesenshälfte des Menschen, wieder in die natürlichen Rechte ein? Auf dem Pfade irdischer Glückseligkeit und himmlischen Ebenmaßes zum Ausbau und zur höheren geistigen Vollendung fortzuschreiten, ist im Gegensatze zur trüben Askese schuldbeladener Vergangenheit Losungswort und Norm der neueren Zeit. — — Die strengen Bűßer auf Hagion-Oros sagen allerdings das Gegenteil und meinen, von ihrem Standpunkt aus besehen, unsere Thesen sei eine Verirrung vom rechten Pfade, wo nicht geradezu eine Rückkehr zum überwundenen Heidentum. Wir lassen die frommen Ringer in ihrem unbestrittenen Rechte, und die Frage: ob es nicht besser sei, einer eben so törichten als ungerechten

Fehde zu entsagen und wohlgeordnet in unsere Lebensbestrebungen aufzunehmen, was wir doch nicht unterjochen können, mag jeder bei sich selbst entscheiden. Wir konstatieren nur eine Tatsache, deren Dasein und fruchtbares Entfalten man sich nicht länger verhehlen darf. Das althellenische Olympia, wie es war, kann allerdings nicht wiederkommen; aber auch sein Gegensatz ringt vergeblich, die in langer Herrschaft ausgenützte und abgelebte Wirkungskraft wieder aufzufrischen und herzustellen. Der sittlich-politische Gedanke, welcher im Altertum ein Olympia geschaffen hat, lebt und gärt noch heute ungebrochen fort. Was jetzt ist, genügt den sittlichen Bedürfnissen nicht mehr; es wird und muß etwas kommen, was noch niemals dagewesen ist, eine Form staatlicher Existenz, die den ganzen Menschen erfaßt und eben deswegen der Bildungsfähigkeit unseres Geschlechts allein genügen kann. — Heute ist der Olympiagedanke in Europa wieder soweit abgeklärt und in den Glaubenskreis des Jahrhunderts eingedrungen, daß er in seiner durchsichtigen Helle mit der trüben Atmosphäre und dem Walddunkel von Hagion-Oros in die Schranken treten kann. Das Schöne, das Menschliche in verjüngter und veredelter Gestalt ringt heute überall, besonders im gefühlvollen, reichbegabten Volke der Germanen, mit dem Unschönen, mit der Unnatur und mit den fratzenhaften Gebilden falscher Andacht und Pönitenzen um Herrschaft und Bestand. (Jak. Phil. Fallmerayer, Olympia, 1852.)

HELLAS.

Ohne Bedenken dürfen wir uns auf die Stimme der Geschichte sowie auf das Gefühl eines jeden berufen, welcher die Taten und Werke der Hellenenwelt im Zusammenhang mit ihrer Verfassung, ihren innern und äußern Verhältnissen, ihrer Gesetzgebung, Wissenschaft und Kunst aufgefaßt hat, daß in ihr ein Hauch schöner Sittlichkeit wehe, wie bei keinem andern Volke, und daß der magische Glanz, der es seit so vielen Jahrhunderten umströmt, nichts anderes sei, als der Widerschein einer gereinigteren Natur und eines inneren Adels ihrer Natur. Was die Alten von den Königen der Inder behaupteten, daß sie um vieles größer und vortrefflicher wären als ihre Untertanen, dasselbe kann in Beziehung auf andre Völker von den Hellenen behauptet werden. Und wie die Götter, nach dem Glauben des Altertums, aus der Masse der Menschen nur wenige auswählten, die sie ihres Unterrichtes würdigen, und selbst das Leben derjenigen schmücken, die sie wahrhaft glücklich machen wollen: so scheinen sie auch aus der Menge der Völker die Hellenen erwählt zu haben, um sie als ihre Begünstigten der Nachwelt aufzustellen. Denn auch noch jetzt, nach so mannigfaltigem Wechsel der Zeit und Verhältnisse, erscheint uns das hellenische Altertum nicht bloß als ein Gegenstand der Bewunderung in vielfachen Rücksichten, sondern auch in Betracht menschlicher Gebrechlichkeit mehr denn jedes andere Volk als mit edler Sittlichkeit erfüllt. Wo möchte wohl für die europäische Welt, so wie sie sich seit vier Jahrhunderten in ihren höchsten Beziehungen gestaltet hat, ein Ersatz zu finden sein, wenn es möglich wäre, die Fäden, die sie an das Altertum knüpfen, plötzlich zu zerreißen, oder wenn seine Werke vernichtet und selbst das Andenken an seine

Herrlichkeit und Größe in die Flut der Vergangenheit versenkt werden könnte? Wo möchte sie sich hinwenden, um in Tat und Wahrheit ein anderes Bild erhebender Tugend in menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen zu finden, wenn die Götter und Heroen dieses irdischen Olymps unsern Blicken entzogen und der Bau dieser wunderbaren Welt für uns eingestürzt wäre, in welchem auch das Größte nicht unglaubhaft erscheint, weil in ihr alles so hoch steht? Dieser Welt voll gewaltiger Kraft wie voll Anmut und Reiz, in welcher die Schönheit sittlich, die Sittlichkeit schön und beides als ein eigentümliches Gewächs der Natur erscheint, und in dieser Erscheinung das Beispiel eines Zusammenklanges von Eigenschaften gibt, welche vereinzelt wohl Beifall oder Achtung erzeugen, aber nur in ihrem harmonischen Verein das Gemüt entzücken und über sich selbst erheben können. (Friedr. Jacobs, Rede am 28. März 1808.)

HELLAS UND DER DEUTSCHE.

Es heißt aber das Rad der Zeit hemmen wollen, wenn man ein immer gleiches Verharren auf der Höhe der Jugend und Geisteskraft oder der Schönheit und des Wohlstandes fordert. Es ist unfreundlich und unweise, jeder Zeit jegliches zuzumuten, denn der Frühling kann nicht die Früchte des Herbstes bieten, noch der Winter mit dem Sommer wetteifern; und wenn die Kunst auch bisweilen der vegetabilischen Natur ein unzeitiges Erzeugnis abzwingt, so wird doch ein ähnliches Streben auf dem Gebiete der menschlichen Freiheit immer nur eine törichte Gigantomachie sein. Wie das leuchtende Gestirn des Tages, so rückt das Gestirn des Glückes und Wohlstandes aus einem Zeichen in das andere, und nur die Phantasie und der Wunsch kann zusammenfassen, was die Wirklichkeit immer getrennt haben wird. Allerdings wäre es wünschenswert, die Herrlichkeit des untergegangenen Altertums mit der Errungenschaft der neuen Zeit vermählen zu können; aber umsonst würden wir die Erfüllung dieses Wunsches erwarten, und töricht würden wir trauern über seine Verteilung. Nicht ein Quell fruchtloser Traurigkeit soll uns die Vergangenheit sein, sondern der Erquickung und Freude; nicht um die Wirklichkeit anzufeinden, sondern um uns an der Idee des ewig und unvergänglich Großen zu erheben, sollen wir in den Spiegel der alten Zeiten schauen, und vorzüglich in die Geschichte derjenigen Völker, die, als besondere Günstlinge des Himmels, die Welt durch edle Taten zu erfreuen und durch Werke tiefen Sinnes zu belehren berufen waren. Es gibt aber kein Volk, dessen Geschichte in dieser Beziehung ein wiederholtes Betrachten mehr verdiente als das hellenische. (Friedrich Jacobs, Über den Reichtum der Griechen an plastischen Kunstwerken und die Ursachen derselben, 1810.)

GOETHE UND ECKERMANN ÜBER DAS STUDIUM DER ANTIKE.

„Man studiere nicht die Mitgeborenen und Mitstrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Wert und gleiches Ansehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Mensch wird

das Bedürfnis dazu ohnedies in sich fühlen, und gerade dieses Bedürfnis des Umgangs mit großen Vorgängern ist das Zeichen einer höheren Anlage. Man studiere Molière, man studiere Shakespeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen.“

„Für hochbegabte Naturen“, bemerkte ich, „mag das Studium der Schrift des Altertums allerdings ganz unschätzbar sein, allein im allgemeinen scheint es auf den persönlichen Charakter wenig Einfluß auszuüben. Wenn das wäre, so müßten ja alle Philologen und Theologen die vortrefflichsten Menschen sein. Dies ist aber keineswegs der Fall, und es sind solche Kenner der griechischen und lateinischen Schriften des Altertums eben tüchtige Leute oder auch arme Wichte, je nach den guten oder schlechten Eigenschaften, die Gott in ihre Natur gelegt oder die sie von Vater und Mutter mitbrachten.“

„Dagegen ist nichts zu erinnern,“ erwiderte Goethe; „aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß das Studium der Schriften des Altertums für die Bildung eines Charakters überall ohne Wirkung wäre. Ein Lump bleibt freilich ein Lump, und eine kleinliche Natur wird durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Gesinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geisteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntschaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das herrlichste entwickeln und mit jedem Tage zusehends zu ähnlicher Größe heranwachsen.“ (Eckermann, Gespräche mit Goethe, 1827.)

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig







